This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07574861 0

Bibliothek
von
Fritz Reichert № .....

2 Bde

Geo Neumann

Romeo,

oder

Erziehung und Gemeingeist.

Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers

herausgegeben

von

Dr. Karl Hoffmeister.

Erstes Bändchen.

Essen,
bei G. D. Bädeker.

1831.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
591354B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B 1951 L

Vorrede des Herausgebers.

In den Osterferien besuchte ich den Professor ***, welcher in den hier mitgetheilten Briefen Gustav genannt wird. Dieser erzählte mir zufällig von der Ansiedelung seines Freundes Romeo am Missouri, und zeigte mir dessen literarischen Nachlaß, welcher aus Briefen, abgerissenen Gedanken, Reden und Abhandlungen bestand. Romeo hatte diese Papiere seinem Freunde mit der Erlaubniß zurückgelassen, davon durch den Druck bekannt zu machen, was er für gut fände.

Bücherverein 5/19/51 2 Vol.

Von dem Inhalte der Manuscripte angezogen, bat ich mir dieses Geschäft aus. Professor Gustav nahm meinen Vorschlag um so lieber an, da ihm seine eignen wissenschaftlichen Arbeiten und Unternehmungen

zur Ausscheidung und Anordnung dieser Papiere vor erst keine Zeit ließen. Auch würde ich, meinte er, aus diesem Nachlasse besser, als er selbst, das auszuscheiden verstehen, was allgemeines Interesse habe; ihn könnte seine enge Freundschaft zu dem Ausgewanderten in der Auswahl leicht irre führen.

Ich reis'te fröhlich mit dem ganzen Schatze von Papieren, welche bis zur Abreise Romeo's nach Amerika gehen, in meine Heimath, und verwandte einen Theil meiner Herbstferien auf die Auswahl, Anordnung und Abschrift dieser Briefe, Gedanken und Abhandlungen, welche ich hier dem Leser mittheile.

Was kein allgemeines Interesse hat, habe ich bei der Auswahl billig weggelassen; das Ausgehobene dagegen suchte ich in seine natürliche Verbindung zu einem Ganzen zusammenzuordnen. Alles was auf die Entwickelungsgeschichte, das Streben und die Lehrerthätigkeit Romeo's Licht werfen kann, ist wiedergegeben. Dieser Gesichtspunkt mag mich auch wegen der aufgenommenen Reden und Abhandlungen rechtfertigen, welche überdieß vielleicht für den gebildeten Leser, und, wenn ich von mir auf Andere schließen darf, besonders für Schulmänner auch ein für sich bestehendes Interesse haben möchte.

Wollte man die vorliegende Darstellung als einen Roman ansehen — und jedes gehobene Menschenleben, wenn es, wie gewissermaßen hier, als geschlossen betrachtet werden kann, stellt sich in der Gestalt eines Romans dar — so wäre diese Sammlung vielleicht eine neue Erscheinung in unserer Literatur: nämlich der erste Lehrer- oder Schulroman. Daher gehören auch hierher mit eben dem Rechte Erörterungen über Erziehung, als in einen Künstlerroman über Kunst.

Verwickelte Begebenheiten und überraschende Ereignisse enthalten die Blätter nicht; denn das wirkliche Leben, besonders das Lehrerleben, welches sie schildern, pflegt an dergleichen arm zu sein. Aber das wahrhaft Bedeutende sind die innern Ereignisse, welche ein strebender Geist selbst herbeiführt. Das geistige Menschenleben in seiner innern Entwickelung zieht uns mehr an, als was ihm äußerlich widerfährt.

Die gewöhnliche Romanenlectüre will viele gebildete Männer und edle Frauen nicht mehr befriedigen. Ihnen, wenn sie irgend einen Antheil an dem großen Werke der Erziehung unter uns nehmen, widme ich dieses Buch. Sie werden in ihm vielleicht die Bestrebungen, Wünsche und Leiden der bessern Jünglinge

und jungen Männer unſerer Zeit von dem beſondern Standpunkte eines Einzelnen aus, geſchildert wird.

Für den Verſtändigen brauche ich es nicht zu bemerken, daß ich, der Herausgeber, an den Fehlgriffen und Irrthümern in der Entwickelungsgeſchichte und dem Wirken Romeo's ſo wenig Schuld bin und Antheil habe, als der erſte beſte Leſer. Ich hatte, das übertrieben, verkehrt und irrig Erſcheinende auszuſcheiden, und ſo einen wirklichen Menſchen zu einem weſenloſen Idealgebilde zu machen, weder das Recht noch die Luſt.

Wahrgenommene Druckfehler.

S. 29. Z. 4. v. u. statt unaussprechlich lies unerschöpflich.
— 33. — 15. v. o. st. die richtige l. die richtigen.
— 38. — 2. — st. überspannte l. überspannten.
— 50. — 6. — st. ihre l. ihrer.
— 53. — 11. v. u. st. was ja l. was je.
— 59. — 2. — l. Schüler zu einen ꝛc.
— 68. — 12. v. o. st. verächtliche l. verächtlichen.
— 82. — 7. v. u. st. die größte l. die größten.
— 84. — 13. — st. um mich l. um sich.
— 85. — 11. v. o. st. im Herzen l. in Herzen.
— 93. — 11. v. u. st. immer mehr l. nimmer mehr.
— 93. — 12. — st. ihm l. ihn.
— 96. — 3. v. o. st. um sich l. um ihn.
—120. — 9. v. u. st. Handeln l. Handel.
—152. — 12. — st. Privatstunden l. Privatstudien.
—153. — 2. — st. die himmlische l. die irdische.
—171. — 3. — st. doch thun l. doch nicht thun.
—174. — 13 u. 14. v. o. st. zufiele l. gefiele.
—186. — 15. v. u. st. bilden l. bilden sollen.
—198. — 12. — st. Lichte l. Lichter.
—206. — 6 u. 7. v. o. st. unseres .... Romeo l. unseres Romeo.
—225. — 13 v. o. st. Gestalt l. Gehalt.

Bei dem Verleger dieses sind ferner unter andern erschienen:

Heilmann, N. L., Gedichte. 2 Bdchn. . . 2 Thl. 4 Sgr.
Hengstenberg, E., Psalterion, oder Erhebung und Trost in heiligen Gesängen. . . . . 20 Sgr.
Hoffmeister, Dr. K., Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre als Prolegomena zu jeder künftigen Allgemeinen Grammatik. 1. und 2. Bdchn. 1830. 1 Thl. 10 Sgr.
— — — Weltansichten des Tacitus (unter der Presse).
v. Kamp, H. A., Lieder für die Jugend. . . . 10 Sgr.
— — — Drei Erzählungen aus dem Leben des göttlichen Kinderfreundes. . . . . 8 Sgr.
— — — Natur- und Menschenleben. Drei Erzählungen für Kinder. . . . . 8 Sgr.
— — — Die Sänger im Frühlingshain. Mit einer Vorrede von Dr. F. A. Krummacher. 10 Sgr.
— — — Der Fruchthain und der Wald. . 10 Sgr.
Krummacher, Dr. F. A., Apologen u. Paramythien. 1 Th. 4 Sg.
— — — Bilder und Bildchen. . . . . 18 Sg.
— — — Hymnus an die Liebe . . . . . 10 Sg.
— — — Die Kinderwelt. Ein Gedicht in 4 Gesängen. . . . . 1 Th. 4 Sg.
— — — Parabeln. Sechste Auflage. 3 Bändchen 1829. . . . . 2 Thl. 6 Sg
— — — Das Wörtlein und, eine Geburtstagsfeie 1 Thl. 4 Sg
Krummacher, Dr. F. W., Gedichte. . . . . 21 Sg
Kiefer, H., das Demantkreuz. Eine romantische Erzählun aus dem griechischen Freiheitskriege. . . 1 Th
Nonne, J. H. E., Gedichte und Parabeln. . 1 Thl. 4 Sg
Reinbeck, Dr. G., Abendunterhaltungen für gebildete weib liche Kreise. 2 Bdchn. . 2 Thl. 8 Sg
— — — Lebensbilder. Erzählungen und Novellen 3 Bdchn. 1829. . . . . 4 Thl
Scott, Walter, die Jungfrau vom See. Ein Gedicht in Gesängen. Aus den Englischen von Dr. Storck. . . . . 1 Thl. 12
— — der Fürst der Inseln. Ein Gedicht in 6 sängen mit histor. Anmerk. Aus dem metrisch übersetzt von Dr. E. W. A Mit 1 Kpf. 1830. . . . 1 Thl. 20
Storck, Dr. A., Darstellungen aus dem preußischen R und Mosellande. 2 Thle. m. Kpf. . 3
Yorik empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. dem Engl. m. Anmerk. von Dr. H. A. Clemen. 18

Erstes Buch.

Den 12. October.

Daß wir oft denen Schmerzen verursachen müssen, welchen wir nur Freude machen möchten! Das Andenken an die betrübten Eltern in der Heimath geht wie ein trüber Streif durch die hoffnungsvollen Tage meines neuen Lebens.

Zu derselben Zeit, als man mir die hiesige Lehrstelle anbot, wurde ganz in der Nachbarschaft meines Geburtsorts eine Pfarrei ledig. Die Meinigen suchten mich auf alle Weise zu bewegen, mich um diese Stelle zu bewerben, welche ich bei meinen Ansprüchen, dem Einfluß meiner Familie, dem guten Vorurtheil der Gemeindeglieder gegen mich, unfehlbar erhalten würde. Ich hatte für meine Neigung, meine Idee, welche mich hierher zog, einen harten Kampf zu kämpfen.

Mein Vater stellte mir vor, wie einträglich die Stelle wäre, welch' ein ruhiges, bequemes Leben mich in der Nähe meiner Eltern und Freunde erwarte, wie unklug es wäre, das Glück in weiter Ferne zu suchen, welches sich in der Heimath von selbst und sicherer anböte.

Ich konnte diesen Gründen Nichts, als meine entschiedene Neigung für das Lehrfach entgegensetzen. Vater, rief ich, es gibt für den Menschen kein größeres Glück, als wenn er das Gute, das er sich errungen hat und das ihn bewegt, auf eine geordnete, ungestörte Weise äußerlich im Leben darstellen kann, als wenn er für sein Talent und seine Kenntnisse die entsprechende Stelle der Anwendung findet. Schon Jahre lang sehnte ich mich nach einem mir ganz entsprechenden Wirkungskreis, mein Hauslehrerleben konnte mich auf die Dauer nicht befriedigen, und nun, da mir die Vorsehung und mir gewogene Menschen ein solches Amt anbieten, welches meinen Wünschen ganz entspricht, sollte ich dem Rufe nicht folgen, sollte ich einen andern Wirkungskreis vorziehen, zu dem ich im Grunde doch nicht passe?

Romeo, wandte der Vater ein, hast du dich auch gehörig geprüft? Bist du dir deiner Neigung auch ganz gewiß? Dieß überlege doch recht, ehe du eine so herrliche Stelle ablehnst, wie sich dir vielleicht in deinem Leben keine ähnliche mehr anbieten wird, ehe du gleichsam aufs Ungewisse in ein fremdes Land, unter fremde Menschen gehst. — Du hast als Hauslehrer Gefallen am Unterricht bekommen, und meinst nun, daß dich deine eigenthümliche Natur zum Lehrstand bestimme. Aber vielleicht irrst du dich. Als Hauslehrer hattest du ein viel leichteres Geschäft und ein bequemeres Leben, als du als öffentlicher Lehrer einer großen Anstalt haben wirst. Du erzogst unter Mitwirkung der Eltern wenige, nicht herangereifte Kinder in einer gebildeten Familie. Wenn du es aber nun an einer öffentlichen Schule mit einer großen

Anzahl erwachsener Knaben und Jünglinge zu thun bekommst, wird dann deine Lust bei den gesteigerten Anforderungen, bei allen Störungen und Hindernissen noch ungeschwächt bleiben? Wirst du in dem schweren Lehramte fern von der Heimath nicht vielleicht den Muth verlieren, und dich zu spät nach einer glücklichen Landpfarre zur Ruhe zurücksehnen?

Meine Antwort war, daß ich in dem angetragenen Lehramte mehr Befriedigung erwarte, als in meinen frühern Verhältnissen, denn ich unterrichte lieber Erwachsene, als Kinder; auch böte ein Lehrercollegium für das mitwirkende Familienleben reichen Ersatz.

Der Vater sagte: Wenn du Erwachsene zu unterrichten bekommst, so vermehren sich die Schwierigkeiten und Anstrengungen, und ein großes Lehrercollegium lähmt den einzelnen Lehrer eher, als es ihn unterstützt. Gewöhnlich stimmen die Lehrer nicht mit einander überein, und verbittern sich unter einander ihr Leben. Ich fürchte, daß du in jener Stelle bei weitem größere Schwierigkeiten finden wirst, als du denkst, und vielleicht viele, welche dir bisher gar nicht in den Sinn gekommen sind. Betrachte dagegen das gemächliche, sorgenfreie Leben, welches dich auf dieser ruhigen Landpfarre erwartet.

Wenn mich nur das Pfarramt so anspräche, antwortete ich, so würde ich gewiß Ihren Wunsch erfüllen.

Sonst sprachst du mir doch immer begeistert von dem Berufe eines Predigers, erwiederte mein Vater. Du studierteſt deine Theologie mit Fleiß und Erfolg, und hast es so weit gebracht, daß du mit Beifall auf der Kanzel redeſt. Die Liebe zum Predigeramte kann in einigen

Jahren in dir nicht erloschen sein. Sie lebt gewiß noch in deinem Herzen, aber sie ist zurückgedrängt worden durch deine Beschäftigung mit der Erziehung. Rege sie nur wieder an, diese Liebe, und du wirst sie von neuem, vielleicht stärker, als früher, in dir aufsteigen sehen; du wirst finden, daß du dich zum Pfarrer eben so, vielleicht besser, als zum Lehrer, schickst.

Aber ich kann es unmöglich über mich gewinnen, entgegnete ich, in eine Lebensbestimmung einzutreten, zu der ich nicht das volle Herz mitbringe. Meine Ansichten haben sich seit Jahren geändert, mein Leben hat eine andere Richtung genommen. Ich muß dem Ideal folgen, für welches ich mich ergriffen fühle.

Das sei ferne von mir, versetzte der Vater, daß ich dich bereden wollte, einen Beruf anzutreten, zu welchem du keine Neigung hast. Deine Eltern wünschen es zwar, es wäre ihr größtes Glück und der Trost in ihrem Alter, wenn du, mit mir gemeinschaftlich, in unserer Nähe das Evangelium verkündigtest. Ich habe mich schon seit vielen Jahren diesem Ziele entgegengesehnt. Dessenungeachtet aber mahne ich dich von diesem herrlichen Wirkungskreis ab, wenn du dazu keinen Beruf in deinem Herzen fühlst. Mein väterlicher Rath geht nur dahin, dich ernstlich zu prüfen, ob wirklich die wahre Lust zum Predigeramte in deinem Herzen erloschen ist. Findest du dazu noch Neigung in dir, so halte sie fest, mein Romeo; so werd' ihr in dem Augenblick nicht untreu, wo du an dem Ziele angelangt bist, auf das du dich schon so lange vorbereitet hast, so erfülle den schönsten, langgehegten Wunsch deiner alten Eltern.

Ich erwiederte, daß ich schon auf der Universität das Studium der Theologie mit dem der Philologie und Philosophie verbunden hätte, und daß mein Streben und meine Neigung für diese vorherrschend seien. Seit ich mich mit mir selbst verständigt hätte, sei es mir klar geworden, daß Landpfarrer zu werden, nicht meine Bestimmung sei.

Mein Vater meinte dagegen, wenn auch nur noch eine schwache Lust zum Predigerleben in mir wohne, so sollte ich mich an sie anschließen und sie weiter ausbilden. Die Lust würde sich vermehren, wenn ich im Pfarramte mit Erfolg thätig wäre und dessen belohnenden Frieden genösse. Fände ich dann im Fortgange dieser herrlichen Wirksamkeit, daß sich meine Natur dazu gar nicht eigne, so könnte ich ja immer noch zum Lehrstande übergehen. Auch könnte ich, wenn mein Herz so ganz am Unterricht hänge, als Pfarrer ein Knabeninstitut anlegen, wozu ich hinreichende Muße haben würde. Dadurch würde ich meine Neigung befriedigen, und mein Einkommen vermehren.

Gegen diese Gründe machte ich meine entschiedene, vorherrschende Liebe zum Lehrfache geltend, welchem ich mich ausschließlich und im Großen mit allen Kräften zu widmen wünschte. Aber ungeachtet aller Bemühungen gelang es mir nicht, meinen Vater in meine Ansichten und Ueberzeugungen ganz einzuführen.

Bei solchen und ähnlichen Unterredungen kamen auch Mutter und Schwester in das Zimmer. Ich weise auch auf diese hin, fügte mein Vater bei. Bedenke dich wohl, ehe du die Hoffnungen, welche du jahrelang in uns

nährteſt, zu nichte machſt. Wenn du dir in weiter Ferne ein neues Vaterland ſuchſt, entziehſt du dich der Gelegenheit, deinen Eltern Freude zu machen, und verſchließeſt dir den Rückweg zu den Deinen, in deine ſchöne Heimath. Geſetzt nun, du fändeſt dich in dem Berufe, den du wählen willſt, nicht befriedigt? Dann hätteſt du deine Eltern und Schweſter nicht glücklich, und dich höchſt unglücklich gemacht. Du entbehrteſt dann auch unſern Troſt und Zuſpruch.

Und hier, fuhr die Mutter fort, biſt du von Jedermann geliebt und geachtet; dort aber mußt du dir die Liebe der Leute erſt erwerben.

Du gehſt gewiß in ein gefahrvolles, unruhiges Leben ein, fuhr der Vater fort, und verſcherzeſt das Glück ländlicher Ruhe und ſtiller, geſegneter Wirkſamkeit. Sag' ſelbſt, Romeo, was fehlt dir zum vollkommenen Glück, wenn du bei uns bleiben willſt? Die Pfarre, in die man dich wählen will, liegt in einer wunderſchönen Gegend, am Abhange eines Berges mit einer weiten Ausſicht über das gehügelte, geſegnete Land; die Wohnung iſt zwar klein, aber bequem und ich will ſie dir ſo niedlich zurecht machen laſſen, daß du deine Freude daran haben ſollſt; das Einkommen iſt reichlich und wird geſteigert durch die Wohlfeilheit aller Bedürfniſſe in unſerer Gegend; überall haſt du Freunde und wohlgeſinnte Menſchen und ein Reitpferd will ich dir anſchaffen, welches dich ſchnell die Stunde Wegs hierher zu deinen Eltern trägt. Dabei erfreuſt du dich der edelſten Wirkſamkeit, biſt frei und ungebunden, wie es ein Menſch nur immer ſein kann, und haſt in dieſem Amte mehr Muße, dich

literariſch zu beſchäftigen, als im Lehramt. Du biſt, die geringe Amtsthätigkeit abgerechnet, ganz dein eigner Herr, und wahrlich! in jeder Hinſicht in einer beneidenswerthen Lage. Denke dir bei dieſen gewiſſen Gütern deine Lage, welche dich als Lehrer erwartet, die vielen, überhäuften Arbeiten und Mühſeligkeiten, die verhältnißmäßig geringere Beſoldung, die unſichern Verhältniſſe, in die du trittſt, die unbekannten Menſchen und die fremde Stadt; und mich dünkt, die Wahl könnte dir nicht ſchwer werden.

Bleibe bei uns, ſagten die Eltern, die Schweſter. Du biſt unſer einziger Sohn, unſer einziger Bruder. Verlaß uns nicht!

— Ich verließ ſie dennoch. Aber der Abſchied von den Lieben wurde mir doppelt ſchwer, weil mir es nicht gelang, ihnen meine Ueberzeugung und Gefühlsſtimmung mitzutheilen. Sie willigten in meinen Entſchluß ein, ohne ihn vollkommen gut heißen zu können.

Den 20. October.

Geſtern, lieber Guſtav, bin ich feierlich durch einen Regierungsbevollmächtigten in mein Amt eingeführt worden. Es war für mich ein hoch wichtiger Tag, deſſen feſtliche Weihe in meinem Gemüthe dauernd bleiben möge! Ich lege dir hier meine Antrittsrede bei. Sage mir darüber dein Urtheil! Wie es auch fallen möge, — es wird mir willkommen ſein, wenn du nur mit dem Geiſt zufrieden biſt, der ſich darin ausſpricht, in dem ich jetzt lebe.

Antrittsrede.

Vor Ihren Augen, hochzuverehrende Anwesende, bi
ich feidlich eingeführt worden in die Pflichten und Obli
genheiten eines *** Unterthanen, ist mir feierlich da
ehrenvolle Amt übertragen worden, zu dessen Verwaltun
Sie mich in Ihre Mitte berufen haben.

Diese Stunde ist mir eine der wichtigsten und e
freulichsten meines Lebens. Sie leiht meinem vergang
nen Leben Sinn und Bedeutung, indem sie meine ma
nigfachen Bemühungen ihrem Ziele entgegenführt; s
breitet vor mir eine herrliche Zukunft aus, die angefül
ist von einem schönen Wirken und von der schönste
Freude, welche mit einer geordneten und edeln Thäti
keit nothwendig verbunden ist. Und wenn ich mir daz
die allgemeine Theilnahme vergegenwärtige, welche ein
so glänzende Versammlung hochgeachteter Männer un
Frauen hier zusammengeführt hat, wenn ich das Woh
wollen und die Aufmerksamkeit erwäge, womit Sie mi
in Ihrer Mitte empfangen haben, komme ich mir eine
so vielfachen Glückes nicht würdig vor. Ich sehe mic
demüthig und beinahe bang beim Beginn meiner Laufbah
mit einer solchen Auszeichnung und Ehre geschmückt, wel
che ich nur dann verdiente, wenn ich die Erwartunge
wirklich erfüllt hätte, die Sie jetzt von mir hegen.

Als Ihr Mitbürger, als der Lehrer Ihrer hier an
wesenden Kinder, als der College hochgeachteter Männer
möchte ich in der Stunde, die mich in alle diese neue
Verhältnisse einführt, ein würdiges und bedeutendes Wor
sprechen; und für das Zutrauen, welches Sie mir schen

ken, wünschte ich Ihnen als ein kleines Gegengeschenk, wie später durch die That, so jetzt im Worte das Beste geben zu können, was ich habe. Ich kenne aber nichts Würdigeres, und habe nichts Besseres, als die Idee, welche mich in Ihre Mitte führte. Und von dieser Idee will ich vor Ihnen sprechen, diese Idee will ich vor Ihnen verkünden, gesetzt auch, daß mein ganzes zukünftiges Wirken, mit ihr zusammengehalten, in Nichts verschwände. Denn wenn des Menschen Streben von dieser Idee auch Wenig oder Nichts erreicht, so soll sie dennoch für unsere Gesinnung dieselbe Bedeutung behalten, der Leitstern unseres Lebens sein und wir nie müde werden, sie durch das Wort zu verherrlichen.

Wir verstehen unter Idee im Allgemeinen jene höhere Ansicht der Dinge, die uns den geistigen Blick zu dem hinschweifen läßt, was sich dem sinnlichen Auge entzieht, die von dem, was ist, uns den Gedanken erhebt zu dem, was seyn sollte, und die unsern Bestrebungen und Wünschen ihre höchsten Ziele und allgemeingültigen Zwecke vorhält.

Ohne diese Idee kann weder im Kleinen noch im Großen Etwas geschehen, was wirklich zu loben ist. Die heilsamsten Umgestaltungen in der Weltgeschichte sind von jeher von dieser höhern Ansicht ausgegangen und auch das engste Leben muß in der Idee seine Weihe und seinen Halt finden. Die flüchtigste geistige Erscheinung, die, im Zauber der Anmuth kaum bemerkt, an dem Blicke vorübereilt, wie das Erhabenste im Menschenleben, was die Brust mit stets sich erneuernder Bewunderung füllt, verdankt dieser Idee sein Daseiu.

Herzerhebend ist der Anblick eines Mensche
Glück und Leben dem Gemeinwohl und Vaterla
Opfer bringt; bewunderungswürdig die Kraft, d
Märtyrers Antlitz noch im schmählichen Tode
und hocherhaben die Größe des Weisen, welch
Sieger im Kampfe mit den Vorurtheilen seiner Z
den Verhältnissen, sein Leben zu hoher Trefflichkeit
bildet und uns an sich das Urbild schöner Mens
erscheinen läßt. Es ist aber eine Idee, welche d
terlandsfreund, welche den Märtyrer, welche den
beseelt; und Ideen sind es, die sich oft über gan
ker verbreiten und Jahrhunderte beherrschen. Di
stuslehre selbst ließ nur dadurch eine neue Zeit
hervorgehen, daß sie das arme Menschengeschle
einer neuen göttlichen Idee beglückte.

Aber auch in unserm kleinern, alltäglichen
zeigt sich die Idee wirkend, gestaltend und b
Ein Mensch, welcher ohne die Erhebung des Ge
und Gemüthes, welche die Idee bringt, das Gesch
Tages treibt, und, den Blick auf die Erde geheft
Leben durchlebt, kann uns nicht zusprechen. Jede
Verbindung unter Menschen muß durch die Idee
sein; ja selbst geselliger Scherz und unterhaltende
können dem Gebildeten nur dann gefallen, w
von einer schönen Idee erhellt, beseelt sind. Di
Beziehung auf sie veredelt sich auch der sinnliche
Ja, wahrlich! auch in dem engsten Leben begeg
dieser himmlische, ewige Geist, diese Offenbar
Göttlichen, und entzündet auch in dem kleinste
den verwandten Theil unserer Seele.

Wo uns im Großen oder Kleinen eine Idee anklingt, da fühlen wir uns in unserm tiefsten Wesen wunderbar ergriffen, da strebt unsere Seele sich loszuwinden von den irdischen Banden, da fliegt sie dieser höhern Erscheinung entgegen und wird in der Betrachtung, der Berührung, der Vereinigung mit ihr einer Beseligung theilhaftig, nach der wir uns die ewige vorstellen mögen.

Es gibt verschiedene, nach Art und Werth von einander getrennte Ideen, oder, wenn Sie lieber wollen, die Eine ewige Idee bricht sich nach den verschiedenen Beschäftigungen und Bestrebungen der Menschen, und stellt sich nach deren verschiedenem Standpunkte dem Auge verschieden dar. So durchschneiden tausend Bäche, Ströme, Segen verbreitend das Festland, wo der Mensch sich angesiedelt hat, aber alle führen zum Ocean. Welches ist nun die Idee, die dem Lehrer, dem Erzieher zukommt? zukommen soll? die sich segensvoll durch sein Geschäft und Leben ergießt?

Indem ich diese besondere, den Lehrer begeisternde Idee ausspreche, will ich Ihnen nichts Neues nennen: thäte ich es, so sagte ich Etwas, was Tadel verdiente; denn es handelt sich hier ja nicht um eine Privatmeinung, sondern es gilt die Richtschnur, die wir bei einem öffentlichen, uns von Ihnen übertragenen Amte thätig befolgen, von einem Gedanken, den wir Lehrer mit Ihnen, geliebte Eltern und Mitbürger, verwirklichen sollen. Vielmehr habe ich Ihnen eine Idee auszusprechen, die von Ihnen Allen anerkannt und gewürdigt ist, über welche die Erzieher, die Gebildeten Deutschlands, einverstanden sind, welche von unserer erleuchteten Regierung als Ziel

allen allgemeinen Lehranſtalten vorgehalten iſt. Sie heiß
Geiſtesbildung.

Der Schüler ſoll nicht nur *lernen*, er ſoll au
durch das Lernen *gebildet* werden. Jenes iſt Mitt
dieſes iſt Zweck. Durch das zu Erlernende ſoll für ei
reinmenſchliche Ausbildung des Schülers geſorgt werde
Sie iſt bei weitem das Entſcheidende, das nothwendig
Fordernde; alles Andere iſt Vorbereitung, Hülfsmitt
und mehr beliebig und zufällig.

Jene freie, edle Geiſtesbildung, die den Blick u
das Gemüth des Knaben über den engen Kreis sein
Umgebung hinaus erweitert, welche die Fähigkeiten d
Schülers ſteigert und alle ſeine Anlagen erregt und weck
dieſe Geiſtesbildung, bei der man nicht nach dem zu fr
gen hat, was ſie nütze und einbringe, weil ſie den Wer
in ſich ſelbſt trägt, ja die auch dann noch dem Menſche
das höchſte Gut bliebe, wenn ſie ihm Schaden brächt
dieſe ächtmenſchliche Bildung iſt die Idee, die dem Lehre
die den Eltern vor Allem Noth thut.

Geiſtesbildung! ein hocherhabener Gedanke, den d
größten Geiſter ihrer angeſtrengteſten Forſchungen fi
werth hielten, an den die tüchtigſten Menſchen die vol
Kraft ihres Lebens ſetzten, in dem die edelſten Gemüth
das ſchönſte Glück und den Troſt ihres Daſeins fanden
Geiſtesbildung, die uns über die äußere Natur die Ei
ſicht und die Herrſchaft gibt, und die eigne Welt in u
ſerm Buſen unſerm Verſtändniß erſchließt, die uns
dem Urquell des Guten, Wahren, Schönen emporträg
die uns eigentlich erſt zu dem macht, was wir von N
tur aus nur dem Vermögen — der Möglichkeit nach ſin

zu wirklichen, wahrhaftigen Menschen! Diese Idee gibt dem Lehrerstande seine Weihe und Würde, erhebt ihn zum ersten Stande des Staates, reiht den Lehrer an die Wohlthäter des Menschengeschlechtes. Viel haben wir denen zu danken, die uns das Leben gaben, mehr denen, die es uns verstehen und recht gebrauchen lehrten. Viele Gaben gehen von dem Menschen zu dem Menschen über, aber keine größere, als Belehrung und Bildung. Viel Herrliches kann vollbracht werden auf dem Erdenrund, aber zu dem Herrlichsten gehört, Menschen zu erziehen, unsterbliche Geister der ewigen Wahrheit inne, ihres unsterblichen Geistes gewiß werden zu lassen.

Ich will es frei bekennen, daß diese hocherhabene Idee mich den Lehrerberuf vor jedem andern wählen ließ; ich will es nicht verbergen, daß dieser Stern allein mich in Ihre Mitte führte; und ich will es laut aussprechen, daß diese Sonne meinem Streben und Wirken allein Licht und Wärme leiht. Andere mögen andere Ziele vorfolgen, aber ich will mich des Bekenntnisses nicht schämen, daß ich der wärmste Anhänger der Idee bin, daß meine besten Freuden in ihr wohnen, und daß mir sogar der aus ihr fließende Schmerz willkommener ist, als dumpfer, ideenloser Sinnengenuß oder gemeines Jagen nach Gut und Vermögen. Wenn etwas Gutes an mir ist, das Beste davon verdanke ich der Idee, und ich werde schwach und muthlos zusammen sinken, wenn mir diese Stütze entrissen werden sollte.

Die hier bezeichnete Idee aber thut vor allen, oder doch vor den meisten Menschen, die in einem Amte thätig sind oder einflußreich wirken wollen, dem Lehrer Noth.

Bei den meisten andern Geschäften mag man ausreichen, wenn man sich an die äußerlich vorgeschriebene Regel hält, wenn man den Buchstaben des Gesetzes genau und pünktlich erfüllt. Wo aber ist die äußere Regel, die alle Pflichten des Lehrers bestimmte? Muß er zu dem Buchstaben des Gesetzes nicht das Beste aus der Fülle seines eignen Herzens hinzuthun? Wie er lehren, bilden soll, kann nicht vollständig bestimmt, und in welchem Geiste, kann nicht befohlen werden! Und hängt davon nicht der beste Erfolg und die ganze Würde seines Amtes ab?

Viele sonstigen Geschäfte behandeln Gegenstände, die mit Händen zu greifen, mit der Elle zu messen, mit dem Gewicht zu wägen, in feste Formen zu schlagen sind, die der Verstand vollkommen begreifen und das sinnliche Auge leicht überblicken kann. Das Land aber, in das der Erzieher seinen Saamen streut, ist seinem sinnlichen Auge verborgen: keines Menschen Verstand hat es noch durchmessen, und keinem sterblichen Auge ist seine eigenthümliche Gestalt verkörpert erschienen. In das Unsichtbare greift der Lehrer hinüber, ewige Geister erzieht er. Das Geistige, Ewige aber kann unsere Seele nur dann finden, wenn die Idee sie führt. Und jener Saame selbst ist unsichtbar, ihn trägt nur das ätherische, schwebende Wort vom Herzen zum Herzen hinüber.

Nur wenn der Bildhauer von einer hohen Idee erfüllt ist, kann er den Meißel an den rohen Marmor legen, und nur wenn er bei aller Schwierigkeit der Ausführung auch in den unbedeutenden Zügen und den kleinsten Verhältnissen dem Einen Urbild seiner Seele getreu

bleibt, wird seine bildende Kraft das Meisterstück vor unser entzücktes Auge zaubern. Eben so muß ein hocherhabenes Bild dem Künstler vorschweben, der den Wunderbau des Doms zum Himmel emporsteigen heißt und die tausendfältigen kleinen Verzierungen mit der ruhigen, einfachen Größe zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen versteht. Aber in einem noch größern Maaße haben Lehrer und Eltern die Idee nöthig, sie, die nicht einer todten, vergänglichen Masse, sondern dem unsterblichen Leben des Geistes Harmonie, Gestalt und Form geben. Der Erzieher ist der größte Künstler: es gibt kein größeres Meisterwerk der bildenden Kunst, als einen wohlgezogenen Menschen. Vor der vollendeten Gestalt einer schönen Seele verbleicht das Wunderbild aus griechischer Meisterhand, und höher noch, als des Domes Riesenbau, erhebt uns der Anblick eines klargebildeten, edeln Geistes.

Die Idee ist dem Lehrer die ewigsprudelnde Quelle der reinsten Freude, sie enthält seinen unmittelbaren, sichersten Lohn, und ebendieselbe ist seine tröstende, ermuthigende Freundin. Sie läßt alle einzelnen Bestrebungen und Bemühungen des Lehrers als Theile eines höhern Ganzen zusammentreten, verbindet sie zu einer harmonischen Einheit, durchdringt sie mit ihrem höhern Geiste und Leben. Wo sich aber in unserm Thun etwas Halbes, Unvollständiges, blos Aeußerliches findet, da treibt sie den Menschen und läßt ihm keine Ruhe, bis er das Mangelhafte vervollständigt hat, bis er vom Aeußern in das Innere vorgedrungen ist.

Aber die ächte, den Menschen durch und durch durchdringende Idee, die den Kopf erleuchtet und das Herz

erwärmt, soll nicht allein im Einzelnen leben, sie soll
Lehrer einer ganzen Bildungsanstalt vereinen, sie alle
Geiste und in der Wahrheit zum herrlichsten Bunde
binden; ja diese Begeisterung bringende Idee soll
über Vater, Mutter, Bruder, Schwester, über alle B
ger einer Stadt ergießen und ausdehnen und sie alle
treiben, an dem großen Erziehungsgeschäft werkthäti
Antheil zu nehmen.

Der Einzelne vermag für sich in diesem gro
Werke beinahe gar nichts, und auch alle Lehrer zusa
men, die ganze Schule vermag nur Weniges, Unzuläng
liches. Nur wo Alle, Lehrer und Bürger, sich in di
Hände arbeiten, Einer den Andern ergänzt, kann di
Jugendbildung einer Zeit im Großen gedeihen.

Dieses Zusammenwirken ist aber nicht möglich, ohn
daß alle Mitwirkenden von Einer Idee ergriffen sind.

So lassen Sie denn, hochgeehrte Anwesende, di
Idee der Geistesbildung unser geistiges Gemeingut sein
welches uns zum gemeinschaftlichen Wirken eng mit ein
ander verbindet, und unserm Streben Vollendung un
Einheit gibt. Nur wenn wir in der Idee vereinigt un
ermüdlich zusammenwirken, können wir unsere Jugend z
einem edeln, kräftigen, gesunden Leben hinanführen, z
Menschen bilden, die besser seien, als wir sind. Dann
ist jeder Bürger unser Mitlehrer und Miterzieher, jede
Vater und jede Mutter ein Mitglied des Lehrercollegi
ums, und die ganze Stadt eine große Bildungsanstalt, i
der nicht allein durch Lehre und Unterricht, sondern auc
durch Beispiel, Sitte und Gewöhnung und von den ver
schiedensten Seiten einstimmig auf die Jugend gewirkt wird

Dieſe Idee laſſen Sie uns anſtreben; erreichen wir ſie auch nicht vollkommen, ſo wird ſchon das Streben nach ihr uns reichlichen Gewinn bringen.

Den 23. October.

Ich lebe mich in meine neue Verhältniſſe täglich mehr ein, und das Meiſte ſpricht mich an. Alles iſt nach meinem Sinn, Stadt, Gegend, Menſchen, meine ganze Lage und Stellung. Endlich habe ich den ſchon lang geſuchten Wirkungskreis gefunden, in dem ich mein beſſeres Selbſt geltend machen and bethätigen kann, welcher meine ſchönſten Kräfte und Triebe in Anſpruch nimmt, belebt und ſtärkt.

Daß uns aus einem uns ganz erfüllenden Wirkungskreis eine ſolche täglich, ſtündlich neue, belebende Seligkeit zufließt, wie ich es jetzt erfahre, ich ahnete es früher nicht. Mein ganzes Leben, Freund, hat einen neuen Schwung, einen höhern Flug bekommen!

Den 24. October.

Ich bin Lehrer! — Fragſt du, wer das menſchliche Geſchlecht von einer Stufe der Bildung zur andern erhoben habe? — es waren Lehrer. Ich ſchließe mich an die Reihe dieſer Edeln an. Die Wiſſenſchaft iſt jetzt der reinſte Strom, welcher durch die europäiſche Menſchheit fließt. Ich ſchöpfe aus ihm ſtärkenden Labetrank, und theile ihn Andern mit. Ich trage meinem Vaterlande einen Theil meiner großen Schuld ab. Das Intereſſe

meines jetzigen Amtes verschlingt sich mir mit der Aufgabe und größten Sorge meines Lebens: indem ich Knaben und Jünglinge bilde, reife ich selbst zu immer größerer Bildung hinan. Gebend empfange ich. Mein Lehreifer erhöht meine eigne Kraft, und vermehrt meine Kenntnisse. Indem ich Andere veredele, veredele ich mich selbst, und zwar um so sicherer, natürlicher, da ich es nicht unmittelbar, ängstlich will und suche. So erlangt und erhält der am sichersten die Gesundheit seines Körpers, welcher in reiner Luft und in stärkender Beschäftigung lebt, ohne daß er absichtlich, mühevoll darnach zu streben braucht, gesund zu werden. Die Gesundheit stellt sich von selbst ein. Auf eine ähnliche Weise muß auch eine edle geistige Thätigkeit den Geist gesund und edel machen. Die Seele nimmt den Eindruck, die Form dessen an, womit sie sich mit Liebe beschäftigt.

Den 26. October.

Alle Privatstudien müssen natürlich einstweilen zurückstehen. Mein Amt nimmt mir meine ganze Zeit weg. Kaum, daß ich bisweilen ein Stündchen finde, mich zu Dir zu flüchten, und Dir und mir zugleich Rechenschaft über mein Thun und Treiben zu geben. In dem brieflichen Umgang mit Dir hole ich mir geistige Sammlung und Erhebung.

Du mußt aber mit meinen Briefen Geduld haben. Sie sind eigner Art, halb Briefe, halb Tagebücher, Herzens- und Geisteserleichterungen, Selbstgespräche. Es ist mir bei ihnen nicht sowol um Dich, als um mich selbst

zu thun. Unsere Freundschaft ist mir Mittel, mich im Leben zurecht zu finden, mir den Geist besonnen und das Herz frei zu erhalten. In welchen edlern Dienst könnte die Freundschaft auch treten? So ist sie das Mittel zu dem besten Zweck.

Den 27. October.

Jene Wahrheit, daß wir lehrend am besten lernen, erfahre ich jetzt in ihrem ganzen Umfange, bis ins Einzelnste hinein. Ich präparire mich auf meine Lehrstunden mit der größten Sorgfalt, ohne mir jedoch zu genügen. Beinahe in jeder Lehrstunde streife ich an einen Gedanken, der mir nicht vollkommen klar, berühre ich eine Sache, die mir nicht ganz geläufig ist. Ueberall Lücken, Unvollständigkeiten, Unsicherheit. Nach jeder Lehrstunde muß ich mir sagen: das hättest du deutlicher ausdrücken sollen; das hast du im Unbestimmten schweben lassen, weil du keine genaue, anschauliche Kenntniß der Sache hast; das hast du im Vortrag nicht ordentlich begründet, weil deiner Vorstellung die Einsicht fehlte; da fühltest du dich unbehaglich während des Unterrichtens, weil dich die Klarheit verließ; da hast du eine verständige Frage mit einem Gemeinplatz abgefertigt, weil du doch antworten wolltest.

Wie bescheiden machen solche stündliche Erfahrungen! Aber ich fülle die Lücken durch meinen Eifer aus, und hoffe von meinem Fleiße das Beste.

Mein wissenschaftliches Streben ging bisher zu sehr ins Breite und Große. Daher habe ich jetzt so viel Einzelnes, Historisches nachzuholen, was für den Lehrer

grade vom größten Belang ist und oft einzig in Frage kommt. Früher ging meine wissenschaftliche Richtung zum Allgemeinen hin, jetzt bewegt sich mein Gedankengang im Besondern.

Es ist ein eigner Genuß, seine Kenntnisse nach irgend einer Seite hin zu ergänzen. Wir sehen gleichsam unsern Geist wachsen und sich erweitern.

Sich historische Kenntnisse anzueignen hat auch das eigenthümlich Belohnende, daß man sich an dem historischen Material, welches man aufnimmt, des Zuwachses seiner Kenntnisse unmittelbarer, stärker bewußt wird, als wenn man die Speculation bildet. Wie oft arbeitet man mit vielem Aufwand von Zeit und Kraft dicke philosophische Bücher durch, ohne sich an Einsicht bedeutend gefördert zu fühlen; ein historisches, geographisches Buch, eine besondere Sprachlehre hingegen wird nicht leicht Einer ohne fühlbaren Gewinn durchstudiren. Und bei diesem augenscheinlichen Zuwachs hat der rationell Gebildete noch die besondere Freude, daß der gewonnene Stoff sich immer an die formale Bildung anschließt, und sie erläutert und ergänzt.

Du brauchst nicht zu besorgen, daß ich bei meinen jetzigen historischen Bemühungen meine philosophischen Ansichten und mathematischen Formeln aus den Augen verliere. Es wäre mir unmöglich. So muß es denn endlich noch etwas Tüchtiges, vielleicht Ausgezeichnetes mit meiner Bildung werden. Ich bin voll Muth und Hoffnung. Alexander betrat einst nicht so wohlgemuth seinen asiatischen Eroberungszug, als ich auf meinem wissenschaftlichen vorrücke und eine Provinz nach der andern erobe

Den 28. October.

Das Bewußtsein eignen Fortschreitens gibt auch dem Unterricht Frische und Lebendigkeit. Mein ganzes Leben ist jetzt auf meine Schule beschränkt, ich gehöre meinen Schülern ganz an, wie die Apostel ihrem Amte. Was mich von ihnen abzieht, stört mich und ist mir unangenehm. Und wenn ich nun in die Lehrstunden komme mit diesem regen Interesse an der Sache, dieser unmittelbar vorhergegangenen Vorbereitung, da ist mir denn Alles, was ich lehre, nahe, gegenwärtig und lebendig, wenn auch Vieles noch nicht ganz deutlich. Der jugendliche Eifer ersetzt manches Mangelhafte, manche Unbehülflichkeit. Ich reiße meine Schüler durch mein Herz, nicht durch meinen Kopf mit mir fort, — und vielleicht auch durch mein Beispiel. Sie werden thätig und fleißig, da sie ihren Lehrer thätig und fleißig sehen.

Den 3. November.

Welche einförmige, uninteressante Briefe Du von mir erhältst! Aber habe Geduld! Meine Briefe sind zum Theil ein Bild meines einfachen, engbegrenzten Lebens. Meine Sphäre ist jetzt einzig und allein mein Amt. Ich habe meinen Geschäftskreis mit Fleiß so eng zusammengezogen. Habe ich hier erst festen Fuß gefaßt, dann schreite ich hinaus ins bürgerliche, öffentliche Leben, dann erhebe ich mich über den Bedarf ins Reich der Wissenschaft, und berichte Dir vielleicht Interessanteres. Bis jetzt habe ich die Menschen um mich, meine äußere Lage

noch nicht recht ins Auge gefaßt, indem mich meine Amtsführung zu sehr in Anspruch nimmt.

Ich habe die Zeit her Jagd auf eine verwandte Seele gemacht. Es ist mir aber noch nicht gelungen, Jemand zu finden, an den ich mich anschließen könnte. Das Interesse der meisten Menschen liegt dem meinigen entsetzlich fern. Viele haben mit mir gar keine Berührungspunkte.

Den 10. November.

Besuche und Gegenbesuche greifen oft störend, oft auch erheiternd in mein ernstes Lehrer- und Lernleben ein. Man zieht mich zur Tafel, man holt mich in den Gesellschaftssaal ab, man beredet mich zu einer Fahrt in die Umgegend! Ich will, ich darf mich nicht ganz zurückziehen. Sonst werde ich in meinem engen Kreise gar zu einseitig, eckig, schroff. Und wie kann die Erziehung einer Stadt gedeihen, wenn sich Lehrer und Eltern nicht kennen? Was wird sonst aus unserer Idee? Nur im Anfang mußt' ich mich in enger Sphäre zusammenhalten. Der Lehrer gehört nicht allein der Studierstube und Wissenschaft, er gehört dem thätigen Leben an! *)

---

*) Anmerk. des Herausgebers: Ich habe hier eine Reihe von Briefen ganz übergangen, weil ich glaubte, sie würden für die meisten Leser, weil sie zu sehr in das Einzelne des Unterrichts gehen oder größtentheils allgemeine Räsonnements enthalten, wenig interessant sein.

Den 17. December.

Mit meinem Collegen L. hatte ich dieser Tage einen gelehrten Disput, der mir höchst ärgerlich war, weil er persönlich wurde. Das ist etwas Erbärmliches, wenn die Menschen eine wissenschaftliche Frage, die doch nur in allgemeiner Rede entschieden werden kann, in das Individuelle herabziehen und die Person mit einmischen! Und wenn dieß wissenschaftlich gebildete Männer thun, was sind wir von dem großen Haufen zu erwarten, zu fordern berechtigt? Ich will Dir diesen Streit erzählen, der mir diese ganze Woche schon im Kopfe herumgeht. Der Gegenstand ist interessant genug und berührt mein innigstes Leben.

Wir kamen Abends aus der monatlichen Lehrerconferenz. Ich war im Begriff nach Hause zu gehen: ich war den Tag noch nicht allein gewesen, hatte noch nicht mir selbst gelebt. Als wir an das Gesellschaftsgebäude kamen, machten mir einige Collegen, die desselben Wegs mit mir gingen, den Vorschlag, ihnen in das Gebäude zu folgen und eine Flasche Wein mit ihnen zu leeren. Ich gehorchte ungern, auch deßwegen, weil jener L., der meinem Wesen ganz zuwider ist, sich unter uns befand. Doch ich dachte, er würde sich, wie er es jeden Abend zu thun pflegt, an den Spieltisch setzen, und so würden wir andern für uns allein sein. Doch ich hatte mich geirrt: er machte heute eine Ausnahme, ich glaube, weil seine Spielgesellschaft nicht beisammen war, und setzte sich zu uns.

Wie die Rede auf die Idee kam, weiß ich in der That nicht, und wundere mich selbst darüber, denn sonst

ist dieß doch eben kein Gegenstand unserer Unterhal
Ich glaube, in der Conferenz war der Gedanke a
sprochen worden, wer einen guten Schulplan anfer
wolle, müsse ihn sich vorher im Allgemeinen in der
entworfen haben, und dieser Ausspruch wurde nun
einem wiederholt oder auf ihn hingedeutet. Ich grif
Wort schnell auf, und sagte leicht hinwerfend: U
haupt läßt sich nichts Ordentliches zu Wege bringen,
man vorher nicht in der Idee entworfen hat; und
ich auf diesen Gedanken keine Antwort erhielt, fügt
ihn specieller machend, hinzu: Besonders muß der L
zu seinem ganzen Unterrichtsgeschäfte eine Idee mi
bringen.

Hierauf schwiegen die Andern, L. aber sagte i
einem eigen gereizten Tone, welcher vermuthlich einen
schon in der Conferenz geführten kleinen Wortwechse
zuzuschreiben war: Diese Meinung haben Sie uns scho
in Ihrer deutschen Antrittsrede zum Besten gegeben
Frauen und Mädchen mag dieser Gedanke auch schön vor
kommen, aber für den practischen Schulmann ist er ganz
leer und bedeutungslos.

Ich war im ersten Augenblick betroffen, denn ich sah
in diesen Worten einen Angriff auf meine Person. Las
sen Sie uns einmal vorläufig, erwiederte ich, die Frauen
und Mädchen außer Augen setzen, und auch die deutsche
Antrittsrede (indem ich seine Betonung dieser Worte wie
derholte), und lassen Sie uns rein bei der Sache blei
ben. Warum halten Sie die Idee für leer und bedeu
tungslos?

Er. Das ist leicht zu beweisen. Doch warum wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich auf Ihre Antrittsrede Rücksicht nehme, da Sie sich in ihr über die Nothwendigkeit der Idee näher erklärt haben, — obgleich bei weitem noch nicht nah und bestimmt genug, daß irgend ein wissenschaftlich denkender Mann sich von dem befriedigt fühlen kann, was Sie damals mehr andeuteten, als erörterten.

Ich. Sie haben Recht, daß ich nur andeutete. Aber konnte ich vor einem gemischten Publicum in einem kurzen Vortrage von einem so unendlich reichen Gegenstand eine wissenschaftliche Deduction geben?

Er. Hierauf läßt sich zweierlei einwenden. Erstens brauchten Sie unter allen Anwesenden nur auf die wenigen wissenschaftlich Gebildeten Rücksicht zu nehmen, denn alle Uebrigen nehmen doch nichts mit nach Haus, als etwa eine weiche Rührung, auf welche hinzuarbeiten, sich nicht gut schickt. Deßwegen ist es auch eine gute, alte Sitte, nicht in deutscher, sondern in lateinischer Sprache solche Schulreden zu halten. Zweitens, wenn der Gegenstand, wie Sie selbst sagen, so unendlich reich ist, so wäre es vielleicht zweckmäßiger gewesen, einen beschränktern, mehr praktischen Gegenstand zu wählen. Denn einen unendlich reichen, — ein unermeßliches Ding, in einer einzelnen Rede darstellen wollen, ist den Regeln der Rhetorik nicht sehr angemessen.

Ich hielt meine Heftigkeit kaum zurück; mein Gesicht glühte, während mein Gegner sich ganz ruhig und kalt an meiner Verwirrung weidete: ich sah, daß dieser Angriff längst überdacht, vorbereitet, besprochen war. Ich erwiederte:

Auf Ihren ersten Einwurf will ich Ihnen zuerst antworten, da es Ihnen doch darum zu thun scheint, meine Person bloszustellen, mehr, als die Sache zu erörtern, von der unser Streit ausging. Wenn das Gesetz es forderte, eine lateinische Antrittsrede zu halten, so würde ich mich dem Gesetz, wenn auch ungern, gefügt haben; da es aber die Wahl läßt, deutsch oder lateinisch zu sprechen, so bin ich vollkommen gerechtfertigt, wenn ich meinem Herzen folge, — und von jener alten Unsitte abgehe.

Er. Lateinische Reden zu halten, das nennen Sie eine Unsitte!

Ich. Lateinische Antrittsreden! Wer ein Lehramt antritt, wird, wenn er kein banausischer Handwerker ist, von mancherlei Gefühlen, Entschlüssen, — von einer Welt von Gedanken bewegt. Was ist dieß nun für eine barbarische Zumuthung, davon abzusehen, und über irgend einen gelehrten Gegenstand in lateinischer Sprache zu reden?

Er. Mit nichten! Darin zeigt sich eben der Meister des lateinischen Stils, diese Welt von Gedanken, wie Sie sich poetisch ausdrücken, auf eine elegante Weise darzustellen.

Ich. Hier kommen wir auf ein Feld, welches uns ganz und gar von dem Gegenstand unseres Streites abzieht. Ich behaupte, daß es unmöglich ist, uns wirklich eigenthümliche Gedanken und Gefühle in ächtrömischer Sprache auszudrücken. Unsere ganze Weltansicht und unsere Gefühlsstimmungen sind von den römischen wesentlich verschieden: wir finden daher für eigenthümliche d. h.

moderne Gefühle und Gedanken im Lateinischen keine Sprachzeichen. Das Beste, was wir haben, können wir nicht ganz entsprechend bezeichnen. Wir mühen uns da vergeblich ab und jagen nach einem eiteln Ziele. Denn warum sollten wir das in deutscher Sprache Gedachte nicht auch in deutscher Sprache darstellen?

Er. Dieß ist eine ganz verkehrte Ansicht. Und was sagen Sie da: Das in deutscher Sprache Gedachte? Ich meinte bisher: man denkt in gar keiner Sprache, sondern man spricht nur in irgend einer.

Ich. Da meinten Sie aber nicht richtig. Denn die Sprache dient uns nicht allein zur äußern Mittheilung, sondern auch zum innern Hülfsmittel des Denkens. Jeder knüpft seine Gedanken an Sprachzeichen an. Das Denken ist, wie Platon sagt, ein Sprechen der Seele mit sich selbst. — Doch, wie gesagt, wir verirren uns! Lassen Sie uns einlenken. Wie hätte ich auch in lateinischer Sprache über die Idee sprechen können?

Er. Das ist eben, was ich tadele, daß Sie überhaupt darüber gesprochen haben.

Ich. Sie gaben als Grund dieses Tadels an, daß dieser Gegenstand in einer einzelnen Rede nicht erschöpft werden kann. Aber nach dieser Ansicht dürfte auch über die Tugend, die Frömmigkeit, über die Vorsehung nicht gesprochen werden; die ganze Kanzelberedsamkeit wäre etwas Verwerfliches. Denn sie spricht von Etwas, was in noch höherem Grade unaussprechlich, was zum Theil unaussprechlich ist, in keine entsprechende Worte gefaßt, sondern nur durch Begriffe angedeutet werden kann.

Er. Aber hier verwechseln Sie geistliche und Schu beredsamkeit. Es findet ein großer Unterschied statt!

Ich. Aber es muß doch auch ein Band geben, wel ches beide verknüpft. Wie Kirche und Schule, so ruht di Kirchen- und Schulberedsamkeit auf einem gemeinschaftli chen Grund und Boden!

Ich hielt, mich hier besinnend, inne, gleichsam vo dem Gedanken, den ich eben ausgesprochen hatte, selb überrascht. Das Gespräch hatte mir diese Worte in de Mund gegeben; meiner Vorstellung war diese Gedanken reihe eigentlich fremd und ungeläufig. Mir war noch ni der Gedanke eines Verhältnisses unserer Schulreden z den Kanzelvorträgen eingefallen. Mich von dieser mi unklaren Partie wegwendend, fügte ich hinzu:

Und warum sollten wir nicht andeuten dürfen? a deuten im Gespräch, in einer Rede, wenn es auf ein geordnete verständige Weise geschieht? Wer Alles e schöpfen, bis in das Einzelne hinab zergliedern und wi senschaftlich auseinander setzen wollte, — wie wenig R den dürfte der halten! Ja, keine einzige, keine allg mein belehrende, ermunternde Rede. Denn die gewöh lichen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, die uns a Schulreden aufgetischt werden, sind Abhandlungen, si gelehrte Untersuchungen, aber Reden sind sie nicht. N durch die Geschmacklosigkeit roher Zeiten haben sich solc Erörterungen auf die Rednerbühne verirrt. Jeder der B redsamkeit würdige Gegenstand muß aus dem wirklichen L ben gegriffen sein oder mit ihm in der innigsten V bindung stehen, er muß ein praktisches Interesse habe Gelehrte Vorträge, die einen sogar dem größern gebil

ten Publicum fremden Gegenstand behandeln, oder sich in schweren Deductionen bewegende Erörterungen, sind gar keine Reden.

Mein Unterredner wollte einen Einwurf machen, indem er zu bedenken gab, daß es schwerer sei, Behauptungen zu beweisen, als eine unbewiesene nach der andern aufzustellen. Aber ich fuhr in dem Eifer, durch den ich mich ergriffen fühlte, fort: Die Nachweisung von dieser Ansicht würde uns zu weit führen, und uns den Ausgangspunkt, die Hauptsache unseres Streites, ganz vergessen machen. Aber ich mache mich anheischig, Ihnen eine ausführliche, begründende Nachweisung meiner Ansicht zu liefern. Nur das will ich noch hinzufügen, daß dieß meine Ansicht, meine Gesinnung war, welche mich eine deutsche Antrittsrede halten ließ, und ich will mich gern bescheiden, nur wenige Andeutungen gegeben zu haben, zumal da auch das vollkommenste Drama doch nur einzelne Andeutungen der großen Idee gibt, die es darstellt. Aber ich glaubte, daß meine Rede so aufgenommen werden würde, als ich sie hielt; ich rechnete darauf, daß meine Andeutungen von einer liebevollen, wohlwollenden, befreundeten Gesinnung meiner Zuhörer ergänzt und verbunden werden würden. Deswegen sprach ich aus deutschem Herzen und zu deutschen Zuhörern in deutscher Sprache, wie ich bei veränderten Verhältnissen lateinisch, griechisch oder hebräisch gesprochen haben würde.

Und daran haben Sie meiner Ansicht nach ganz recht gehandelt, sagte der Banquier M., welcher, von mir unbemerkt, zu meiner linken Seite im Hintergrund gestanden hatte, und nun an den Tisch hervortrat. Ihre Rede,

die Sie mit so hoher Begeisterung vortrugen, hat Aller Herzen ergriffen, und gewiß einen bleibenden, wohlthätigern Eindruck zurückgelassen, als die lateinischen Vorträge über gelehrte, fernliegende Gegenstände, Vorträge, die nur von Wenigen verstanden, und von diesen Wenigen nicht einmal mit warmem Antheil gehört werden. Ich wage eine Bitte, die ich bisher noch nicht zu äußern Gelegenheit fand: geben Sie mir doch das Manuscript dieser Rede zum Durchlesen. Sie werden mir und den Meinigen dadurch einen hohen Genuß bereiten.

Ich war betroffen, und sagte es zu. Jetzt erst sah ich, daß viele Herren in ihrem Karten- oder Billardspiel eine Pause gemacht hatten, und zu uns hergewandt dem Gespräch, welches zuletzt von meiner Seite lebhaft und lauter, als vielleicht schicklich, geführt worden war, zuhörten. Ich war höchst erfreut, so unvermuthet einen Vertheidiger meiner Sache gefunden zu haben. Der Banquier sagte an unserm Tische noch Einiges, er hielte Schulreden, welche nur auf wenige Gelehrte berechnet seien, für ganz unpassend; auch seien Gegenstände, die sich ganz auf die Schule beschränkten, z. B. wie der und der Lehrgegenstand zu behandeln sei und andere der Art, hier gar nicht an ihrer Stelle. Hierauf verließ er uns, indem er sich unter die Anwesenden verlor, die nun, da unsere Unterhaltung zu Ende schien, ihre Spiele wieder fortsetzten.

Ich wollte nach Hause gehen; da sagte einer mein Collegen: Aber über die Hauptsache Ihres Streites ha Sie ja noch gar nichts ausgemacht, daß es nämlich g leer und nichtig sei, zu dem Erziehungsgeschäft eine I mitzubringen.

Ganz richtig, sagte L. schnell aufgreifend, hierauf kam es uns eigentlich an. Das andere können wir jetzt ganz unerörtert lassen, um so mehr, da Sie mir eine ausführliche Nachweisung Ihrer paradoxen Sätze versprochen haben. Das bisher Gesprochene wäre also eigentlich nur die Einleitung zu unserm Thema gewesen.

Ich. Aber eine ungeschickte Einleitung: weitschweifig, mit unserer Frage gar nicht zusammen hängend, gar nicht auf sie vorbereitend. Eine Einleitung, die nicht einleitet!

Er. Auch diese Bemerkung gehört zu dieser ableitenden Einleitung. Ich will mich daher an der Sache halten. Ich behaupte: Ideen zur Jugendbildung mitzubringen, ist für den praktischen Erzieher nicht nur ganz unnütz, sondern es ist auch unmöglich, die richtige mitzubringen.

Ich. Nun ist das Beweisen an Ihnen!

Er. Dieß wird mir nicht schwer fallen. Aber hier muß ich abermals auf Ihre Rede Rücksicht nehmen, in der Sie Ihre Ansicht hierüber niedergelegt haben. Sie stellen da die Idee der Geistesbildung auf, und sagen, unter der Obhut dieser Idee sollen Lehrer und Eltern ihre Kinder erziehen, und diese Idee werde beide gemeinschaftlich zusammen wirken lassen. Wenn nun aber Einer die Geistesbildung in das, der Andere in das setzt, wie kann dann die Idee der Geistesbildung ein gemeinschaftliches Wirken herbeiführen? Und so ist es wirklich! Jeder Mensch hat nach seinem individuellen Culturstand ein verschiedenes Ideal der Geistesbildung; der Eine hält Das, der Andere Jenes für die höchst wünschenswerthe Ausbil-

dung. Und selbst Menschen, welche Eine Culturstufe einnehmen, können verschiedener Meinung, ganz entgegengesetzter Ansicht sein. Was hilft es nun, wenn Menschen von ganz abweichenden Meinungen in dem Namen Geistesbildung mit einander übereinstimmen? Was hat dieß für einen Einfluß auf ihr Handeln? — Lassen Sie mich aber weiter sprechen. Ich will meine Ansicht im Zusammenhang vortragen. Das Wort gehört jetzt mir. Nachher mögen Sie mir Ihre Einwendungen gegen jedes Einzelne machen, und auch ich verspreche Ihnen, keine Antwort schuldig zu bleiben. — Diese so hochgepriesene Idee der Geistesbildung ist also ganz unnütz, um ein übereinstimmendes Wirken hervorzubringen. Es kommt darauf an, im Einzelnen zu bestimmen und festzusetzen, worin die Geistesbildung bestehe, welches das Ziel der Geistesbildung sei. Dieß ist aber das Schwere, ja es ist unmöglich, bei Menschen von verschiedener Cultur hierüber eine einstimmige Meinung oder Ansicht hervorzubringen, denn sie verbinden nach ihrem verschiedenen Standpunkte auch mit denselben Worten und Namen immer verschiedene Vorstellungen. Aus Ideen heraus ist also gar kein gemeinschaftliches, einstimmiges Wirken möglich unter verschiedenen Menschen von verschiedener Bildung ja von verschiedener Beschäftigung, weil bei solchen auch die Ideen immer verschieden sind.

Dazu also taugt die Idee nicht. Wozu denn aber? Was ist ihr Nutzen? Weiß denn der Lehrer, wie er unterrichten, wie er erziehen soll, wenn er die rechte Idee der Geistesbildung in sich trägt? weiß er es denn, wie er sich in bestimmten Fällen zu benehmen hat

Macht ihn die Idee geschickter, tauglicher, gewandter? Liefert sie ihm das Material für seinen Unterricht? gibt sie ihm eine Methode des Unterrichts an die Hand? Oder lassen sich aus ihr bestimmte Regeln und Vorschriften ableiten, wie der Lehrer in bestimmten, einzelnen Fällen die Jugend zu strafen, zu zügeln, zu lenken habe? So lange wir uns in Abstraktionen herumtreiben, meinen wir Wunders, was an der Idee sei. Wenn wir aber zum Einzelnen herabsteigen, werden wir immer gewahr, daß wir mit der Idee nicht ausreichen, und mit einzelnen Fällen, mit dem einzelnen Knaben hat es doch alle Erziehung einzig und allein zu thun. Daher sind auch alle Anfänger in der Erziehungskunst die wärmsten Anhänger der Idee; wenn sie aber von der Erziehung durch die Erfahrung mehr kennen lernen, halten sie sich am wirklichen Leben fest, und wollen mit jenem theoretischen, selbstgeschaffenen Luftgebilde, Idee genannt, sich nicht mehr viel zu thun machen. Denn in der That, diese Idee der allgemeinen, oder wie man auch sagt, der harmonischen Geistesbildung ist so allgemein, so unbestimmt, so schwankend, daß sie mit der wirklichen Lehrerthätigkeit in gar keine Berührung kommt, und es ganz eins ist, ob der Lehrer diese Idee hat oder nicht. Sie spukt eigentlich nur in unsern pädagogischen Büchern, und in den Köpfen angehender Erzieher, welche durch sie den Mangel von Erfahrung und Sachkenntniß ersetzen wollten. Ich sollte meinen, daß der Geist gebildet werden solle, das verstehe sich von selbst, daran könne als an einer natürlichen Voraussetzung nicht im mindesten gezweifelt werden. Was nützt es nun aber, wenn sich ein Lehrer bei jedem Schritt,

bei jedem Handgriff das hochklingende Wort Geistesbildung vorspricht? Er wird deßwegen sein Geschäft nicht um ein Härchen besser treiben, ja vielleicht schlechter. Das muß ein sehr beschränkter Kopf sein, der, indem er Menschen unterrichtet und erzieht, immer der Erinnerung bedarf, daß er es mit dem Geiste, und nicht etwa mit Bäumen und Steinen zu thun habe.

Eben so leicht ist es zu begreifen, daß es ganz unmöglich ist, die richtige Idee der Geistesbildung zu der Erziehung hinzuzubringen. Worin die rechte Geistesbildung bestehe, begreift nur der, welcher sich lange Zeit praktisch mit dem Erziehen abgegeben hat. Dieser macht Bemerkungen, Erfahrungen, stellt Beobachtungen an, reflectirt, abstrahirt, und es entsteht ihm auf diese Weise im thätigen Leben nach und nach ein richtiges Bild, ein allgemeiner Umriß der Geistesbildung, bis zu welcher die Jugend, mit der er es zu thun hat, herangeführt werden soll und kann. Und um ein solches mehr specielles Bild muß es jedem besonnenen Lehrer vorzugsweise zu thun sein; das Muster von Geistesbildung kann sich ihm füglich auf den Grad der Entwickelungsfähigkeit der Jugend beschränken, mit welcher er es zu thun hat. Auf diese Weise entwickelt sich dem Lehrer allmählich auf sicherm Grund und Boden gleichsam von selbst und unwillkührlich eine richtige Vorstellung von der geistigen Bildung der Jugend, eine Vorstellung, die in dem gesunden, kräftigen Boden der Erfahrung wurzelt, und sich durch sie erprobt und bewährt hat, die nicht überspannt, nicht unausführbar ist, und dem, welcher sie besitzt, durch sein eignes Leben, durch unmittelbare Anschauungen klar ist

und erläutert wird. Wer dagegen die Idee dieser Bildung zum Erziehungsgeschäfte mitbringt, hat immer eine einseitige, mangelhafte, unklare, überspannte, kurz eine falsche Idee. Denn woher sollte denn der Anfänger die richtige Idee erhalten haben, noch ehe er im Unterrichten den Anfang gemacht hat? Es sind nur zwei Fälle möglich: entweder durch Belehrung oder Selbstdenken. Daß er sie nicht durch Belehrung erworben haben könnte, versteht sich von selbst; aber auch durch Selbstdenken kann sich keiner, geschweige denn ein junger Mann, der wahren Idee der geistigen Bildung bemächtigen, wie sie auf die Erziehung anwendbar ist. Ueberhaupt ist alles Reden von einem sogenannten reinen Denken eine Selbsttäuschung: unsere richtige Begriffe entwickeln sich aus richtigen Bemerkungen und Erfahrungen. Wer diese nicht gemacht hat, kann auch nicht zu jenen gelangen.

Zuletzt mache ich noch darauf aufmerksam, wie gefährlich es ist, wenn ein Neuling mit solchen hochgeschraubten Ideen in die Lehrerthätigkeit tritt, durch welche er tüchtiger, besser zu sein und mehr Verdienste zu haben glaubt, als der erfahrenste Veteran im Schulfache. Statt sich reelle Sachkenntnisse und technische Geschicklichkeiten zu erwerben, wird seine Seele dunkel gedachten, unpraktischen Idealen zugekehrt bleiben, die freilich leichter zu erwerben und auszuspinnen sind. Tausend Dinge wird er unrichtig angreifen, tausendmal wird er irre gehen, wo ein natürliches Gefühl sogleich das Rechte trifft. Und was das Schlimmste ist, er wird sich sehr schwer und etwa nur durch lange, bittere Erfahrungen eines Bessern belehren lassen.

Ich lobe mir den jungen Mann, welcher ohne die hohen Ansprüche und überspannte Stimmungen der sogenannten Ideale in sein Amt tritt. In einer festen Geschäftsordnung und unter consequenter Leitung wird dieser sich praktisch am besten zurechtfinden und allmählich klare, verständige Ansichten über das gewinnen, was zu thun ihm auferlegt ist. Ein solcher ist am fügsamsten, am brauchbarsten, und seinem vorurtheilsfreien, unbefangenen Kopf wird jede Belehrung, jeder Rath, jede Ermahnung willkommen sein. Es beschränkt den Menschen Nichts so sehr, als der Hochmuth und das Vorurtheil der Ideale; Nichts hindert ihn so sehr am Lernen, am Vorwärtsschreiten, an freier Entwickelung. Denn die Idealmenschen verschmähen Alles, was nicht in ihre Idee paßt, und auch das Wenige, was sie sich aneignen, verkümmert und verkrüppelt, denn es muß sich unter diese Idee schmiegen, sich nach ihr richten und bequemen. Nichts verschiebt uns mehr alle Verhältnisse der Dinge, als ein mitgebrachter, falscher Begriff. Wer die Welt aus dem Dachstübchen der Idee betrachtet, muß von ihr eine schiefe Vorstellung haben, und wer auf den Stelzen der Ideale einherschreitet, lernt nie sicher gehen.

Diese Worte sprach L. in einem ruhigen, festen Tone und so zusammenhängend, daß ich geglaubt haben würde, er habe das Ganze vorher ausgearbeitet und seinem Gedächtniß eingeprägt, wenn ich nicht sonst schon mich von seinem angenehmen Talent eines leichten, gefälligen mündlichen Vortrags zu überzeugen Gelegenheit gehabt hätte. Er hatte das allgemeine Interesse der Anwesenden erregt und dasselbe durch seine nicht gar verdeckten Anspielungen

auf meine Person fortwährend in Spannung gehalten; die Herren hatten einen Kreis um uns gebildet und hörten ihm zu. Als er inne hielt, zeigte er mir ein höhnend lächelndes Gesicht, und der Blick der ganzen Gesellschaft war auf mich gerichtet. Ich war in sichtbarer Verwirrung und Verlegenheit: tausend Gefühle und Gedanken durchkreuzten meine Brust. Ich gestehe es, nahm ich das Wort, daß ich jetzt nicht in dem Gemüthszustande bin, meine Ansicht gehörig darzustellen. Sie haben manches Wahre und Beherzenswerthe ausgesprochen, aber Ihre Grundansicht halte ich für irrig. Ich will dieß auch nachweisen, aber ein andermal, heute kann ich es nicht, und werde es nicht thun, wie mir dieß auch gedeutet werden mag. — Ich stand auf.

Aber wann wollen Sie Ihr Versprechen erfüllen?

Ueber vierzehn Tage, war meine Antwort, und, wenn es erlaubt ist, an dieser Stelle.

Meine Herren, Sie sind alle als Zuhörer eingeladen!

Wir gingen aus einander. Wie ich nach Haus kam, und durch welche Worte und Selbstgespräche ich mir da Luft machte, weiß ich nicht. Gustav! Gustav! o wärest Du hier! Ich habe einen schweren Standpunkt.

Den 19. December.

Wie die lichte Farbe auf schwarzem Hintergrunde glänzender erscheint, sage ich mir, so tritt mir auf dem Boden dieser gemeinen Lebensansicht das Licht der Idee schärfer, herrlicher entgegen.

Dich sollte ich aufgeben, meine unsterbliche Geliebte? Nein, ich will fest an dir halten! Ich will dir ewig verbunden bleiben! Ich will dich in meinen Worten und in allen meinen Handlungen bekennen!

Das Leben der meisten Menschen wird vom Zufall bestimmt, von gesellschaftlichen Verhältnissen geführt, ist ein Erzeugniß der Umstände. Es ist ein buntes Gemisch, zusammengesetzt aus fremden Gedanken, aus abgesehenen Beweggründen, aus eingelernten Gefühlen, ohne Halt, ohne innere Verbindung, Uebereinstimmung und Zusammenhang.

Eine veränderte Lage bringt auch in dem Betragen, in der Weltansicht der meisten Menschen eine Veränderung, eine Umgestaltung hervor. Aeußere Eindrücke führen, bilden, bestimmen ihr geistiges Leben nach Willkühr. Reichthum erhebt, Armuth erniedrigt, Glück erweitert, Unglück verengt sogar ihr tiefstes, innerstes Leben.

Diese Menschen *sind*, was die zufälligen Einwirkungen sie sein lassen. An ihnen leben sie hin, an ihnen halten sie sich fest, an ihnen nur fühlen, erkennen sie sich selbst. Eine ruhige Auffassung ihres ganzen geistigen Lebens, das volle Bewußtsein ihrer selbst, ist ihnen fremd. Sie genießen tausend Sachen, der Hochgenuß ihres eignen geistigen Lebens ist ihnen unbekannt.

Wie schmählich, ohne Bewußtsein des Edelsten, was das Leben hat, durch das Leben zu gehen! wie schmählich, unsern unsterblichen Geist nicht zu behaupten und geltend zu machen gegen äußere Eindrücke! ihn preis zu geben an das ewig wechselnde Wogenspiel des äußern Lebens! —

Du, Licht der Idee, oder wie man dich nennen mag, göttlicher Funke, schütze mich vor dieser schlimmsten aller Verirrungen! Leuchte mir immer, daß ich im Bewußtsein meines unsterblichen Geistes lebe, daß sich meinem Auge das Edelste nicht verdunkele, während ich das Aeußere, Irdische mit klarem Auge durchschaue und abmesse. Zu was diente mir die vollste, ausgebreitetste Kenntniß des Sinnlichen, Vergänglichen, wenn ich diese nicht in den Dienst des allein Bedeutenden treten lassen könnte?

Mögen andere es halten, wie sie wollen, ich will ein selbstständiges Leben führen. Ich will in dem lebendigen Bewußtsein der höhern Abkunft meines Geistes und der Nichtigkeit alles dessen leben, was uns unsere Sinne zuführen. Ueber Freud und Leid, über das enge Tagewerk, über die sinnliche Erfahrung hinaus soll mir jederzeit die erhebende Anschauung in die Welt des Glaubens bleiben, und nach einer idealen Regel will ich nach bester Ueberzeugung und mit möglichster Kraft mein Leben von innen heraus möglichst edel und übereinstimmend anordnen.

Den 20. December.

Auch unsere Gegner sollen uns zum Besten dienen. Bei unsern Feinden sollen wir in die Schule gehen — denn feindlich ist mir dieser L. gesinnt, ungeachtet ich ihn durch keine Handlung, durch kein Wort gekränkt und beleidigt habe. — Er hält mich für einen gewöhnlichen, ja für einen unwissenden Schwärmer. Freilich hat er mehr praktische Schulkenntnisse, als ich; aber ich will, um den leisesten Vorwurf zu verscheuchen, mich in den Besitz auch

der geringfügigsten, kleinsten Kenntnisse zu versetzen suchen, welche zur Verwaltung meines Amtes erfordert werden. Ich bin unbekannt mit so vielen Verhältnissen der Welt, ich kenne tausend Dinge nicht, die uns umgeben, ich weiß nicht, wie es in der Welt steht und zugeht, ich kenne den Menschen, aber nicht die Menschen. Höhere Interessen haben mich dieß übersehen lassen. Ich erfahre es jetzt, seit ich mit Menschen und Verhältnissen näher zusammentrete, täglich und oft schmerzlich, wie unbequem der Mangel solcher Kenntnisse ist. Aber ich will mich auch nach dieser Seite hin ergänzen: ich will die Menschen studiren. Schlangenklugheit mit Taubeneinfalt, des Schwärmers Ernst mit Weltmanns Blick, des Aristoteles Sachkenntniß mit Platon's Idealen! Dann wird sich die Idee in Achtung vor der Welt setzen, wenn ihr Verehrer die Kenntnisse der Welt besitzt.

Den 24. December.

Unser Streit hat in der ganzen Stadt großes Aufsehen gemacht. Man spricht in allen Gesellschaften davon, und ist besonders, glaub' ich, deßwegen so gespannt, weil er dieser Tage fortgesetzt und beendigt werden soll. Es interessirt die Menschen nichts mehr, als persönliche Händel, als ein Streit, welcher eigentlich die Person blos zu stellen beabsichtigt. Immerhin! was meine Gesinnung und mein Streben betrifft, so kann ich vor Jedermann blos und nackt erscheinen, und brauche Niemand zu scheuen.

Heute besuchten mich einige Bürger, die es bedauerten, daß ich einem so streitsüchtigen Menschen in die Hä

gefallen sei; es sei doch sehr unangenehm, in feindseligen oder auch nur gespannten collegialischen Verhältnissen zu leben. Dieß ist wahr, erwiederte ich, es ist aber besser, um die Wahrheit zu streiten, als sich um sie nicht zu bekümmern, und etwas Unangenehmes zu ertragen ist nicht so schwer, wenn wir das angenehme Bewußtsein haben, unsere Ueberzeugung geltend zu machen.

Mit L. stehe ich übrigens auf einem erträglichen Fuß. Es ist mir sogar oft zweifelhaft, ob er wirklich so feindselig gegen mich gestimmt sei: eine gewisse Offenheit und Gradheit in seinem Wesen ist nicht zu verkennen. Vergessen Sie Ihre doppelte Rechtfertigung nicht, sagte er mir heute. Sie sind mein zweifacher Schuldner. Worauf ich antwortete: Ich halte mich an das Gebot des Apostels: Seid Niemanden Nichts schuldig, denn die gegenseitige Liebe.

Den 2. Januar.

Endlich war der anberaumte, von vielen Unberufenen und Neugierigen erwartete Abend gekommen, wo der Idealismus mit dem Realismus in Kampf treten sollte. Der Saal war voll Menschen. Ich setzte mich, als meine dahin beschiedenen Collegen sich eingefunden hatten, mit ihnen an denselben Tisch, wo wir vor vierzehn Tagen uns unterhalten hatten, zog eine geschriebene Abhandlung aus der Tasche und las vor. Denn auch mir, sagte ich, müsse es gestattet werden, meine Ansicht und Rechtfertigung im Zusammenhang vorzutragen. Ich schicke dir hierbei die Abhandlung.

Ueber die Idee.

An die Gebildeten unter ihren Verächtern

Wer die Bedeutung und Gültigkeit der Idee in W
dacht bringen will, macht sich sein Geschäft leicht, we
er nur von falschen, mangelhaften Idealen spricht, die n
dazu einseitig oder falsch auf das Leben angewendet w
den. Einem solchen kann man Beifall schenken, denn
aber mit der richtigen Idee in ihrer richtigen A
wendung auf das Leben befreundet bleiben.

Jedes geistige Eigenthum des Menschen kann fal
aufgegriffen und angewendet werden; dann ist aber
Auffassung und Anwendung, noch nicht jenes Eigenth
selbst zu tadeln.

Ideale können dunkel gedacht sein, und gewiß
trübe, verworrene Ideen verwerflich. Aber nicht nur
dem unklaren Ergreifen von Ideen müssen wir uns
wahren, sondern vor allem unklaren Denken, vor al
trüben Vorstellungen überhaupt, weil sie eine Verunr
tung unseres geistigen Lebens sind und störend, falsch
rend auf unser Fühlen und Handeln einwirken. S
löben allein klar gedachte und mit Besonnenheit ergriff
Ideale. Diese klare Besonnenheit ist aber keine Kä
kein Vorherrschen der dürren Reflexion, sondern vert
sich recht gut mit allem Reichthum der Phantasie und d
Fülle des Herzens. Auch unsere Einbildungskraft
unser Gemüth sollen klar und besonnen sein. Der M
soll von seinen Ideen nicht beherrscht werden, sonde
soll sie beherrschen. Auch das Herrlichste darf nie

solche Stärke erhalten, daß es unsere vernünftige Besonnenheit bricht, uns den Verstandesgebrauch raubt; sonst ist es keine Tugend mehr, sondern ein Fehler geworden. Der Mensch soll nicht seinen Ideen, seine Ideen sollen ihm angehören: er soll über sie Herr und Meister sein. Wo nicht, so wirken die Ideale in uns wie eine übermächtige, dunkle Naturkraft, wir können uns ihrer nicht erwehren, sie reißen uns als Sclaven im Fluge dahin. Wir wollen daher nur gebundene, gehaltene Ideen, gebunden und gehalten durch ächtmenschliche Besonnenheit. Jeder Vorzug, jede geistige Vollkommenheit ist es nur dadurch, daß sie von diesem verständigen Geiste getragen und durchdrungen wird: von ihm losgegeben und freigelassen wird selbst die Frömmigkeit zum Aberglauben und Fanatismus. Nicht nur das Schlechte in ihm hat der Mensch zu zügeln und zu mäßigen, sondern auch das Gute; nicht nur seinen Zorn und Haß, sondern auch seine Liebe, seine Andacht, seinen Wissensdurst. Denken wir uns irgend eine Eigenschaft des Menschen ungezügelt, ungemäßigt, entbunden und schrankenlos schaltend, so ist sie keine edle, schöne Eigenschaft, keine Tugend mehr, nicht etwas was den Menschen ziert, sondern ihm gefährlich zu werden droht. Denn was hindert eine solche Seeleneigenschaft, so übermächtig zu werden, daß dem Menschen durch einen einzelnen Gedanken alle Selbstbestimmung und jedes andere Lebensinteresse verschlungen wird? daß er selbst zusammenbricht unter der edeln, aber für ihn zu schweren Last?

Große Ideale machen noch keinen Geist groß. Es kommt auf die Weise an, wie die vernünftige Selbstthätigkeit diese Ideale festhält und sich ihrer denkend, stre-

bend, handelnd bemächtigt. Nur von dieser Selbstthätig keit durchdrungene, getragene Ideen wollen wir loben nur solche sollte man im Sinne haben, wenn man übe den Werth und Unwerth der Ideen im Allgemeinen spricht Es kann aber der Mensch sich dieser Ideen bemächtigen er kann diese Musterbilder, denen er im Handeln folgt denkend verarbeiten, auseinanderhalten, unterscheiden, ver gleichen, mit einem Worte, sie sich klar und verständlid machen.

Bei den meisten Menschen leben die Ideen zwar in Dunkeln und Trüben. In der Jugend nämlich, wo si uns zuerst im Gefühl aufglänzen, ist die Denkkraft noc nicht stark genug, um sie sich klar machen zu können; und im spätern Alter beschäftigt sich unser Nachdenken gewöhn lich eher mit allem andern, als mit ihnen, und in der all täglichen, sinnlichen Ansicht der Welt befangen, lernen wi ihre Bedeutung verkennen. Daher ziehen sich die Stern des Lebens in den dunkeln Hintergrund unserer Seel zurück; eine dunkele Wolke lagert sich auf sie. Solch ungebundene, im Trüben schwimmende Ideen sind freilic zu tadeln; sie sind in der Jugend vielleicht gefährlich, im Alter sicher ohnmächtig. Aber wir reden hier nicht vor diesen, sondern von den gebundenen.

Eben so ungerecht ist ein anderer Vorwurf, den ma der Idee macht, daß sie unpraktisch sei, daß sie vom Han deln abziehe. Grade umgekehrt ist klar, daß sie zu han deln und thätig zu sein antreibt, und zum Praktischen führt. Jede Idee nämlich geht entweder unmittelbar mittelbar auf das Handeln; für sich und auf die B Einsicht und Erkenntniß beschränkt, hat die Idee keine

deutung, keinen Werth; sie bezieht sich ihrer innern Natur nach wesentlich und nothwendig auf das Handeln. Wer von einer Idee ergriffen ist, wer sich ihrer mit Kopf und Herz bemächtigt hat, der ruht und rastet nicht eher als bis er dieses Urbild in Wort und That dargestellt und verwirklicht hat. Sie ist der Thaten bildende Geist im Menschen, und ich wüßte nichts, was den Menschen fester am Leben hielte, als sie. Denn sie sagt ja eben, daß Alles nur dadurch den eigentlichen Werth erhält, daß er es bethätigt, und fordert die That, als den letzten, höchsten Entwickelungsproceß unserer menschlichen Natur, da wir mit unserm ganzen Wesen nur bis zur Handlung reichen, über sie hinaus uns nicht entwickeln können.

Vielleicht aber heißt: „die Ideen seien unpraktisch", sie könnten im wirklichen Leben nicht angewendet werden. Dieses ist mehr oder weniger, oder vielleicht sogar oft und von manchen Ideen vollkommen richtig. Daran aber sind nicht die Ideen, sondern daran ist das wirkliche Leben Schuld. Freilich, der Einsiedler kann die Idee der Freundschaft, der Gefangene die Idee der Vaterlandsliebe nicht realisiren, der in Dürftigkeit Schmachtende nicht für seine Geistesbildung sorgen; aber diese Ideen haben dessenungeachtet eine ewige, unvergleichliche Bedeutung. Und ist dem Menschen auch die größte irdische Glückseligkeit verwehrt, die Ideen, für die er glüht, in seinem äußern Leben in kleinern oder größern Verhältnissen zu offenbaren; so bleibt ihm doch die innere That des Strebens und seiner Gesinnung, von welcher alle äußern Handlungen bloße Erfolge, bloße Ableger sind. Auch ist es jedem vergönnt, Einen hohen, schönen, edeln Gedanken in seinem wirklichen

Leben geltend zu machen und darzustellen: der Kranke, der Leidende, der Erniedrigte kann wenigstens die himmlische Geduld und Ergebung in seinem Elende ausprägen.

Auch wird der, welcher der Ideen auf die Weise Herr ist, wie wir es fordern, in der Anwendung der Ideen auf das Leben immer auf eine kluge, besonnene, verständige Weise zu Werke gehen. Er wird sich in seinem idealen Wirken auf einen engen Kreis beschränken, welcher seine Kraft nicht überschreitet. Er wird zwar für jede höhere Ansicht der Dinge ein offenes Herz haben, aber doch nur für Eine oder wenige Ideen vorzüglich wirksam sein. Er wird das wirklich bestehende Leben nur allmählich, in leisen Uebergängen mehr und mehr dem Guten entgegen führen, aber nicht schlagweise, revolutionär, wie durch ein Wunder sein und seiner Mitmenschen Leben umwandeln und von Grund aus verändern wollen. Er wird, wenn die Idee einmal seine ganze Denkweise durchdrungen hat, bei allen Verwickelungen und Vermickelungen die Idee im Auge behalten, und an jedes Verhältniß soviel anknüpfen, als eben thunlich ist. Freilich, wer von der Idee besessen, nicht sie besitzend, wie ein Trunkener in das Leben hineintaumelt, und ohne Berücksichtigung der Verhältnisse, ohne Abwägung der eignen Kraft, von prophetischen Worten überstrudelt und von einer Ueberfülle unüberlegt gutgemeinter Handlungen überfließt, wird sich selbst lächerlich und die Sache, die er unverständig und unkräftig aufgefaßt hat, die ihm überlegen ist, verdächtig machen. war nur eine fieberhafte, krampfartige Anwandlung, einen Solchen einige Zeit befangen hielt. Wenn die I

über ihn wegschreitet, wird er in seine Gemeinheit und ohnmächtige Verzweiflung zurückfallen.

Daß aber bei uns nur unmündige Knaben und unerfahrene Jünglinge solche ideale Anwandelungen haben, und sich ein ideales Streben, eine höhere Lebensrichtung mit ihrer stärkenden Begeisterung, ihrem edeln Stolze so selten in dem Denken und Handeln erfahrener, besonnener, umsichtiger, kenntnißreicher Männer darstellt; — dieß allein bringt die Idee unter uns in solchen Mißcredit, daß ihr Verkündiger, ihr Vertheidiger Gefahr läuft, für einen unwissenden Schwärmer gehalten zu werden. Es fehlt unserm besonnen und mechanisch gestalteten Leben Nichts so sehr, als diese Richtung unseres ganzen Daseins zu dem Höhern hin, — Nichts so sehr, als diese ächtchristliche Tugend, wie sie so herrlich in den Evangelien dargestellt ist.

Es heißt aber der Vorwurf, die Ideen seien unpraktisch, vielleicht so viel, als sie ließen sich im Leben nicht auf die Art gebrauchen, wie positive, materielle, reale Kenntnisse, wie mechanische Geschicklichkeiten und Fertigkeiten; sie seien keine Dinge der Art, und da doch nur solche Eigenschaften wahrhaft nützlich wären, so seien auch die Ideen für das Handeln überflüssig, ja unnütz und oft schädlich. Was soll man gegen eine solche gemeine Betrachtungsweise sagen und einwenden? Man muß dem, der so niedrig steht, wünschen, daß die Idee, wenn es möglich wäre, auch nur einige Zeit bei ihm einkehre, damit er ihr gewaltiges Wirken und Schaffen im eignen Leben lebendig inne würde. Wenn er einmal auch nur auf kurze Zeit von der Idee durchdrungen gewesen

wäre, würde er die Erfahrung gemacht haben, daß alles Wissen und alle Geschicklichkeiten ohne Idee unzulänglich sind. Gewiß ist, die Idee bedarf für eine geregelte, sichere Entwickelung ins Leben, besonders in unserer vorgerückten Zeit der Erkenntnisse und Fertigkeiten, gleichsam als ihre Unterlage und Instrumente, aber noch mehr bedürfen diese der Idee.

Alle reale Kenntnisse und mechanische Fertigkeiten haben doch einen Zweck, wir wenden sie zur Erreichung irgend eines Zieles an. Jedes höhere, edlere Ziel des Lebens aber kündigt sich dem Menschen nur in der Idee an. Ohne Idee hat unsere Geschäftigkeit keine höhere Richtung, und wenn es wahr ist, daß nur der Beweggrund, der Zweck und die Absicht das Treiben des Menschen adelt, so hat die geregeltste, kräftigste, umfassendste Thätigkeit ohne Idee keinen höhern Sinn, keinen innern Werth. Was aber das Schlimmste ist, es würden sich einem solchen ideenlosen Treiben bald gemeine Zwecke überordnen, die Sinneslust, die Habsucht oder die Herrschsucht, also in jedem Fall wird ihm der Eigennutz als Richtschnur gelten, und einer solchen Lebensthätigkeit wird nicht allein aller Werth abgesprochen werden müssen, sondern sie wird auch der Tadel und die Verwerfung treffen. Was helfen Talent, Geschicklichkeiten, Kenntnisse, Kraft, wenn sie sich nicht einem idealen Ziele unterwerfen? wenn sie der Gemeinheit, der Eitelkeit dienen?

Materielle Kenntnisse und Fertigkeiten sind immer etwas Untergeordnetes, sie sind nur Mittel, und für sich todt. Sie können sich selbst nicht helfen und geltend machen. Geben wir sie in einem geistigen Geschäfte

einem geistlosen, schläfrigen, lässigen Menschen, und er wird mit ihnen nicht ausreichen. Was hält nun aber den Geist lebendig, frisch und rüstig? was gibt ihm jenen erhabenen Schwung? was jenen gesammelten Ernst, ohne den nichts Großes gelingt? was läßt seine ganze Energie dem Einen Geschäfte zugekehrt sein? was bewirkt es, daß er keine Hindernisse scheut, ihn keine Lockungen ablenken, keine verfehlte Erfolge entmuthigen? Wahrlich! allein die Idee ist es, die in jedem geistigen Geschäfte uns in den Zustand setzt, die rechten Mittel der Wirksamkeit würdig zu gebrauchen. Dem ideenlosen Menschen werden alle seine Kenntnisse ein todter Reichthum sein, den er nicht zu gebrauchen versteht.

Darum müssen wir alle Kenntnisse hoch anschlagen, aber die beseelende Idee über alle Kenntnisse erheben. Sie ist der Geist, die den Mechanismus unserer Geschäftsthätigkeit in Bewegung setzt und in der Bewegung erhält.

So möchte es denn hinlänglich nachgewiesen sein, daß die Idee mit der Praxis in einer nothwendigen Verbindung stehen, sich auf jede Wirklichkeit mehr oder weniger anwenden lassen, und daß ohne sie alle Geschicklichkeiten unnütze Instrumente sind.

Auch die übrigen Vorwürfe, die man der Idee macht, sind nur dadurch erschlichen, daß man ihr Gebrechen unterschiebt, welche ihr nicht eigenthümlich zukommen.

Man sagt, die Idee verhindere den Menschen, sich Sachkenntnisse und Erfahrungen anzueignen. Freilich! wenn sie einen Phantasten ergriffen hat. Der besonnene Mann aber wird nie wähnen, sich aus der Idee Alles

construiren zu können; er wird aber auch der Erfahrung nicht den alleinigen oder höchsten Werth beilegen.

Man behauptet, die Idee mache den Menschen beschränkt und einseitig. Dieß ist zwar das Loos jedes Einzelnen: allseitig ist nur die Gattung. Doch möchte der am wenigsten einseitig zu nennen sein, der nicht nur der Bürger der sinnlichen, sondern auch der idealen Welt ist. Doch meint man unter diesem Tadel das, daß der ideenvolle Mann auf viele ihm unnütze Dinge keine Zeit verwendet, sich um viele Albernheiten nicht bekümmert; so möchte eine solche Einseitigkeit zum großen Lobe gereichen.

Man fügt hinzu, der Mensch fahre leicht in seinen Ideen fest, und halte an ihnen, die er einmal ergriffen habe, so sehr, daß eine jede Belehrung und Ermahnung an ihm verloren gehe. Aber, beim Himmel! es kostet, wie es die tägliche Erfahrung lehrt, weniger Mühe, den Menschen von dem Edeln abzuziehen, als ihn von einer gemeinen Lebensansicht und Handlungsweise zur Idee zu erheben. Auch ohne von Andern dazu überredet zu werden, fallen Tausende von der Idee ab, und wenden sich zum Molochsdienst der Lust und des Nutzens. Aber der Verständige wird einsehen, daß auch seine ideale Ueberzeugungen, wie alle Geistesthätigkeiten, einer steten Entwickelung und Ausbildung unterworfen sind, und ihm wird eben die Erfahrung den unendlich wichtigen Dienst leisten, daß er sich an ihr, — mit ihr entweder in Uebereinstimmung oder im Gegensatz, — die Ideale zu immer klarerem Bewußtsein bringt. Denn wenn auch die Ideen nicht aus der Erfahrung entspringen, sie stehen in ihrer ewigen

Glorie unendlich über sie erhaben, — so werden sie doch durch die Erfahrung in uns angeregt und zum Bewußtsein gebracht.

Der Besonnene wird also die Ideen der Beschränktheit unserer Natur gemäß mannigfach beschränkt erkennen. Er wird einsehen, daß das Bewußtsein ihrer von der Erfahrung abhängig ist, daß ihre Anwendung im Leben Berücksichtigung und Klugheit erfordere und daß der Mensch ihrer stets durch seine Vernunft Meister bleiben müsse. Aber ungeachtet dieser Abhängigkeit wird der sich selbst verstehende Mensch, der sich nicht um den Werth und die Bedeutung seines Lebens betrügen will, immerdar mit ganzer Seele den Ideen zugewandt bleiben. Sie sind die Sterne des geistigen Lebens! Sie sind der Strom, der sich unsichtbar aus der ewigen Welt in die Herzen der Menschen ergießt! Sie lassen es uns in tiefster Seele inne werden, daß es noch etwas Anderes giebt, als was das körperliche Auge sieht! Sie geben uns schon in diesem Leben die Erfahrung und Anschauung des ewigen!

Was je ein Mensch Großes, Herrliches that, ging von der Idee aus, und was im Leben irgend einen Werth hat, muß mit der Idee in Verbindung stehen.

Eine einzige Freude, die sie giebt, ist besser, als ein ganzes mit Sinnenlust erfülltes Leben; aber auch der Schmerz, in den sie uns taucht, wird dem wahrhaft Gebildeten lieber sein, als die Freude der Kinder dieser Welt.

Nur in dem Maße, als Einer sein Leben ideal gestaltet, verdient er den Namen eines Christen. Denn das ist das Eigenthümliche des Christenthums, daß es

der gemeinen Naturansicht eine höhere ideale Weltbetrachtung, dem Wissen den Glauben überordnet.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich die hohe Bedeutung der Idee für die Erziehungskunst von selbst.

Was ist doch die eigentliche Ursache, warum die Idee in der edelsten und geistigsten aller Künste — der Erziehungskunst — verworfen wird, während man ihre Unentbehrlichkeit für andere — die sogenannten schönen — Künste, nicht in Zweifel zieht? Woher kommt es, daß es zwar Alle anerkennen, es sei unmöglich, ohne die Begeisterung der Idee ein Kunstwerk hervorzubringen, aber bei dieser Ansicht doch die Meinung hegen, man könne ohne diese Begeisterung sein eigenes oder fremdes Leben zu einer ebenmäßigen Wohlgestalt hinanführen? man könne ohne die begeisternde Idee sich und Andere erziehen?

Zum Theil geht diese Ansicht aus der Bemerkung hervor, daß von Ideen bewegte Lehrer häufig ganz unklare, ungeschickte, kenntnißlose, unerfahrene Menschen sind, so viele — aber nicht alle — Anfänger, so viele Pestalozzianer. Auch sprechen und arbeiten sich manche absichtlich, um ihre eigne Unwissenheit zuzudecken, in excentrische Träume und Hirngespinnste hinein; sie entlehnen von manchen Modephilosophien hochtrabende Redensarten, welche sie für Gedanken verkaufen. Solche Erfahrungen geben die Veranlassung, über die Idee überhaupt das Verwerfungsurtheil auszusprechen.

Dazu kommt dann noch, daß die allermeisten Lehrer durch die alltägliche Praxis endlich selbst gemein werden und ihre Kunst handwerksmäßig betreiben. Sie sagen sich dabei, sich selbst tröstend, bisweilen auch sich selbst täu-

schend, daß sie im Beginn ihres Unterrichtens *mit* der Idee nicht so viel gewirkt hätten, als jetzt *ohne* sie, wobei sie nicht erwägen, wie viel sie bei ihrer vermehrten Erfahrung und Geschicklichkeit erst wirken würden, wenn sie damit ihre frühere Frische und Begeisterung vereinigten; und wobei sie nicht bedenken, daß ihr ganzes Wirken, ihr früheres sowohl, als ihr späteres, unvollständig ist, weil ihnen früher bei der Idee die Geschicklichkeit fehlte, jetzt aber bei der Geschicklichkeit die Idee abgeht.

Auch offenbart sich in der Thätigkeit manches trefflichen Lehrers die ganze Fülle und Kraft der Idee, welcher sie theoretisch verwirft, während er sich praktisch von ihr leiten läßt. Denn mancher läugnet die Idee eigentlich nur in der Verunstaltung, wie sie sich ihm in unwissenden Schwärmern darstellt, und Mancher ist in seinem thätigen Leben besser, als in seiner Theorie. Nicht alle haben Zeit und Talent, sich über die dämonische Stimme wissenschaftlich zu verständigen, durch welche sie sicher durch das Leben geleitet werden.

Ist nun aber Einer durch irgend eine Ursache dem Unglauben an die Idee in die Hände gefallen, dann werden allerhand Scheingründe hervorgesucht, welche ihren Werth in der Erziehung wankend machen und vernichten sollen.

Da hält man es dann für das sicherste, daß der junge Lehrer ganz ideenlos in sein Geschäft trete, denn ein guter Schulplan, ein erfahrner Director, eine weise Behörde schreibe ja Alles ausführlich vor, was geschehen soll. Sie schreibt also wohl auch vor, daß der Lehrer sich seinem Geschäfte *mit* ganzer, inniger Seele und aus allen

-Kräft
Begei
contre
Hier
mir b
die die
dem fr
ergriffe
O
hung m
rungen
hinläng
an alle
Jugend
bewegt
her, aus
göttlicher
Lebens,
unmittelb
lebendige
für ſie nic
ihrer Hand
der Gefühle
feſte Vorſtell
beſten Falle
erläutern, erweitern
bringen, und zeig
dung im Leben, ſo
lichung mit allen Vor
ſten, nicht ſehr ungern

Es giebt eine Ausbildung der Erziehungswissenschaft und eine Ausbildung der Erziehungskunst. Das Ziel der Ausbildung dieser will ich nennen: Es muß unter uns Deutschen allgemein anerkannt werden, daß nur der ein wahrer Lehrer ist, welcher mit den gehörigen Kenntnissen und Geschicklichkeiten die diese Kenntnisse und Geschicklichkeiten richtig gebrauchende, den Lehrer veredelnde, und ihn mit seinen Schülern innig verknüpfende Idee vereinigt.

Dieß ist das alleinrichtige, höchste und mit allen Mitteln, Gesetzen und Einrichtungen anzustrebende Ziel jeder Erziehungskunst.

Als ich zu lesen aufhörte, brachen die Anwesenden in einen so lauten Beifall aus, daß mein Gegner L. gar nicht zu Wort kommen konnte. Endlich überschrie [illegible]s Bravo! Bravo!, welches im Hintergrund der Versammlung zuerst ausgerufen worden war und sich von [illegible]er die ganze Versammlung verpflanzte, und fuhr [illegible]ereiztem Tone und mit leidenschaftlichen Wor[illegible]les. Es kam aber zu keinem ordentlichen [illegible]chweige zu einer Verständigung oder [illegible] Ansichten. Ich ward in dem Maße [illegible]als er aufbrausend und verwirrt. [illegible]Zustimmung der Anwesenden ließ [illegible] Ansicht auf eine wunderbare [illegible] College L. konnte seine [illegible] der Ausspruch der anwesen[illegible] und mich hatte die er-

Mittelalter der Glaube in tausend Herzen Eine begeisternde Kraft, welche ganze Völker zum gemeinschaftlichen Wirken antrieb und Erstaunungswürdiges hervorbrachte ungeachtet gewiß Vaterland und Glaube von verschiedenen verschieden gedacht und vorgestellt wurde. Verschiedentlich aufgegriffene Ideen können dessen ungeachtet eine gleiche oder ähnliche stärkende Kraft auf das Gemüth und den Willen ausüben, und auf dieses kommt es eigentlich am meisten an. Diese Einwirkung ist die erste Frucht der Idee. Aber ist auch die Idee der Geistesbildung, wie sie uns zuerst im begeisterten Gefühl aufglänzt und unser ganzes Wesen ergreift, anfänglich allgemein und schwebend; so ist es ja, wie ich schon oben bemerkte, unsere Aufgabe, nicht nur von der Idee ergriffen zu sein, sondern sie vielmehr selbst zu ergreifen, d. h. sie uns mittelst der Reflexion an der Erfahrung klar zu machen und so ganz unter unsere Herrschaft zu bringen und uns anzueignen. Denn nur das ist uns eigen, was wir verständig erfaßt haben! Was ist das für eine sich selbst widersprechende Ansicht, welche da einsieht, daß alle Ueberzeugungen und Geistesanlagen einer fortschreitenden Ausbildung fähig sind, aber dabei zugleich wähnt, nur die Ideen stünden in unserm sich besinnenden Geistesleben unabänderlich so fest, wie sie einmal ergriffen worden seien. Von den meisten Menschen zwar ist dieß vollkommen wahr, denn die meisten bekümmern sich um die Berichtigung ihrer geringfügigsten Vorstellungen bei weitem mehr, als um die Aufklärung der Ideen, so daß bei aller Bildung in den Außenwerken ihres Lebens der Mittelpunkt desselben roh und stereotyp bleibt. Wer möchte aber das,

was die Meisten treiben, als das Rechte in wissenschaftlichem Streite geltend machen wollen?

Und eben so nichtig sind alle andere Einwendungen gegen die Idee im Erziehungsgeschäfte. Nur noch Eine will ich erwähnen. Wo hast du denn deine Idee der Menschenbildung her? ruft der trockene Realist dem jungen Manne zu, der mit heiliger Gluth, mit zu Gott gerichtetem Herzen in sein Amt eintritt. Soll diese Idee richtig und wahr sein, — so kannst du sie nicht gelernt und nicht erdacht haben; aber erfahren hast du sie auch nicht! Sie kann also nicht wahr sein! — Aber der junge Mann antwortet sich schnell besinnend: Ich habe mir diese Idee durch ein anhaltendes, sorgfältiges Studium des menschlichen Geistes verschafft; und wenn du, Realist, diesen Geist studiert hättest, so würdest du keine solche falsche Schlüsse machen.

Doch ich wende mich von diesen Vorwürfen weg, die zum Theil aus Verwechselung der Erscheinung der Idee mit der Idee selbst, zum Theil aus einer schmählichen Unwissenheit — denn das ist die größte Schmach des sich gebildet nennenden Menschen, über die Idee nicht Bescheid zu wissen, — zum Theil aus Unlauterkeit herrühren, und stelle diesen Scheingründen meine volle Ansicht von der Unentbehrlichkeit der Ideen für den Lehrer gegenüber.

Ich theile die Lehrer ein in erziehende oder wirklich bildende Lehrer und in solche, welche nicht erziehen, sondern nur Kenntnisse und Fertigkeiten beibringen und den Schüler bilden, zu einem gewissen Geschäft zustutzen. Die letztere Classe von sogenannten Lehrern nenne ich

nicht wahre Lehrer, sondern Abrichter. Und ich behaupte nun, und die Gründe dieser Behauptung liegen in dem bisher Gesagten, daß alle von der Idee verlassenen, keine wahre Lehrer, keine Lehrer im ächten Sinne des Wortes, sind, sondern bloße Abrichter. Alle solche, die nicht nur in Worten, sondern in ihrem Handeln die Idee verläugnen, alle solche, welche die Idee nicht zusammenhängend in ihrem Wirken bethätigen und darstellen, seien sie nun in Elementarschulen oder auf Akademien, führen nur den Namen von Lehrern, aber das dem Lehrer wesentliche Merkmal: die begeisternde Idee der Geistesbildung, fehlt ihnen. Vereinten sie in sich auch alles Wissen mit der größten Geschicklichkeit, sie sind ohne diese Idee keine Lehrer. Denn mit allem Wissen und Können vermögen sie den Geist nicht zu entwickeln, sind sie gemeine Handwerker, die ihre Seele nicht bei ihrem Geschäft haben.

Dieß gilt auch von dem Einzelnen. Nur in den Unterrichtsstunden lehrt Einer, in denen ihn die Idee erhellt und erwärmt, und nur so lange lehrt er, als die Idee bei ihm ist.

Dieß ist von andern Künsten anerkannt, es wird auch von der Unterrichtskunst unter uns bald allgemein anerkannt werden. Aller Besitz des Stoffes, alle Kenntniß des Metrums macht den nicht zum Dichter, welchem die gestaltende Kraft der Idee fehlt: er bleibt ewig ein Versemacher. So auch sind Erfahrung, praktischer Tact, Kenntnisse, Geschicklichkeit für sich nicht hinreichend, einen Menschen zum Lehrer zu machen.

Es giebt eine Ausbildung der Erziehungswissenschaft und eine Ausbildung der Erziehungskunst. Das Ziel der Ausbildung dieser will ich nennen: Es muß unter uns Deutschen allgemein anerkannt werden, daß nur der ein wahrer Lehrer ist, welcher mit den gehörigen Kenntnissen und Geschicklichkeiten die diese Kenntnisse und Geschicklichkeiten richtig gebrauchende, den Lehrer veredelnde, und ihn mit seinen Schülern innig verknüpfende Idee vereinigt.

Dieß ist das alleinrichtige, höchste und mit allen Kräften, Gesetzen und Einrichtungen anzustrebende Ziel aller Erziehungskunst.

Als ich zu lesen aufhörte, brachen die Anwesenden in einen so lauten Beifall aus, daß mein Gegner L. lange nicht zu Wort kommen konnte. Endlich überschrie er das Bravo! Bravo!, welches im Hintergrund der Versammlung zuerst ausgerufen worden war und sich von dort über die ganze Versammlung verpflanzte, und fuhr in höchst gereiztem Tone und mit leidenschaftlichen Worten auf mich los. Es kam aber zu keinem ordentlichen Gespräche mehr, geschweige zu einer Verständigung oder Ausgleichung unserer Ansichten. Ich ward in dem Maße ruhig und besonnen, als er aufbrausend und verwirrt. Die laut ausgesprochene Zustimmung der Anwesenden ließ mich der Wahrheit meiner Ansicht auf eine wunderbare Weise gewiß werden. Mein College L. konnte seine Sache nicht mehr durchfechten; der Ausspruch der anwesenden Jury hatte ihn verurtheilt, und mich hatte die er-

höhte Ueberzeugung, daß ich die Wahrheit vertheidigt hätte, so umsichtig gemacht, daß ich ihm in Gewandtheit der Rede heute wenigstens gleich kam. Mein Sieg war vollkommen; zuletzt sagte er: Sie glauben meinen Worten nicht, so werden Sie dem Leben glauben, Sie sollen sehen, wie weit Sie im Leben kommen mit diesen excentrischen Ansichten! Mit diesen halb drohend gesprochenen Worten, auf welche ich Nichts erwiederte, verließ er das Zimmer. Einige unserer Collegen folgten ihm. Auf mich kamen viele der anwesenden Herren zu, die mir die Hand drückten und mir freundliche, wohlwollende Worte sagten. Sie gingen dann zu ihren Spielen in einzelne Gruppen auseinander: einige hörte man noch geraume Zeit lebhaft mit einander sprechen. Zuletzt fand ich mich mit meinem Banquier allein. Als ich weggehen wollte, sagte er: Wir gehen mit einander. Der Weg läßt uns eine Strecke zusammen gehen.

Als wir auf der Straße waren, sagte mir mein Begleiter:

„Ich danke Ihnen, und gewiß alle Bürger der Stadt, die es mit unserer Jugendbildung gut meinen, danken Ihnen mit mir. Es ist Zeit, daß in das hiesige Erziehungswesen endlich einmal ein anderer Geist fährt: es ist lange genug schläfrig und matt betrieben worden. Alle Controlle und alle Verordnungen der höhern Behörde reichen nicht aus; denn, was das Schlimmste ist, die zum Theil hoch gestellten Forderungen unserer Regierung werden erfüllt, vollkommen erfüllt, und dennoch entläßt die Anstalt keine für Wissenschaft wirklich begeisterte, keine strebende Jünglinge. Grade das Gegentheil! unsere Ju-

gend muß jetzt so entsetzlich viel lernen, daß sie nicht an's Denken kommt, durch das ewige Sitzen in dumpfer Stubenluft trocknet ihr alle Urtheilskraft aus. Alle edeln Kräfte werden ertödtet."

Als ich darauf nicht antwortete, fuhr er fort.

„Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie wegen Einer Sache tadele. Sie haben Ihren Collegen L. auf eine harte Weise beleidigt. Sie haben es ihm eigentlich gradezu heraus gesagt, und zwar ganz öffentlich, daß er nur ein Abrichter, aber kein Lehrer sei. Dieß kann er Ihnen nie vergeben, Sie haben sich einen unversöhnlichen Feind gemacht, der Alles thun wird, Ihnen Ihr hiesiges Leben zu verbittern. Dieß trau ich diesem L. zu. Er ist ein streitsüchtiger, von sich höchst eingenommener Mann. Er hat schon fünfzehn Jahr das Lehrercollegium dominirt, hat viele Freunde in der Stadt, und wird Alles thun, um Sie zu stürzen. — Da aber der Streit einmal auf diese Weise eröffnet ist, so halten Sie sich standhaft: die wohlwollende Gesinnung gewiß vieler Bürger ist auf Ihrer Seite."

Unter diesen Worten waren wir an sein Haus gekommen. Er lud mich ein, bei ihm zu Abend zu essen. Ich ließ es mir gerne gefallen und fand hier ein so gefällig ausgebildetes Familienleben, daß ich erst spät, mit vielen Anklängen schöner vergangener Zeiten in meiner Seele, nach Hause zurückkehrte.

Den 10. Januar.

Die ganze Stadt iſt in Aufregung! Unſer Streit iſt der Gegenſtand der Unterhaltung aller Geſellſchaften! Alles trennt ſich in Anhänger des Idealismus und Realismus!

Ich freue mich dieſer geiſtigen Bewegung. Sie bringt den Leuten doch etwas Höheres zum Bewußtſein. Sie werden doch in etwa über ihr enges Privatintereſſe hinausgehoben. Ach! es bewegt ſich ſo wenig Allgemeines, Höheres in unſerm zerſplitterten, der Arbeit und dem Bedürfniſſe unterworfenen Leben! So ſelten, daß einmal Einer herausgeht aus ſeiner Perſönlichkeit, aus der kleinen Sorge für Weib und Kind, daß ſein Herz mit ſeinem Mitbürger zuſammenſchlägt in freier, ſchöner Theilnahme für ein wahrhaft geiſtiges Gut!

Gelänge mir es doch, dieſe Aufregung von allen perſönlichen Rückſichten zu befreien und ſie rückhaltig zu machen. Ich ſinne auf Mittel!

Wenn es doch möglich wäre, auch nur *hier* ein bleibendes, reines und thätiges Intereſſe für die Jugendbildung hervorzubringen! Wenn es doch möglich wäre den Gemeingeiſt aller Bürger der Stadt, oder der tüchtigſten, angeſehenſten unter ihnen zu einem gemeinſchaftlichen Zuſammenwirken für die Erziehung zu verbinden! Wie fang ichs an? wie führ' ichs aus?

Für die Idee geſprochen habe ich genug; es iſt jetzt Zeit, auch für ſie zu handeln.

Wahrlich! die Einzelnen ſind gut genug, — aber das Ganze taugt nichts. Es lebt unter uns viel geſun-

der Sinn, viel guter Wille, Herzlichkeit und Wohlwollen, und manche löbliche Tugend; aber das Hauptsächlichste, ohne das alles Andere Nichts ist oder wenig Bedeutung hat, fehlt uns. Wir haben kein öffentliches großes Interesse! Wenn wir zusammen kommen, sprechen wir vom Wetter, erregen wir uns durch Anecdoten, oder fangen wir an zu spielen! Selbst unser religiöser Cultus ergreift und vereinigt uns nicht. Wir hören einen geistlichen Vortrag mit Ruhe und Andacht an, finden ihn allenfalls schön, unterhalten uns über ihn in einer müßigen Abendstunde, und kehren dann wieder zur Tagesordnung zurück. Ist es nicht so? —

Wie ist das zu ändern? — Könnte ich nur diese eine Idee der Jugendbildung recht lebendig machen; vielleicht wäre sie die Grundlage des zu erweckenden Gemeingeistes.

Den 18. Januar.

Ich strebe mich an Andere anzuschließen! Ich darf, ich kann nicht mehr so allein stehen! — Ich richte für mich nichts aus und verleide mir mein Amt! Und mein Herz kann es ohne Freunde nicht mehr länger aushalten! Ich meine gegenwärtige Freunde: abwesende habe ich. Aber was sind abwesende Freunde? Freunde, von denen wir nur so dann und wann Etwas hören, mit denen wir nicht zusammen einträchtig wirken? Gustav! laß uns aufrichtig sein! Was sind wir uns? selbst wir? Sind wir uns noch so nahe, als ehemals? Liegt der große

Raum der Entfernung nicht zwischen uns, wie eine Wüste, durch die durchzudringen und das Herz dem Herzen zu verbinden, es nur dann und wann Einem von uns gelingt? Ich gestehe Dir, daß mich tausend Briefe Dir nicht so nahe führen, als Eine mit Dir verlebte Stunde, als Eine mit Dir geübte That! Ich quäle und martere mich ab, Dich recht hineinzuführen in meine jetzige Lage, die mir schon alt, aber Dir gewiß noch neu ist, Dir alle Entwickelungen meines Geistes und meines Gemüthes auseinanderzulegen, aber ich vermag es nicht! Ich verzweifele daran! Wenn Du hierher kämst und Du sähest meine Seele, von Angesicht zu Angesicht, leibhaftig, Du würdest sie vielleicht eben so von Deiner Vorstellung abweichend finden, als sich vielleicht seit unserer Trennung mein Gesicht verändert hat.

Also gegenwärtige Freunde! Theilnehmer eines gemeinschaftlichen Strebens! Mitfühlende, mitstrebende, mitwirkende Geister!

Die Alten hielten diese Freundschaft für das höchste, wünschenswertheste aller äußern Güter. Wer möchte ohne Freunde leben! rufen übereinstimmend Sokrates bei Xenophon, Platon und Aristoteles aus. Aber ich frage Dich, was gilt uns in unserm Leben die Freundschaft noch? Woher das kommen mag, weiß der Himmel. Aber gewiß ist, unter uns finden wir die Freundschaft fast nur noch unter Jünglingen; für das männliche Leben hat sie beinahe keine Bedeutung mehr. Wie viele Männer giebt es denn unter uns, welche begeistert zusammenwirken für Ein und dasselbe edle Ziel, von denen einer in Wahrheit mit Gut und Blut für den andern steht, von

denen Einer sich die Arbeit, die Freude, den Kummer und das ganze Leben des andern zu seiner Arbeit, seiner Freude, seinem Kummer, seinem Leben gemacht hat? Wo sind die, welche auch bei einem ungeheuern Abstand der Lebensverhältnisse, bei einer untergeordneten Verschiedenheit der Ansichten, ja bei Aufwallungen des Zorns und unüberlegten Kränkungen doch noch Freunde bleiben, weil sie sich zusammengekettet fühlen durch das diamantene Band des edelsten Strebens, durch das Bewußtsein schöner, in Gemeinschaft vollbrachter Thaten? weil die wechselseitige Dankbarkeit für gegenseitig geleistete Dienste sie nicht von einander läßt? — Du schreibst mir es ja selbst, daß Deine Collegen, und zwar am meisten die Lehrer Eines Faches, einander verkleinern, beneiden, bespötteln, und oft bitter hassen und verfolgen; daß man von Glück sagen könne, wenn man als akademischer Lehrer von ihnen nicht angefochten, sondern in Ruhe und Friede gelassen werde; daß sich in der Regel alle Collegialität der Universitätslehrer auf äußere, oft erheuchelte Höflichkeiten, auf leere Freundschaftsversicherungen beschränken; und daß, wenn einmal eine Freundschaft statt finde, nur solche Freunde wären, deren Fächer ganz und gar auseinanderliegen, wie wenn die noch wahre Freunde sein könnten, die nicht dasselbe Lebensinteresse haben, sondern sich nur gemeinschaftlich erholen und lustig machen! O! der garstigen Menschen, welche nicht einmal mehr durch die Menschen-verbrüdernde Wissenschaft zusammengehalten, mit einander befreundet werden können! Auf der lichten Höhe, welche sie einnehmen, und vor den Augen des ganzen Volkes setzen sie sich recht der allge-

Den 24. Januar.

Um Freunde bemühe ich mich jetzt, und eifriger, als um irgend etwas Anderes. Ich laufe mit der Laterne des Diogenes umher und suche mir befreundete Menschen. Ich bin auf der schönsten Jagd, laure auf das edelste Wild.

Ich hoffe, ich werde nicht leer heimkehren. Ich habe schon über einige rückhaltige, kräftige, gediegene Männer, oder solche, die dieß werden können, das Netz meines Gemüthes und meines Strebens geworfen. Ich hoffe, sie fest zu halten.

Ich will mir hier eine praktische Schule gleichstrebender Männer gründen! Eine öffentliche pythagoräische Gesellschaft stiften, deren Zweck es ist, das hiesige Gemeinwohl auf jegliche Art zu fördern und zuoberst für die geistige Bildung, namentlich der Jugend, in Uebereinstimmung thätig zu sein.

Lächle nicht! Bald sollst Du das Nähere erfahren. Schon sind Schritte gethan.

Den 27. Januar.

Mein gegenwärtiges Leben zieht mich mehr und mehr vom Speculativen ab zum Praktischen hin. Beinahe Alles, was ich jetzt durchdenke oder lese, hat praktische Zwecke, steht mit dem Leben in Verbindung. Das wirst Du nicht billigen können und diese Richtung ist Deiner Weise, der Du ruhig in der Erforschung und Ausbildung der Wissenschaft lebst, entgegengesetzt. Oft sagtest Du mir: der

Wahrheitsfreund müsse die Wahrheit rein ihrer selbst wegen suchen, er müsse von ihrer Verwirklichung im Leben ganz absehen, diese Berücksichtigung beschränken; wer bestimmte Lebenszwecke im Auge habe, der sei in seinem freien Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung gehemmt; ihm sei es nur in so weit um Einsicht und Kenntnisse zu thun, als sie der Gebrauch erheische, als sie die zufällige Gestaltung seines äußern Lebens verlange; die freie Ausbildung des innern Lebens aber für jede Lage und nicht nur für die Verhältnisse, in denen er zufällig lebt, und den großartigen Ueberblick aller Theile des Wissens zu einem herrlichen Ganzen verliere der aus den Augen, welcher eine so bestimmt praktische Richtung genommen habe.

Gegen diese und ähnliche Gedanken, in die ich ehemals mit ganzer Seele einstimmte, weiß ich Dir nichts einzuwenden, und ich preise Dich glücklich, daß Du Deine wissenschaftliche Laufbahn, ohne durch Lebenseindrücke gestört zu werden, ruhig und heiter verfolgen kannst. Aber so glücklich ist unter Tausenden, die ein wissenschaftliches Interesse haben, kaum Einer. Wir andern Alle sind an ein bestimmtes praktisches Geschäft gewiesen, welches unsere Sorge, Zeit und Kraft in hohem Grad in Anspruch nimmt; uns andere Alle hebt, drückt, treibt und beschränkt das um uns wogende praktische Leben. Wir können uns diesen Anforderungen und Einflüssen nicht entziehen, wir müssen nach einer Seite hin, wenigstens nach einer, durch und durch praktisch werden, wenn wir unsere Stelle im Leben mit Ehre einnehmen wollen. Ihr theoretischen Menschen habt genug gethan, wenn ihr in der Wissen-

Den 24. Januar.

Um Freunde bemühe ich mich jetzt, und eifriger, als um irgend etwas Anderes. Ich laufe mit der Laterne des Diogenes umher und ſuche mir befreundete Menſchen. Ich bin auf der ſchönſten Jagd, laure auf das edelſte Wild.

Ich hoffe, ich werde nicht leer heimkehren. Ich habe ſchon über einige rückhaltige, kräftige, gediegene Männer, oder ſolche, die dieß werden können, das Netz meines Gemüthes und meines Strebens geworfen. Ich hoffe, ſie feſt zu halten.

Ich will mir hier eine praktiſche Schule gleichſtrebender Männer gründen! Eine öffentliche pythagoräiſche Geſellſchaft ſtiften, deren Zweck es iſt, das hieſige Gemeinwohl auf jegliche Art zu fördern und zuoberſt für die geiſtige Bildung, namentlich der Jugend, in Uebereinſtimmung thätig zu ſein.

Lächle nicht! Bald ſollſt Du das Nähere erfahren. Schon ſind Schritte gethan.

Den 27. Januar.

Mein gegenwärtiges Leben zieht mich mehr und mehr vom Speculativen ab zum Praktiſchen hin. Beinahe Alles, was ich jetzt durchdenke oder leſe, hat praktiſche Zwecke, ſteht mit dem Leben in Verbindung. Das wirſt Du nicht billigen können und dieſe Richtung iſt Deiner Weiſe, der Du ruhig in der Erforſchung und Ausbildung der Wiſſenſchaft lebſt, entgegengeſetzt. Oft ſagteſt Du mir: der

Wahrheitsfreund müsse die Wahrheit rein ihrer selbst wegen suchen, er müsse von ihrer Verwirklichung im Leben ganz absehen, diese Berücksichtigung beschränken; wer bestimmte Lebenszwecke im Auge habe, der sei in seinem freien Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung gehemmt; ihm sei es nur in so weit um Einsicht und Kenntnisse zu thun, als sie der Gebrauch erheische, als sie die zufällige Gestaltung seines äußern Lebens verlange; die freie Ausbildung des innern Lebens aber für jede Lage und nicht nur für die Verhältnisse, in denen er zufällig lebt, und den großartigen Ueberblick aller Theile des Wissens zu einem herrlichen Ganzen verliere der aus den Augen, welcher eine so bestimmt praktische Richtung genommen habe.

Gegen diese und ähnliche Gedanken, in die ich ehemals mit ganzer Seele einstimmte, weiß ich Dir nichts einzuwenden, und ich preise Dich glücklich, daß Du Deine wissenschaftliche Laufbahn, ohne durch Lebenseindrücke gestört zu werden, ruhig und heiter verfolgen kannst. Aber so glücklich ist unter Tausenden, die ein wissenschaftliches Interesse haben, kaum Einer. Wir andern Alle sind an ein bestimmtes praktisches Geschäft gewiesen, welches unsere Sorge, Zeit und Kraft in hohem Grad in Anspruch nimmt; uns andere Alle hebt, drückt, treibt und beschränkt das um uns wogende praktische Leben. Wir können uns diesen Anforderungen und Einflüssen nicht entziehen, wir müssen nach einer Seite hin, wenigstens nach einer, durch und durch praktisch werden, wenn wir unsere Stelle im Leben mit Ehre einnehmen wollen. Ihr theoretischen Menschen habt genug gethan, wenn ihr in der Wissen-

ſchaft ganz und gar zu Hauſe ſeid: wir Andern müſſen außerdem noch auf einem techniſchen Wiſſen und Können fußen, und während wir uns theoretiſch weiter bilden, uns zugleich im praktiſchen Leben herumſchlagen.

Die Meiſten werden ſo ſehr Praktiker, daß ſie ihr wiſſenſchaftliches Streben ganz und gar aufgeben oder es doch *ganz* auf ihr enges Geſchäft beſchränken. Aber bis zu dieſem Grade, beim Himmel, ſoll mich die Praxis — *kann* mich die Praxis nie beſchränken! Immer werde ich mich Dir in freier, begeiſterter Liebe der Wahrheit verbunden fühlen!

Ich bin glücklich, daß mein Amt mit der Wiſſenſchaft ſo enge, ſo nahe verbunden iſt, als ein praktiſcher Wirkungskreis es ſein kann. So ſchließt ſich meine jetzige Amtsthätigkeit an mein früheres ſpeculative Streben ſo innig an, daß ich mich nicht aus ihm geriſſen fühle, vielmehr es nach einer Seite hin weiter verfolge. Denn, wie ich es Dir ſchon früher ſchrieb, ich habe gewiß noch lange genug zu lernen, und mich zurechtzufinden. So lebe ich dann in gutem Einverſtändniß mit meinem ſpeculativen Streben; ich laſſe es nicht ohne Befriedigung, wenn es ſich auch im engern Kreiſe halten muß, als früher. Und auch das, was ich über meine Schule hinaus und zum Theil im Intereſſe dieſer für die Belebung und Veredlung des geſelligen und ſtädtiſchen Lebens wirken möchte, ſteht mit meiner Speculation in Verbindung, — iſt eigentlich eine Anwendung unſerer Philoſophie.

Mag es auch ſein, daß ich in freier theoretiſcher Ausbildung gehemmt werde; es iſt doch dieſelbe Geiſteskraft, welche ſich in der Theorie und Praxis geltend macht.

Nur die Richtung ist verschieden! Nach welcher von beiden Richtungen hin sich der Geist entwickelt, ist im Grunde gleichgültig, wenn er sich nur entwickelt!

Den 29. Januar.

Ich kann Dir es nicht beschreiben, wie es mir Herzens- und Geistesbedürfniß in meinen jetzigen Verhältnissen ist, mich mit der Feder in der Hand mit Dir zu unterhalten, und wie ich mich oft den ganzen Tag nach der genußreichen Stunde sehne, wo ich, Abends oft nach Mitternacht, nach Erfüllung aller meiner Pflichten, bei Dir bin, und dann erst recht aus dem Stundengeben, aus dem Studieren zu mir selbst komme! Dann erst tritt mir das, was mich den Tag über am stärksten beschäftigte, was mich erfreute und beengte, schärfer ins Auge. Ich überlege, ich vergleiche, ich bringe Zusammenhang unter das Verschiedenartige, ich lege in Ordnung, ich tadle, ich lobe mich, ich fasse Entschlüsse, Pläne. Das Gewirr des Lebens und meiner Seele entfaltet sich zur klaren Betrachtung: Alles tritt in das rechte Licht, in seine rechte Stelle! Mancher kaum bemerkte Gegenstand bietet meinem Auge eine interessante Seite dar. Manche Bemerkung mache ich an den in die Erinnerung zurückgerufenen Dingen, an denen ich gar nichts bemerkte, als ich sie vor Augen hatte. Die Menschen und Verhältnisse zeigen sich mir wahrer, reiner vor diesem Auge der Reflexion, als vor dem sinnlichen. Dann spüre ich den Gefühlen, den Gedanken nach, die ein Vorfall, ein Gespräch

in mir erregte, und ſuche mir die innerſten Triebfedern meines Geiſtes zum Bewußtſein zu bringen. Alles aber ſuche ich mir mit allgemeinen Anſichten zuſammenzureimen, unter Ideen zu ſtellen, an Früheres anzureihen, und da kommt es denn ſehr oft, daß ich die Freude habe, das früher theoretiſch Gefaßte zu berichtigen, zu ergänzen, beſſer zu begründen. Aber das kann ich Dir verſichern, daß ich bei dieſer Prüfung meiner Ideen am praktiſchen Leben und an der Erfahrung noch keine derſelben ganz grundlos und falſch gefunden habe. Vielmehr hält unſere ganze Weltanſicht, über die wir einverſtanden ſind, die Probe des Lebens aus, wenn wir nur dieſes vorurtheilsfrei zu würdigen wiſſen, — ſo wie ich in den Abendſtunden.

Siehſt Du, wie ich mich an den Gegenſtänden bilde! Wie ich das Leben theoretiſch durcharbeite! Wie ich mir Zuſammenhang und Verbindung in mein Handeln und Denken zu bringen ſuche! Du kannſt mir es glauben, wenn ich mich verwirrt und bewegt an den Schreibtiſch ſetze, — ich ſchreibe mich in die Klarheit hinein!

In einen edlern Dienſt kann die Feder nicht treten, als daß ſie dem Menſchen zur Selbſtverſtändigung verhilft.

Den 10. Februar.

Ich von der Speculation laſſen! Ihr Götter, nehmt mir, wenn es euer Wille iſt, Auge und Gehör: nur laßt mir dieſe reflectirende Selbſtbeſinnung, die uns das erſt

zum Bewußtsein bringt, was wir sehen und hören, die uns nicht allein jeden Genuß vergeistigt wiedergiebt, sondern die auch aus Leiden und Schmerzen Freude schöpft. Ich bin nur so lange Mensch, als ich denke.

Woher kommt es, daß diese Reflexion unter den Menschen, — unter den Christen so selten ist? Schreibt doch das Christenthum Einkehr des Menschen in sich selbst vor, will es doch den auf uns selbst zurückgeworfenen Geistesblick. Hören wir es doch auf allen Kanzeln wiederhallen: der Mensch solle sich selbst erkennen. Was hilft diese Ermahnung aber, wenn die Erzieher, die Prediger dieß Vermögen der Reflexion nicht ausbilden, durch welches die Selbstkenntniß einzig und allein möglich ist? Hunderttausenden wird die Selbsterkenntniß zugemuthet, welche nicht einmal im Stande sind, den einfachsten Fall im Leben besonnen und bestimmt ins Auge zu fassen, geschweige denn ihre eignen Geistesthätigkeiten zu beobachten, sich über ihre Gemüthsbewegungen Rechenschaft zu geben, die Triebfedern ihrer Handlungen zu zergliedern und deren Werth oder Unwerth abzuwägen. Und in diesen oder ähnlichen Operationen kann sich die Selbsterkenntniß doch allein äußern.

Nur für den Menschen scheint jene so oft wiederkehrende Rede, daß man sich prüfen, sich erforschen, ein strenges Auge auf sich richten, mit sich immer in Bekanntschaft bleiben solle, eine Bedeutung zu haben, dessen Selbstbesinnungskraft hinlänglich ausgebildet ist.

Die meisten Urtheile über uns selbst sind falsch. Aber ohne Reflexion ist kaum ein wahres möglich.

Den 22. Februar.

Meine Bekenntniſſe haben es ſo ſehr mit mir ſelbſt zu thun! Natürlich, das, was die Dinge in mir hervorbringen, hat für mich und meine Betrachtung in der Regel mehr Werth, als dieſe Dinge ſelbſt. Aber jetzt muß ich Dich hinausführen in das äußere mich umgebende Leben.

Der große Fund iſt mir gelungen. Ich habe hier einige für das Gute empfängliche, rüſtige Männer gefunden, denen ich mich jetzt ſchon in Freundſchaft verbunden fühle. Unter ihnen iſt ein junger Advocat, Namens Ernſt, mit dem ich noch das letzte halbe Jahr auf der Univerſität zu **** zuſammen war, und der unter unſerm gemeinſchaftlichen Lehrer ſeine philoſophiſchen Studien machte. Er beſitzt außer ſeinen philoſophiſchen, ſchöne hiſtoriſche Kenntniſſe, einen fein gebildeten Geſchmack, und ſoll ſein Recht vollkommen inne haben. Von der Philologie, ſagt er, wiſſe er wenig, er habe nie recht Geduld gehabt, Vieles aus dem Alterthum im Original zu leſen, das Beſte aber habe er in Ueberſetzungen geleſen; von der Erziehung verſtehe er nur ſo viel, als er ſich aus der Philoſophie ableiten könne. Eine ſtolze, unverdorbene, freie, vom Druck des Lebens noch nicht berührte Seele, wie es ſo wenige giebt! Als er mich das erſtemal in einer Geſellſchaft ſah, erkannte er mich auf der Stelle wieder — ich erinnerte mich ſeiner kaum mehr — gab mir als einem alten Univerſitätsfreunde zuvorkommend die Hand, — und ſeitdem ſind wir Freunde.

Außerdem haben ein Arzt und zwei meiner Collegen zu meiner Fahne geſchworen. Der Arzt Nolten iſt ein

durchaus trefflicher Menſch; ganz und gar, ja einſeitig dem praktiſchen Leben zugewandt und aller reinen Speculation todtfeind, voll Unruhe und Ungeduld, voll Geiſt und Laune, mit einem offenen Sinn für alles Gute, wie und wo es ſich zeige, zu jeder Unternehmung, jedem Verſuche aufgelegt. Ein Menſch, der von Allen, die ich kenne, vielleicht am wenigſten der Gewohnheit unterworfen iſt. Alles lebt an ihm und iſt in beſtändiger, wechſelnder Thätigkeit begriffen. Je nachdem man ihn Morgens und Abends, in der Geſellſchaft oder im Geſchäft ſieht, ſcheint er ein anderer Menſch zu ſein: ſeine Haltung, ſeine Geſichtszüge, ſein ganzes Benehmen haben ſich verändert. Nur in Einem bleibt er ſich überall gleich: er lebt in einer Gefühlsſtimmung, einer Laune, einem Vorſatze mit ganzer, voller Seele. Er giebt ſich Allem ganz und gar hin. Es wäre ihm, glaube ich, unmöglich. Etwas halb zu thun. Er iſt entſchieden bis in das Kleinſte hinein, und imponirt durch dieſe Feſtigkeit jedem Menſchen, jeder Geſellſchaft, welcher er ſich hingiebt. Auch bei Scherz und Spaß ſieht man es dieſem Manne an, daß demſelben Ernſt zu Grunde liegt. Alles Komödiantenweſen in der Geſellſchaft, wie er es nennt, iſt ihm in der Seele verhaßt, und er verletzt bisweilen in ſteifen Geſellſchaften eine oder die andere von unſern abgeſchmackten Anſtandsregeln wie mit Fleiß, ich glaube, um zu zeigen, daß es mit dieſen Geſetzen Nichts auf ſich habe. Ich kann Dir nicht ſagen, wie mich dieſer ausgeprägte Menſch anzieht, — vielleicht deßwegen, weil mir das juſt am meiſten fehlt, was ich am meiſten an ihm bewundere. Du würdeſt Dich nicht mit ihm vertragen,

ihr würdet keine Anknüpfungspunkte haben; ihr seid das Gegentheil von einander: Du ruhige Theorie, er die lebendigste Praxis; ich stehe in der Mitte — und bin leider weder das eine, noch das andere recht!

Von meinen zwei Collegen, die noch zu unserm Freundschaftsbund gehören, ist der eine so gemüthlich, zuthunlich, leutselig, als der andere düster, finster und trocken. Den einen hat das, was er durch Fleiß und Thätigkeit aus sich bildete, was er im Leben erreichte, menschenfreundlich, offenherzig gemacht; den andern haben verfehlte Hoffnungen, Verkennung und Verfolgung, Armuth und Noth in sich selbst zurückgeworfen. Er hat sich von den Menschen abgewandt, und ist verschlossen und mißtrauisch gegen sie geworden, indem er die meisten für so schlecht und erbärmlich hält, als die, welche ihn in seinem Leben peinigten und störten. Er lebt einsam, zurückgezogen für sich, ein trauriges, trübes Leben. Die Menschen läßt er theilnahmslos an sich vorübergehen, in Gesellschaften kommt er beinahe gar nicht, spricht wenig, oft gar nichts, was er aber sagt, ist verständig und treffend. Ich habe ihn ein einzigesmal in Gesellschaft lustig gesehen: da lachte er aber so laut und so in einem Zuge fort, daß wir andern Alle in Verlegenheit kamen. Seine Schüler achten und fürchten ihn, hängen aber gar nicht mit Liebe und Wärme an ihm; denn in der That hat er eher etwas Abstoßendes, Abschreckendes, als in seinem Aeußern das geringste Anziehende. Der Mann hat beinahe keine Bedürfnisse: er läßt sich das Essen auf sein Zimmer bringen, trinkt keinen Wein, raucht keinen Taback, und ist außerordentlich einfach, aber doch reinlich gekleidet.

Daher er auch von seinem kärglichen Gehalt über die Hälfte zurücklegt, womit er eine arme Mutter und eine kranke Schwester unterhalten soll.

Ich weiß nicht, was mich an diesen misanthropischen Dahlheim gleich beim ersten Anblick so anzog. Aber ich lernte ihn bald kennen, und war erstaunt, in einer so rauhen Schale einen so reichen, tiefen Geist zu finden. Es erfüllt mich mit der größten Wehmuth, daß eine so edle Kraft in ihrer fröhlichen Entwickelung gehindert und so zum Theil für die Welt unbrauchbar ward, daß der Besitzer so reicher Fundgruben von seinem Besitzthum keinen Genuß hat. Ich habe mich in sein Zutrauen nnd seine Theilnahme stehlen müssen, er wollte mit mir so wenig, als mit Andern zu thun haben. Seit ich aber unserm Collegen L., dem er sich überall entgegensetzt, so daß, wenn er bisweilen Etwas zu ihm spricht, es gewiß ein Tadel, ein Vorwurf ist, die Stange halte, schließt er sich allmählich und vorsichtig, gleichsam um sich den Rückzug offen zu halten, enger an mich an. Wir werden immer vertrautere Freunde werden: denn unser beider Sinn ist ernst und dem eiteln, oberflächlichen, schalen Treiben dieser Welt abgewandt.

Mit dem andern Collegen Sabel, der ein für das Gute begeisterter Mensch ist, stimmt mein Streben, aber meine Gefühlsstimmung nicht sehr zusammen. In der Gesellschaft, im Umgang ist er mir zwar lieber, als Dahlheim, meinem Herzen aber steht ungeachtet seiner störrigen Außenseite dieser näher. Sabel hat zu viele und zu verschiedenartige Freunde, er hat sich in die äußern Lebensverhältnisse zu sehr eingelebt, so daß er in

nicht so recht zu Hause ist; er hat sein Wissen über zu viele Kenntnisse verbreitet, und sie daher unter sich nicht recht in Zusammenhang bringen und die einzelnen nicht bis auf den Grund erschöpfen können. Er hat überhaupt mehr Phantasie und Gemüth, als Verstand. Daher stimmt er oft zu vorschnell bei, und entwirft Pläne, die nicht selten phantastisch und unausführbar sind. Aber es ist eine klare, bis auf den Grund durchsichtige Seele.

Hier hast Du also eine — vielleicht unrichtige, jedenfalls einseitige Charakteristik meiner neuen Freunde! Mit Ernst verbindet mich schon unsere Philosophie, den Arzt suche ich aus dem Grunde, warum Aristophanes im Gastmal des Platon sagt, daß man sich Freunde suche, nämlich um mich in dem zu ergänzen, was ich nicht habe; Dahlheim theilt mit mir den Ernst des Gefühls, und Sabel ist mir am liebsten im gemüthlichen Umgange. In allem Andern stehe ich meinen Freunden nach, nur Eins habe ich, wie ich glaube, vor ihnen voraus, nämlich die speculative Geistesrichtung, welche mich Dir verknüpft, welche das Fundament ist, auf dem wir unsere Freundschaft errichtet haben.

Den 8. Mai.

Es fängt eine genußreichere Zeit für mich an, und meine Ideen reifen nach und nach ins Leben. Wir fünf Freunde haben ein Kränzchen gestiftet. Wir kommen alle Dienstag Abends in einem eigends dazu gemietheten Zimmer zusammen, von dem man eine entzückende Aussicht

in das Thal, auf die gegenüber liegenden Berge und auf den Fluß hin hat. Schon ein Blick in diese herrliche Gegend hinaus, auf die wunderbare Pracht, mit welcher der erwachende Frühling die Erde überschüttet, erfüllt und erquickt die Seele. Die Stille und Abgelegenheit des Hauses, zu dem das Geräusch und das Getümmel der Welt kaum vernehmbar vom Thale heraufsteigt, gießt auch in das Gemüth beseligenden Frieden. Hier kommen wir von dem Geschäftsdrange und dem irdischen Treiben zur Ruhe; hier besinnt, belebt, stärkt und erwärmt sich der Geist an der Freundesbrust, in Freundesgedankentausch; bis hierher reicht nicht die zersplitternde, befangende Arbeit, und die Sorge, die nur dem engen Bedürfniß gehört; hier vergessen wir, der Freund durch den Freund gehoben, einer aus dem andern schöpfend, einer in den andern versenkt, was den irdischen Menschen preßt und beschränkt; von hier nimmt sich die erhobene Seele neue Kraft, neuen Schwung, neue Gedanken und Ansichten in das Leben zurück; von hier aus übersieht der Blick ruhig und sicher das kleine Treiben des Tages, wie aus einem Götterstze. Nun laß auch sechs Tage der Woche Erdenebel auf der Seele liegen, laß sie von tausend Zufälligkeiten hin- und hergerissen werden, daß sie taumelt und oft sich selbst vergißt: so ersteigt sie doch den siebenten auf einige Stunden den Olymp, wo es ihr im Sonnenschein und in der ätherischen Wärme der Freundschaft und der ewigen Ideenwelt wohl und leicht wird! —

Der Zweck der Gesellschaft ist Verständigung über die höchsten, allgemeinern Interessen des Menschen. Dabei haben wir es uns vorgenommen, unsern kleinen Verein

so viel als immer möglich einen Hebel für die Verbesserung des hiesigen städtischen Lebens, der Erziehung und Bildung sein zu lassen. Dies ist besonders der Eigenthümlichkeit unseres Nolten angemessen, welcher gleich, als wir ihm den Plan solcher regelmäßigen Zusammenkünfte mittheilten, erklärte, daß er mit Leib und Seele daran Antheil nehmen wolle, aber mit dem Beding, daß wir bestimmte praktische und ausführbare Zwecke im Auge haben sollten. Dieß gab ich zu, meinte aber, das Theoretische dürfe nicht ausgeschlassen bleiben. Er erwiederte mir darauf, das verstehe sich von selbst, denn wenn man das Einzelne, Vorliegende richtig behandeln und besprechen wolle, müsse man das Allgemeine immer im Auge behalten, also im Grunde zugleich theoretisch verfahren. Diese praktische Richtung dieses kleinen Gelehrtenvereines trifft auch mit meiner jetzigen Lebenswendung ganz zusammen. Meinen Dahlheim habe ich anfangs nur mit Mühe, halb mit Gewalt, halb mit Ueberredung in unsern Bund gezogen: nun läßt er es sich gefallen und scheint unter uns aufzuthauen.

Ich habe die größte Hoffnungen! Wenn unsere Plane und Phantasien nur zum Theil in Erfüllung gehen, wird dieser Verein ein Segensquell für die ganze Stadt.

Den 22. Mai.

Ein besonderer Zweck unseres theoretisch-praktischen Bundes, auf den besonders Nolten und ich dringen, ist

Belebung und Veredlung des gesellschaftlichen Lebens und der Unterhaltung. Wir lassen daher keine Gelegenheit vorüber, in Gesellschaften allgemein menschliche Gegenstände zur Sprache zu bringen, und scheuen uns nicht, uns allenthalben mit der größten Freimüthigkeit über die Gebrechen unseres gesellschaftlichen Lebens auszulassen. Auch haben wir uns das Wort gegeben, in Gesellschaften nie mehr zu spielen und keinen Taback zu rauchen, — diese Dinge zu lassen, welche nur erbärmliche Ersatzmittel der Langeweile und Zeuge unseres rohen, geistlosen geselligen Lebens sind. Wo in Zusammenkünften irgend ein particularer Gegenstand zum Gespräch kommt, dem sich nur irgend eine geistige Seite abgewinnen läßt, machen wir uns gleich an ihn, und suchen die Unterhaltung ins Allgemeine und zu belehrenden erregenden Erörterungen zu ziehen. Geht dann Einer oder Mehrere auf solche allgemeine Ansichten, auf unsere oft kühne Behauptungen und paradox klingende Sätze ein, dann haben wir gewonnen Spiel. Dann führen wir das Gespräch in seiner allgemeinen Richtung weiter, beleben es auf jede Weise und reißen die Aufmerksamkeit auch einer großen Gesellschaft auf Einen Gegenstand hin. Wir gehen zu dem Ende, so oft als möglich, nicht allein, in die Gesellschaft und unter Menschen, damit Einer am Andern einen Rückhalt habe. Wir kommen durch diese hier neue Methode, sich in der Gesellschaft zu betragen, bei Manchen in den Ruf der Disputirsucht, aber haben auch das Vergnügen, allmählich gleich bei unserm Auftritte in einer Gesellschaft von Menschen die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken und die Unterhaltung gewöhnlich nach Wohlgefallen zu lenken,

und überheben uns doch wenigstens der entsetzlichen Plage der Langeweile. Auch schließen sich die Bessern der Stadt tagtäglich mehr an uns an, und sehen es gerne, wenn wir etwas mehr geistige Bewegung in den Sumpf der gewöhnlichen Unterhaltung bringen. Es kann auch nicht anders sein, als daß ein jeder nur etwas bessere Mensch an unserm platten, gemeinen, faden Gesellschaftsleben Eckel und Ueberdruß empfinden muß; und daher muß Jeder denen im Herzen gut sein, die ihre Bildung und ihren Geist in der Gesellschaft geltend machen.

Ich besonders werde ungeachtet meiner Ungenirtheit, oder wenn Du willst Ungelenkigkeit und ungeachtet ich Vieles, was Andere sagen, bestreiten und widerlegen muß, von den Leuten wohl gelitten, und empfange so viele Einladungen in die hiesigen Familien, daß ich mich leicht jede Woche unterbringen könnte. Mein Nolten sagte mir vor einigen Tagen boshaft, es sei den Leuten bei diesen Einladungen nicht sowohl um mich, als um mich selbst zu thun. Denn wenigstens ein halb Dutzend Familien werfen ihre Netze nach dir aus, fügte er hinzu. Hast du es nicht gemerkt, daß man dich erst seit der Zeit ganz besonders aufsucht, seitdem man in sichere Erfahrung gebracht hat, daß du nicht verlobt bist? Aber hüte dich! —

Wir wir es übrigens anfangen, in das gesellige Leben mehr Bewegung und Geist zu bringen, davon erhältst Du in beiliegenden Blättern ein Beispiel. Sie enthalten die Erzählung eines sehr genußreichen, schönen Abends. Wegen der Seltenheit solcher Abende ist mir es eingefallen, ihn durch die Schrift festzuhalten. Ein Wort Göthe's regte mich wohl dazu an, welcher im Meister räth, inter-

essante Begebenheiten so schnell als möglich dem Papier anzuvertrauen, weil sie dem Gedächtniß so sehr schnell wieder entfallen. Ist dieß wahr, sagte ich mir, so verdienen interessante Reden, mit denen uns Andere erfreuten, oder die wir selbst in guter Stunde sprachen, eine noch pünktlichere Aufzeichnung, weil wir das, was gesprochen wurde, weit schneller vergessen, als was sich zutrug. Für Dich muß diese Unterhaltung noch das besondere Interesse haben, daß Du siehst, wie wir hier unsere philosophischen Ideen lebendig machen, — und wie sie auf eine herrliche Weise im Herzen leben, die von aller gelehrten Schulbildung nichts wissen.

Der Verstand am Geburtstage.

Der Fabrikherr S. feierte seinen Geburtstag auf eine glänzende Weise. Auch mein geselliger College Sabel und ich waren auf den Abend eingeladen. Wir fragten unsern Freund Nolten, ob wir auch ihn dort finden würden? Ich bin nicht eingeladen, erwiederte dieser, aber ich gehe uneingeladen mit! und als mein College zu diesem Vorsatze eine etwas bedenkliche Miene machte, fuhr er zu ihm gewendet fort: Man muß im Leben nicht Alles so genau nehmen, und besonders wir nicht. Holt mich ab, wir gehen mit einander. Ich will doch den Leuten zeigen, daß ich ihr Freund sein kann, wenn ich auch ihr Hausarzt nicht werden will.

Wir nahmen ihn den andern Abend mit uns. Unterwegs fragte ich ihn: Warum aber wolltest Du nicht ihr Hausarzt werden?

Er antwortete: Ich will kein Packesel sein. Das ist aber der, welcher zu viel zu thun hat. Deßwegen beschränke ich mich auf eine bestimmte Anzahl reicher Familien, und nicht darüber! Die Armen aber sind bei mir alle willkommen. Wer Geld hat, findet sonst überall Hülfe. Es laufen ja auch hier Aerzte genug herum.

Wir fanden im Hause des Fabrikherrn schon eine glänzende Gesellschaft, unter andern auch den Banquier mit Frau und Tochter, und einen Geistlichen der Stadt. Nolten führte sich durch einige Scherze selbst ein, und wurde von der überraschten Familie mit sichtbarer Herzlichkeit und Freude aufgenommen.

Die Hausfrau zeigte uns die vielen kostbaren Geschenke, welche ihr Gemahl zu seinem Geburtstage bekommen hatte. Sie waren auf einem Tische aufgehäuft; unter ihnen lagen auch drei Gedichte, die von den Kindern, den Comptoirherren und den Fabrikarbeitern zu Ehre des Helden des Tages verfertigt worden waren. College Sabel konnte des Verwunderns und Lobens nicht müde werden, worüber sich Nolten einige spöttische Anmerkungen erlaubte, ohne die dabei stehende Frau sehr zu berücksichtigen. Ich hatte eins der Gedichte in der Hand, aber mein Auge schweifte über das Blatt weg in dem reich und köstlich meublirten Saale umher und über die zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen hin. Mein Blick haftete auf einem edeln Frauengesicht, zwischen der Tochter des Banquiers, Julie, und der Tochter des Hauses.

Wer ist jenes Mädchen in der schwarzen Kleidung? fragte ich leise den neben mir stehenden Sabel, indem sich der andere mit unserer Wirthin in einiger Entfernung lebhaft unterhielt. „Eine Fremde", sagte er.

Wir wurden von Andern begrüßt und in das Gespräch gezogen. Es waren im ganzen großen, hellbeleuchteten Saal einzelne Gruppen stehender Herren; die Damen saßen auf und neben dem Sopha. Der Hausherr holte die contemporains, ein Prachtwerk, welches er vor Kurzem von Paris erhalten habe. Er bedauerte nur, daß es Abend sei, wo man den herrlichen Steindruck nicht genau genug sehen könne. Eine Gruppe Herren stellte sich um einen runden Tisch herum, und der Wirth machte den Erklärer der einzelnen Köpfe, die er zeigte. Ich stand so schief und so weit davon ab, daß ich über meine Vordermänner weg nur Weniges sehen konnte. Ich verließ diesen ungenügenden Standpunkt, und knüfte mit der Gattin und Tochter des Banquier ein Gespräch an. Jetzt erst ward es mir wohl und heimisch. Wir sprachen von den Freuden, die uns das Frühjahr und der Sommer zu geben verspreche; Julie freute sich besonders auf die Zeit, wann sie auf ihr nahe und schön gelegenes Landgut ziehen würde. Dieß gab einen reichen Stoff zu Nachfragungen, Beschreibungen. Das Gespräch floß lebhaft und ohne Stockung dahin. Julie kam mir bedeutungsvoller, als sonst vor: ihr schönes Gesicht war von einem seelenvollen Ausdruck belebt. Sie selbst schien Interesse zu haben, die Unterhaltung fortzuführen.

Es traf mich ganz unangenehm, als die Wirthin die Gesellschaft zum Aufbruch in das Speisezimmer einlud.

Wir ließen uns an der großen, reichbesetzten Tafel nieder, ich mich zwischen den Banquier und einen Unbekannten. Dem Arzt hatte man neben der Wirthin einen Platz angewiesen. — Wie ich über die Pracht, die mich umgab, hinschaute und über den Ueberfluß von Speisen, die beinahe neben einander auf der langen Tafel nicht Platz hatten, drängten sich mancherlei Gefühle und Gedanken in meine Seele: So viel, dieß Alles braucht der Mensch, um lustig und vergnügt zu sein? O Vorurtheil! o Sclaverei der Meinung! Ihr sagt unwahr, die ihr behauptet, eigne Ideen führen den Menschen am meisten in Irrthum: sich selbst überlassen könnte der Mensch nie, nie so sehr irren, daß er glaubte, es gehöre so viel dazu, um satt zu werden, um froh zu sein! Wie sind wir von der Natur abgeirrt: wahrlich! ein Rousseau'scher Mensch auf allen Vieren steht der Natur näher, als wir vor einer solchen Tafel! Und während wir hier schwelgen, darben Hunderttausende, — darben Hunderte auch in dieser Stadt! darben unsere Brüder in dem größten Elend, wie wir Kinder Gottes, mit gleichen Ansprüchen an Genuß und Erdenglück geboren! O Gott, sagte ich mir, in meiner Seele seufzend, nimm mich zu Dir, oder verbirg mir eine solche Verunstaltung des Lebens!

Fehlt Ihnen etwas? fragte mich mein Nachbar, der Banquier, Sie sind so still! Sind Sie nicht wohl?

„Gar nichts! gar nichts! ganz wohl!" indem ich mechanisch nach dem Weinglas griff.

Er speculirt, rief Nolten über den Tisch,

ein Kerl, der speculirt,
Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt schöne, grüne Weide.

Man schilt wohl auf die Speculation, wandte unser Wirth ein, aber ohne sie kommt die Praxis doch nicht gut vom Fleck.

Und sinkt in das Gemeine herab, setzte ich hinzu. Denn nur der speculirende Verstand kann edle Ziele, das wahrhaft Bedeutende im Leben, festhalten, und bewahrt uns vor Irrthum, Vorurtheil und dem Wahn ererbter Meinungen und herrschender Gewohnheiten. Ohne diesen Verstand können wir uns nicht auf dem rechten Pfad halten.

Ich begreife es nicht, sagte der Prediger, wie Sie dem Verstand einen solchen Werth beilegen können, da ja eben dieser kurzsichtige, hinfällige Verstand am allermeisten dem Irrthum und der Täuschung Preis gegeben ist, da nichts so sehr den ungetheilten, tiefen Frieden unserer Seele stört und auflöst, und uns so in Unruhe, in die Sorge dieser Welt hineinreißt, als eben dieser klügelnde, berechnende, grübelnde, kalte, dürre Verstand. Es giebt nichts so Egoistisches, Hochmüthiges, Ungläubiges im Menschen, und doch auch nichts, was so wenig Ursache hat, sich das Geringste einzubilden.

Mein College meinte dagegen, so niedrig sei der Verstand nicht zu stellen, doch müßte allerdings das Gemüth höher, als er, angeschlagen werden.

Nolten schlug sich auf meine Seite, und erregte einen noch stärkern Widerspruch und eine allgemeinere Theil-

nahme durch einige gewagte hingeworfene Behauptungen. An einem Menschen, sagte er, ist nur so viel, als er Verstand hat. Ich will lieber einen verständigen Schurken zum Freunde, als einen unverständigen Heiligen. Mit jenem ist doch etwas anzufangen, und wenn man ihn belehrt hat, ist er besser, als dieser.

Es wurde viel und lange hin und her gesprochen, von Einzelnen entweder zu Einzelnen oder zu Mehrern. Wir sahen mit Freude, daß dieser Gegenstand sich beinahe der ganzen Tischgesellschaft bemächtigt hatte, und besonders Nolten that sein Möglichstes, um das Interesse, so oft es zu erlöschen drohte, stets von Neuem anzufachen. Sogar die Frauen mischten sich in das Gespräch, indem eine den Arzt wegen seiner kecken Sätze zur Rede setzte, die andere das Herz und Gefühl in Gegensatz mit dem Verstand stellte, während die andern mehr oder weniger durch ihr aufmerksames Zuhören ihre Theilnahme an den Tag legten. Nur Julie schien an dieser ernstern Unterhaltung wenig Freude zu haben, und suchte durch Lachen und allerlei Scherze ihre aufmerkende Nachbarin, die ruhige, gelassene Fremde, von ihrem Zuhören abzuziehen.

Endlich sagte Nolten, indem er mir zuwinkte: Meine Frauen und Herren! ich mache Ihnen einen Vorschlag zur Güte. Durch solches einzelne Reden kommen wir zu keinem Resultat, und doch dürfen wir an diesem freundlichen, friedlichen Abende auch keinen Kampf auf Leben und Tod eröffnen. Das Beste ist also, daß ein Jeder von uns Streitenden seine Meinung über den Verstand, alles, was er für oder gegen ihn zu sagen weiß,

zusammenhängend vorträgt. Dann nimmt sich Jeder mit, was ihm am besten gefällt.

Ich und Sabel gaben sogleich Beifall, der Prediger war nicht ungeneigt, denn es bot sich ihm Gelegenheit dar, sich als Redner zu zeigen und seine heftig angegriffene Ansicht näher zu entwickeln, und auch der Banquier ließ sich bereden. Aber auch eine der Damen, meinten wir, müsse sprechen, denn es sei billig, daß bei einer so wichtigen Verhandlung auch das weibliche Geschlecht wenigstens eine Repräsentantin habe. Da bot sich, indem sich alle andern gewaltig sträubten, und sogar die Bibel als Schutzwehr gebrauchten: „die Frau dürfe nicht sprechen in der Gemeine", die Fremde freiwillig an, auch zu sprechen, wenn ihr etwas beifiele, jedoch müßten die Herren den Anfang machen. Dieß schien eine billige Forderung und der Prediger nahm, der Aufforderung gemäß, zuerst das Wort:

„Jede Rede über Etwas, was den Menschen betrifft, muß von der gänzlichen Erbärmlichkeit, Verworfenheit, Verruchtheit und Nichtigkeit der menschlichen Natur ausgehen und darin endigen. So lange der Mensch sich nicht überzeugt hat, daß auch nicht das geringste Gute in dem natürlichen Menschen ist, so lange kennt er sich ganz und gar nicht, so lange sieht er Alles verkehrt, und denkt und spricht so, wie es ihm sein Hochmuth und seine Gottlosigkeit in den Sinn geben. Dieser einfache Satz aber, daß wir Alle von Natur aus Nichts, gar Nichts sind, verbreitet allein das vollste und ein genügendes Licht über uns und ist allein die gottselige Selbsterkenntniß. Wer

diesen Satz begriffen hat, der lacht aller fernern Untersuchungen und Nachforschungen über die geistige Natur des Menschen, denn er weiß es, daß in dieser Wahrheit Alles enthalten ist, was über den Menschen gesagt werden kann. Wer diesen Satz begriffen hat, der überschaut wie aus einer Gottesburg den ganzen Menschen, und läßt sich nicht gelüsten nach anderer unheiliger Weisheit. Denn er weiß, daß der Mensch nur Anlagen zum Bösen hat, und unfähig ist alles Guten, daß seine Vermögen sind Unvermögen, seine Fähigkeiten Unfähigkeiten und seine Kraft Kraftlosigkeit. Daher sind alle menschlichen Anlagen einander vollkommen gleich, und es ist nur eine menschliche Redeweise, wenn man spricht, eine Anlage sei schlechter, sündlicher und verdorbener, als die andere, dann müßte ja die andere besser sein, aber vom Bessern und Guten hat der sündhafte Mensch gar nichts an sich. Doch ist es dem Gläubigen erlaubt, auch in menschlicher Weise von der menschlichen Natur zu reden, um sich auch den Unbekehrten verständlich zu machen, um auch das harte Herz der Heiden zu zerschmettern."

„Nur in menschlicher Weise, nur bildlich will ich dem Worte Gottes zur Ehre von dem Verstande und der Vernunft sprechen, und beweisen, daß ungeachtet alle andern Anlagen bös und verdorben sind, die Vernunft doch verdorbener, als sie alle, und die eigentliche Quelle des Bösen im Menschen ist. Nämlich alles Irren und Zweifeln, alle Unruhe und Unzufriedenheit, aller Eigennutz und jede Selbstsucht, ja alles Unglück fließt einzig und allein aus dem Verstande oder der Vernunft her."

„Du siehst in der Dämmerung Etwas vor dir, und meinst, es sei ein Mensch, kommst aber näher, und findest, daß es ein Strauch ist. Wer hat dich hier in die Irre geführt? Deine Sinne nicht, denn deinem Auge stellte sich nicht mehr als eine unbestimmte Gestalt dar, und darin lag bei deiner Entfernung von dem gesehenen Gegenstand kein Irrthum; aber dein Verstand war mit dem was dein Auge sah, nicht zufrieden: er gaukelte dir das Bild eines Menschen vor und täuschte dich. Ueberall ist der Irrthum das Kind des Verstandes. Die vernunftlosen Thiere irren nicht, eben weil sie keine Vernunft haben, und haben darin einen großen Vorzug vor den Menschen. Und aller Zweifel woraus entspringt dieser Peiniger der Menschheit anders, als aus der Vernunft? Das Kind in seiner liebenswürdigen, harmlosen, unbefangenen Unschuld schaut und fühlt, und besitzt dadurch die ganze Welt, es ist des Herrn; aber der Mensch, welcher den Satan der Vernunft in sich noch nicht getödtet hat, ist der Knecht des furchtbaren Zweifels, welcher ihm in seinem Denken, Thun und Wollen immer mehr gewiß und sicher werden läßt, und seine Mörderhand auch nach dem Heiligsten ausstreckt. Wer aber erzeugt alle Unruhe und Unzufriedenheit? Allein der Verstand. Wer nicht überlegt, vorsorgt, erwägt, die möglichen Fälle überdenkt und berechnet, in wem keine von allen diesen Verrichtungen des Verstandes sich findet, wird dieser der Unruhe ausgesetzt sein? Nimmermehr! Und alle Unzufriedenheit mit mir selbst oder meinem Schicksal entsteht aus einem Vergleichen meines Zustandes, meiner eignen Person mit frühern oder erdichteten Zuständen, und mit den Verhältnissen

meiner Nebenmenschen. Aber dieses Vergleichen ist ja eben eine Verrichtung des Verstandes. Nur für den Verstand giebt es daher eine Unzufriedenheit. Wenn der Mensch befreit wäre von dieser Plage, wäre er immer mit Allem zufrieden, es möchte ihm gehen, wie es wollte. Wer daher strebt, zur Zufriedenheit zu gelangen, muß die Vernunft in sich zu ertödten suchen. Ferner geht auch alle Selbstsucht einzig und allein von der Vernunft aus. Die Selbstsucht will sich nämlich immer übermäßigen Gewinn und Vortheil verschaffen. Warum will sie dieß? Weil der ungläubige Verstand das Zutrauen verloren hat, daß der Herr schon ohne alles Zuthun des Menschen sorgen werde. Wer den Glauben hat, daß der, welcher die Bedürfnisse gemacht hat, sie auch befriedigen könne und werde, kennt keinen Eigennutz; er verachtet diese kleinliche Rührigkeit und Geschäftigkeit zur Anschaffung der Mittel zum Essen, Trinken und Kleiden, worin den meisten Menschen ihr ganzes Leben aufgeht, sondern beschäftigt sich ohne Unterlaß mit dem Einen, was Noth thut. Aber auch alles menschliche Unglück ist im Verstande zu Hause, woran Niemand zweifeln wird, welcher nur weiß, worin das Unglück besteht. Sind die, welche als Märtyrer des Glaubens in Kerkern schmachteten, verfolgt, gegeisselt, gefoltert wurden, deßwegen unglücklich gewesen? Nein! sie nannten sich selbst glücklich und selig, weil sie für ihren Glauben zu leiden begnadigt seien. Nicht die wirkliche Pein, kein Leiden, keine Noth und Last des Lebens macht eigentlich unglücklich, denn es kann sich der Mensch bei allem Weh noch sogar glückselig fühlen. Aber das macht den Menschen unglücklich, daß er über seine Lage und

seinen Zustand denkt, grübelt, ihn vergleicht und beurtheilt. Daher kommt es auch, daß der Mensch bei allen Veranlassungen zur Freude und zum Vergnügen, beim größten Glück, sich dennoch unglücklich fühlen kann. In allen Lagen kann der Verstand dem armen Menschen etwas Anderes vorhalten, als was da ist, und der Satan treibt ihn dann zu diesem selbsterschaffenen Vernunftbilde hin, daß er sich des Vorhandenen nicht erfreuen mag und sich im höchsten Glücke höchst unglücklich meint, und daher auch wirklich ist. Alles Unglück ist eine Frucht des Verstandes, was auch schon daraus hervorgeht, daß es keine unglücklichen Thiere giebt."

„Die Vernunft giebt uns also das Aergste, Schlimmste, wovon wir heimgesucht sind. Aber ist das Gute, welches aus ihr hervorgeht, vielleicht dem Schlimmen gleichzustellen? Wie kann aber aus Etwas, was durch und durch schlecht ist, auch nur das geringste Gute hervorgehen? Jede gute Gabe kommt vielmehr einzig und allein von oben."

„So hätte ich denn nach menschlicher Weise den gänzlichen Unwerth des Verstandes bewiesen, und gezeigt, wie dieses der eigentliche Satan in unsern Herzen ist. Gott können wir eigentlich den Verstand nicht zuschreiben, denn Gott *schaut*, nur der natürliche Mensch ist zum mühsamen, langwierigen Denken verdammt, wodurch er das, was er Wahrheit nennt, immer nur unvollständig und theilweise zum Bewußtsein bringt, während vor Gottes ewigklarem Blicke das ganze unendliche Reich des Wahren und Guten ausgebreitet liegt und mit Einem Blick ganz rein und vollständig ergriffen und durchschaut

wird. Wer also nach Gottähnlichkeit strebt, der trachte nach einer ähnlichen Anschauung im Innern der Seele, und ringe mit dem Satan der Vernunft, um sich zu ersticken und zu ertödten, denn je mehr wir unsere sogenannten Verstandeskräfte vervollkommnen, desto mehr entfernen wir uns von Gott."

Als der Prediger geendigt hatte, erhob er die Augen, die bisher unbeweglich starr auf Einen Fleck des Tisches geheftet waren, und blickte im Kreise der Gesellschaft umher. Der Vortrag hatte, sei es durch seinen Inhalt, sei es durch den feierlichen Kanzelton, in den ein Prediger so leicht verfällt, einen großen Eindruck hervorgebracht. Ueber das Gesicht des Arztes flog ein ironisches Lächeln, indem sich sein Kopf etwas zum Tisch herab senkte und seine Schultern sich erhoben. Ich unterbrach das noch immer fortdauernde Stillschweigen, indem ich bemerkte, „die unbefangene, liebenswürdige, harmlose Unschuld des Kindes, welches des Herrn ist," stimme nicht gut mit dem Satze zusammen, daß die menschliche Natur von Grund aus verdorben sei.

Dieß ist eine abscheuliche Behauptung, rief mein College dazwischen, der beinahe nie seine Mäßigung in Worten und im Handeln verletzt, als wenn er es mit dem Mysticismus zu thun hat. Manche Streitigkeiten und Verdrießlichkeit, in die ihn seine klarere Einsicht hineingezogen hatte, hat in seinem Gemüth eine gewisse leidenschaftliche Stimmung gegen Alles, was mystisch klingt, ausgebildet. Unser Wirth, der diese Streitlust des sonst friedlich gesinnten, milden Mannes kannte, bedeutete ihm: es dürfe heute Abend verabredeter Weise nicht disputirt

werden, und bat ihn, dagegen seine eigne Ansicht im Zusammenhange darzulegen.

Wir stimmten alle bei, dem Prediger wurden, besonders von dem den Frieden erhaltenden Fabrikherrn einige anerkennende Bemerkungen gemacht, er habe die Unzufriedenheit, den Zweifel und die Sorge des Menschen sehr treffend aus einer verständigen Vergleichung und Beurtheilung hergeleitet, und nachdem auf diese Weise der gute Humor in der Gesellschaft wieder hergestellt war, nahm mein College das Wort:

„Ich will mich darauf beschränken, den Verstand gegen einige, wie ich glaube, unbillige Vorwürfe in Schutz zu nehmen, und demselben eine kleine Vertheidigungsrede zu halten. Man verwechselt so häufig das, was dem Verstande zufällig, mit dem, was ihm nothwendig zukommt, und wenn jenes tadelnswerth ist, tadelt man den Verstand auch im Allgemeinen; und doch sollte man, wenn man vom Verstand überhaupt spricht, von dessen zufälligen Beschaffenheiten absehen, und seine innern und nothwendigen Eigenschaften nie außer Augen verlieren. So ist der Verstand gewiß zu tadeln, wenn er dürr, hochmüthig, gottlos, unklar, verwirrt ist: muß aber dieß Alles der Verstand sein? gehört dieß zu seinem Wesen? Thut man nicht Unrecht, wenn man Verunstaltungen, Ausartungen und Verbildungen des Verstandes bei einzelnen Menschen dem Verstande überhaupt zur Last legt? Der kalte, egoistische und mit den andern Fehlern beladene Verstand taugt nichts: aber muß denn jeder Verstand kalt und egoistisch und sonst fehlerhaft sein? So müssen wir auch sagen, ein blutdürstiger, schwärmerischer, bigotter,

mystischer Glaube sei nichtig und verwerflich; aber der richtige, der menschenfreundliche, der besonnene, — der christliche Glaube steht deßwegen nicht minder hoch. So auch der rein menschliche, geläuterte Verstand. Wenn wir dagegen dem Verstand alle Gebrechen zuschreiben, müssen wir natürlich auch allen Tadel auf ihn häufen. Hat er aber diese Gebrechen seinem Wesen nach nothwendig? muß und soll er sie haben? Gewiß nicht! So wenig, als jeder Glaube blutdürstig, heidnisch, mohamedanisch sein muß. Es giebt ja auch verständige Menschen, die nicht hochmüthig, nicht egoistisch und kalt sind. Dünkel, Ueberhebung, Selbstsucht, Kälte finden sich noch mehr bei unverständigen Menschen, als bei wahrhaft verständigen, und daher ist der Verstand nicht Schuld an diesen Lastern, sondern bisweilen weit eher der Mangel desselben. Finden sich daher jene Fehler in einem Menschen mit Verstand verbunden, so kann man nicht sagen, daß der Verstand auch ihre Quelle sei. Noch weniger hat jeder Verstand nothwendig in sich diese Fehler, weil er bei einzelnen Menschen entartet, einseitig und verbildet ist. Und von dem Verstand im Allgemeinen ist ja die Rede, nicht von seiner mangelhaften Ausbildung bei einzelnen Menschen. Aus einer solchen Mangelhaftigkeit entstehen gewiß auch Pfiffigkeit, Verschlagenheit, Verschmitztheit, Klügelei. Der gesunde, wahre Verstand hingegen steht ruhig, klar, frei, erhaben über dieser kleinlichen, sich ängstigenden Geschäftigkeit, über dieser erbärmlichen, krankhaften Klugheit, die nicht weiß, was sie will, über dem Mittel den Zweck vergißt, und in sich keine Ruhe und Sicherheit hat. Ich möchte sagen, daß Alle, welche in diesem engen, elen-

den Getriebe befangen sind, nicht viel gesunden Verstand haben. Wenigstens giebt es auch pfiffige Dummköpfe und auch Thoren können verschmitzt und listig sein. Jede Klügelei ist nur Verschrobenheit des rechten Verstandes. Daß aber der Verstand so vielen Krankheiten unterworfen ist, kann ihm nicht zur Last fallen. Denn je herrlicher Etwas im Leben ist, desto mehr kann es mißbraucht und entstellt werden. Was keiner Entartung fähig ist, ist nicht des Namens werth. Glaube und Gemüth, wie tausendfach können sie entarten, und der menschliche Körper, wie vielen Unfällen und Krankheiten ist er ausgesetzt, dem thierischen gegenüber! Die Anklage aber, daß der Verstand beschränkt, mangelhaft, endlich, unvollkommen sei, kann er auf die menschliche Natur überhaupt schieben. Wir mögen am Menschen und in der sichtbaren Welt loben, was wir wollen, wir loben immer etwas Mangelhaftes; die Vollendung ist keinem irdischen Dinge vergönnt. Aber wenn das Gute auch mangelhaft ist, hört es deßwegen doch nicht auf, gut zu sein und versinkt nicht in Erbärmlichkeit und in das leere Nichts, — so wie es Manche wollen. Wenn endlich auch mit der Entwickelung des Verstandes manche Fehlgriffe verbunden sind, so möchten doch die Güter weit höher anzuschlagen sein, welcher wir bei der Durchbildung desselben theilhaftig werden. Wohl irrt und zweifelt der Verstand, aber der Irrthum allein führt uns zur Wahrheit, und der anfängliche Zweifel belohnt uns endlich mit sichern, festen Ueberzeugungen. Wohl reißt uns der Verstand in Unruhe, Unzufriedenheit und in selbsterdachtes Unglück; aber wenn diese Uebel dem Menschen eigenthümlich sind, weil er

591354B

Verstand hat, so können dem Menschen auch die entgegengesetzten Vorzüge, Ruhe des Geistes, heitere Zufriedenheit und festes Glück nur mittelst des Verstandes errungen und erhalten werden, und ich gestehe, daß wenn ich die Wahl hätte zwischen der unzufrieden und unglücklich machenden Unruhe und Beweglichkeit des Verstandes, ohne je zum innern Frieden und Glücke zu kommen, und zwischen der stillstehenden, nur von außen, aber nie von innen getriebenen und bewegten Behaglichkeit des Thieres, ich mich für jene geistige Unruhe entscheiden würde. In dem sorgenden Zweifel, in dem Irrthum, der sich auf Streben nach Wahrheit, und in der Unzufriedenheit, die sich auf Ideen gründet, lebt wenigstens der Mensch würdiger, als in thierischer Stumpfheit, als in thierischem Stillstand."

Der Prediger sagte gegen diese Worte meines Amtsgenossen, daß eine solche Ansicht, welche sich sogar der Zufriedenheit entschlage, und des Glückes nicht bedürftig zu sein vorgebe, recht aus dem Hochmuth des menschlichen Herzens entspringe. Die übrigen Anwesenden waren größtentheils in einer merklichen Verlegenheit und Spannung; sie fürchteten durch ihr Lob und ihren Tadel einen der beiden Männer zu beleidigen und dadurch die friedliche Unterhaltung zu stören. Sie hielten daher ihre Meinung in diesem Widerstreit ganz zurück.

Der Banquier hatte mit einer äußerlich still gehaltenen, innerlich geschäftigen Theilnahme, die sich nur in dem denkenden Ernst seiner Stirne, und der Beweglichkeit seiner Gesichtsmuskeln kund that, zugehört. Er griff nun den Faden der Unterhaltung auf.

„Wenn Sie, sagte er, sich zu Sabel wendend, nicht unsern geehrten Prediger zum Vorgänger gehabt hätten, würden Sie gewiß Ihrer Rede eine andere Richtung gegeben haben. Denn in der That erwartete ich, und gewiß wir Alle, von Ihnen die Ausführung Ihres oben ausgesprochenen Gedankens, daß das Gemüth höher, als der Verstand anzuschlagen sei. Statt dessen haben Sie sich von Ihrem eignen Thema abbringen lassen, und abermals den Beweis gegeben, daß sich die Schule doch immer gegen die Kirche auflehnt. Ich kann Ihnen nun für diese Inconsequenz nur dankbar sein, indem Sie mir ein weites Feld offen gelassen haben, über die Unzulänglichkeit des Verstandes zu reden, und so mit unserm Herrn Prediger gemeinschaftliche Sache, und gegen Sie Opposition zu machen!“

„Sehen wir zuerst, wie eng und zusammengezogen des Verstandes Wirkungskreis ist, wie er von allen Seiten beschränkt und gehemmt wird! Er ist nur im Irrdischen zu Haus: über alles Höhere, Göttliche weiß er nicht mitzusprechen. Gewiß, für den bloßen Verstand giebt's keinen Gott, giebt's keine Ewigkeit des Geistes, giebt's kein Himmelreich und keine unsichtbare Gemeinde der Gläubigen. Der Verstand hat mehr Gründe gegen, als für unsere höchsten Ueberzeugungen. Zu dem Tempel unseres Glaubens und unserer Tugend hat er noch nie das Baumaterial geliefert. Er giebt Nichts, er schafft Nichts, ja er versteht oft nicht einmal das Empfangene zu gebrauchen. Niederreißen, wankend machen, kann er: wo aber sind die Werke, die er selbstthätig durch eigne Kraft aufführte? Wer hat jene Kirchen gegründet? Der

Glaube. Wer hat jene Schulen und Armenhäuser gestiftet? Die Liebe und die Wohlthätigkeit. Was führt den Menschen besserer Art durch das Leben, wie ein schützender Genius? Das Gemüth. Was hält ihn in finsterer Nacht? Die Hoffnung. Was hat nach und nach aus roher Unbändigkeit die Völker zur Sittigung geführt, und sie mit aller Freundlichkeit eines holden Friedens und einer ruhigen Thätigkeit beglückt? was ihnen den Zauber des geselligen Lebens geschenkt? Wir können nicht läugnen, auch diese gewaltigen Umwandlungen in dem Leben der Völker sind durch andere, höhere Kräfte herbeigeführt worden, als der Verstand und die Vernunft ist, die nur einem Höhern, Größern dient und nachfolgt, aber nie herrscht und vorangeht. Denn der Verstand ist immer nur höchstens das Zweite oder Dritte, nie das Erste, weder im Großen noch im Kleinen. Er setzt höchstens fort, was ein Höherer angab, und spricht nach, was ihm vorgesagt ward. Setzen wir den Fall: es kehre der Sünder zur Tugend zurück! War der Verstand, der kaltklügelnde, die erste Triebfeder, die ihn auf bessere Wege brachte, oder die Zerknirschung des Gemüthes, die Reue, welche auf die entschuldigenden Zuflüsterungen des Verstandes nicht länger mehr hören wollte, sondern in lebendigem, tiefbewegtem Gefühl den Entschluß faßte, sich zugleich von des Verstandes Gaukelspiel und der Sünde Herrschaft zu befreien? Oder es habe Einer eine edle That vollbracht; ist sie aus dem Calcul des Verstandes, oder der Wärme des Herzens hervorgegangen? Was hat denn die Märtyrer des Glaubens, ich will nicht sagen, auf den Scheiterhaufen begleitet, ihnen den letzten Trost

gegeben und ihre schrecklichste Stunde zu ihrer freudigsten gemacht, nein! was war der Anfang, der erste Keim zu ihrem Thun? In einer hohen Stunde sagten sie sich: Ich will nicht länger auf dich hören, irdische Klugheit, ich breche die Fesseln deines Rathes, sorgender Verstandesqual; ich will von nun an ganz des Herrn sein, und zeugen für seine Wahrheit. Auf ähnliche Weise geht auch beim kleinern Lebenswerke die erste Regung zu allem Guten und Löblichen nie vom Verstande aus; und wie eine solche Regung nicht mit ihm begonnen hat, so kann sie sich sehr glücklich schätzen, wenn sie im Fortgange nicht von ihm gestört und gehemmt wird. An der klügelnden Berechnung erlischt des Dichters Gluth, und sobald er denkt, reflectirt und speculirt, ist sein Gefühl und seine Phantasie gefährdet. Die Ueberlegung des Verstandes hat schon Manchen, der ohne sie ein Held gewesen wäre, feige gemacht; und den Mann, welcher, der vollen, vertrauungsvollen Macht seines Gemüthes hingegeben, Großes und Tüchtiges geleistet hätte; hat der berechnende Verstand von dem raschen Beginnen, dem kühnen Unternehmen zur Unthätigkeit und Zaghaftigkeit niedergezogen. Ja, selbst im geselligen Leben zeigt sich der Verstand unzulänglich, und ist oft die Plage seines Besitzers. Indem er alle Beziehungen berücksichtigt, alle Worte abwägt, alle Wendungen und Stellungen des Körpers beaufsichtigt, macht er gezwungen und genirt, und führt uns in seinem Eigner eine recht unliebenswürdige Gestalt vor Augen, welche sich ausnimmt, wie ein Baum ohne Blätter und Blüthe.“

„Welches Gebiet bleibt also dem Verstande? Wo ist das Reich der Vernunft? Es ist das Endliche, Sicht-

bare. Und auch hier noch schreitet sie unsichern, wankenden Fußes einher, und empfindet bei jedem Schritt ihr unzulängliches, mangelhaftes Wesen. Ihr, die ihr Alles beweisen, erklären, ableiten wollt: könnt ihr es? müßt ihr nicht auf etwas Anfängliches, Erstes, Ursprüngliches kommen, was nicht bewiesen werden kann, was euer Verstand also auf Treu und Glaube annehmen muß? und dieses Ursprüngliche, ist es nicht überall die Hauptsache? ist es nicht mehr werth, als alles davon Abgeleitete? Ist also euerm Verstande nicht der Zugang zu allen Principien, Grundsätzen, den höchsten und wichtigsten Dingen in jeder Wissenschaft, verschlossen? Wer kann von dem Schönen, Guten, Wahren eine genügende Erklärung geben? Das Gemüth fühlt es, der gesunde Menschensinn weiß es, aber der Verstand faßt und begreift es nicht, sonst könnte er auch Rede und Antwort stehen. Es kann mir es nicht einmal Einer erklären, wie es möglich ist, daß mein Geist diesen Finger oder meine Zunge bewegen kann. Und so möchte ich auch die fragen, welche durch den Verstand Alles theilen, trennen, zergliedern und spalten wollen; bis zu welchem Ende wollt ihr euer Geschäft denn fortsetzen? wie weit wollt ihr es treiben? Das Gespaltene wollt ihr wieder zerspalten, und dieses wiederum, und so ins Unendliche fort? Oder graut euch vor diesem Gedanken, und fühlt ihr die Unausführbarkeit eures Unternehmens? Nun denn! so unterlaßt gleich anfangs ein Geschäft, von dem ihr voraus seht, daß es unausführbar ist."

Und laßt beisammen, was Gott verbunden hat, setzte der Prediger billigend und zufrieden hinzu. Die Gesell-

schaft aber bezeugte dem Redner, als er seinen Stuhl zurückschob und schwieg, laut und allgemein ihren Beifall, und lobte von dem Gesagten, der eine das, der andere jenes, indem mancher es durch neue Beweise oder Kraftsprüche zu bestätigen suchte, oder wenigstens einige beifällige Gedanken aus der Rede seinem Nachbar noch einmal sagte, als ihm selbst und ganz aus dem Herzen gesprochen. Ist es doch, als wenn ein gehörter Satz von uns selbst gedacht worden wäre, wenn wir ihn einmal nachgesprochen haben! Wir haben ihn dadurch einigermaßen zu unserm Eigenthum gemacht, ihn uns assimilirt. Ich freute mich herzlich, daß der abgehandelte Gegenstand eine so allgemeine Theilnahme gefunden hatte.

Wer den Verstand auf eine so verständige Weise bekämpft, meinte ich, der bestreitet den Verstand eigentlich mit dessen eignen Waffen, und thut ihm die größte Ehre an. Wenn der Verstand auf diese Weise besiegt wird, so erliegt er durch seine eigne Großmuth.

Der weiß eigentlich am besten, wie weit der Verstand reicht und wo er ein Ende hat, sagte unser Arzt, welcher sich durch ihn ein langes Leben hindurch immer hat führen lassen. Wer seine Grenze kennt, kennt auch seinen Umfang.

Auch deßwegen müssen wir unsern Freund loben, fügte unser Wirth bei, daß er die entgegengesetzten Ansichten seiner Vorgänger ausgeglichen hat, indem er eine Rede hielt, welcher die Kirche beistimmte und gegen welche die Schule nichts Bedeutendes einzuwenden haben wird. Hören wir nun, was unser Arzt sagt!

„Ich sage", antwortete dieser, indem sich die Augen der ganzen Gesellschaft auf ihn richteten:

„Grau, Freund, ist alle Theorie;
Grün nur des Lebens goldner Baum!"

„Das ist die Regel, von der ich ausgehe. Aerzte sind glückliche Söhne der Natur und der Erfahrung. Zwiefach ist das Feld, auf dem wir unser Wissen holen: die Schule und das Leben. Ich halt's ewig mit dem Leben. Dadurch setzte ich mich im voraus in Opposition gegen das, was mein gelehrter Freund (auf mich deutend) sagen wird: dieser trägt die Wahrheit aus Büchern und der Speculation ins Leben hinein; ich hol' sie heraus. Was ich für wahr halte, muß ich gesehen, erfahren, muß ich gelebt haben, oder doch leben können. Ist denn immer mein Wissen einseitiger, geringer, so ist es auch lebendiger, als die Schätze, die man sich aus bestaubten Folianten mühselig zusammenlies't, so ist es mein Wissen. Schulweisheit, Systemenweisheit mag ich nicht, Lebensweisheit ist mein Ziel. Und wie mit meinem speculativen Freunde, so mache ich auch Opposition gegen den Herrn Prediger und zwar, von dem Inhalte ganz abgesehen, schon in der Form der Rede. Ich kann nicht so geordnet und zusammenhängend, und nach Eintheilungen sprechen. Ich sage meine Gedanken und Launen, wie sie mir einfallen. Wer es der Mühe werth hält, kann sie dann ordnen, aus ihnen Systeme machen, darüber speculiren, oder damit anfangen, wozu er Lust hat. Es kommt mir nicht darauf an, einen Satz zweimal, dreimal zu sagen, oder am unrechten Orte: wenn er nur richtig ist. Ein falscher steht nirgends recht; ein wahrer wird nicht falsch durch

seine unbequeme Stellung. Was wahr ist, bleibt in allen Orten, Lagen und Stellungen wahr. So ist meine Eigenthümlichkeit, mit der Nachsicht zu haben, ich die Gesellschaft vielmahl gebeten haben will. Zur Sache!"

„Die bisherigen Redner haben Verstand und Vernunft in einander laufen lassen. Mit Unrecht! Denn wäre ihr Gegenstand ganz gleich, so gäbe es nur Ein Wort, oder das andere käme bald außer Gebrauch. Welches ist dieser Unterschied? Wer sich darüber aus Büchern belehren will, kommt nie zurecht. Denn seit drei Jahrhunderten hat man sich über den Unterschied gestritten, der beider Wörter Sinn erforscht und das Verhältniß dieser Begriffe untersucht; dessen ungeachtet scheint man bis heute noch zu keinem allgemein befriedigenden Resultat gekommen zu sein. Man hat z. B. gesagt, Vernunft sei das Vermögen der Ideen, Verstand das der Begriffe; Vernunft habe das Unsichtbare, Ewige zum Gegenstand, Verstand beziehe sich auf das Endliche, deßwegen bedürfe der Gottesgelehrte nur Vernunft, der Mathematiker nur Verstand, deßwegen hätten die Thiere nur Verstand, nicht Vernunft. Oder: der Verstand sei das Vermögen, allgemeine Begriffe zu haben, Vernunft das, diese Begriffe auf einzelne Fälle anzuwenden. Oder: die Vernunft sei im Verhältniß zum Verstand das Ursprüngliche, Allgemeine, zu Grunde Liegende, Verstand nur ein besonderer Theil, nur eine einzelne Aeußerung der Vernunft. Oder: Verstand sei eigentlich das höhere, göttliche Licht im Menschen, der Führer und Lenker des Lebens, und der Mensch unterscheide sich vom Thiere dadurch, daß er Verstand habe."

„Was folgt aus diesen abweichenden, widerstreitenden Ansichten für uns? Nicht, daß wir uns um sie nicht bekümmern sollen. Denn Andere haben für uns nicht nur erfunden und entdeckt, sondern auch geirrt. Aber wir sollen die eigne Erfahrung und Einsicht immer höher stellen, als alle fremde Meinungen und Büchergelehrsamkeit. Unsere meisten Gelehrten machen es umgekehrt; sie studiren die mangelhaften Copien — die Bücher — emsiger, als das wahrhafte Original — die ewige Natur. Sie leiten sich aus Nebenflüßchen die Quelle des Hauptstromes, aus dem Abgeleiteten das Ursprüngliche her, versetzen sich in das Alterthum, um die Gegenwart zu begreifen."

„Wer über Verstand, Vernunft, Gemüth und was dahin gehört, etwas wissen will, muß das Leben befragen. Welchen Sinn legt der alltägliche Gebrauch diesen Wörtern unter? was meint der gesunde Menschenverstand damit? Wer dieß beobachtet, und das Beobachtete herausscheidet — und das ist nicht schwer — der lernt dadurch die Dinge kennen, die durch sie bezeichnet werden, und hat eine Regel in abstracto, wie auch er sie gebrauchen soll. Den Sprachgebrauch also müssen wir beobachten, ihm folgen. Durch den Sprachgebrauch verräth der Mensch seine innigsten Gedanken und Ueberzeugungen. Wer des Geistes inneres Leben erforschen will, muß den Puls der Sprache fühlen: die Sprache ist der Leib des Geistes. Durch die Sprache müssen wir in des Menschen Herz dringen. An dem, was der Mensch spricht, müssen wir beobachten, was er denkt, und was man im Allgemeinen und gewöhnlich unter verständigen Menschen bei

solchen Wörtern denkt, das müssen wir auch dabei denken. Wir können unsere Weisheit nicht in die Sprache hineintragen, wir müssen sie herausholen. Was man mit diesen Wörtern allgemein bezeichnet, — das ist richtig, das ist Wahrheit. Ueber diese Wahrheit können wir nicht hinaus; denn wir sind dem gebildeten Sprachgebrauch, wie Unterthanen ihrem souveränen Könige unterworfen. Unsere Weisheit ist Wahrscheinlichkeit. Der Sprachgebrauch verändert sich, bildet sich aus; so müssen auch die Ansichten und Meinungen sich ändern, die wir aus ihm gewonnen haben. Denn wir dürfen nicht zurückbleiben, können, aber auch nicht bedeutend vorauseilen, wenn wir nicht faseln wollen. Jeder weiß eigentlich in concreto, was Verstand ist, und gebraucht das Wort richtig; diesen richtigen Gebrauch und jenes unmittelbare Wissen haben wir auf eine allgemeine Regel zu bringen. Dann lebt unsere Weisheit in gutem Frieden mit der Sprache und den Vorstellungen der Gebildeten unseres Volkes, und wir thun, was guten Unterthanen geziemt: wir gehorchen, und sind in Allem der Meinung unserer Vorgesetzten. Die Wissenschaft hat nur das darzustellen und auszusprechen, was Natur und Leben sagen: sie soll eine Besinnung über die Erfahrung sein."

Der rasche, lebendige Ton, womit er diese meist kurzen, abgerissenen Sätze sprach, wirkte aufregend und ermunternd auf die ganze Gesellschaft. Wie spielt doch ein geistreicher, sich selbst vertrauender Mann mit der Aufmerksamkeit seiner Zuhörer!

„Ich theile", fuhr er fort, „die Menschen in vier Geschlechter: in Gedächtniß-, Phantasie-, Gefühls- und Ver-

ſtandesmenſchen. In Jedem iſt eins der vier Vermögen vorherrſchend. Im Knaben gebietet das Gedächtniß, im Jüngling Gefühl, im Manne Phantaſie, im Greiſe Verſtand. So iſt's, wo es nicht durch Verbildung verſchroben iſt. Beim Jüngling iſt die Phantaſie ohne Haltung und Kraft, und ganz ſentimental. Keiner hat noch vor ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre ein erträgliches Gedicht geliefert oder einen lesbaren Liebesbrief geſchrieben. Oder er hat früh aufgehört, ein Jüngling zu ſein. Die volle Darſtellungskraft gehört den männlichen Jahren, und endigt mit dem Anfang des Greiſenalters. Das ſieht man an Göthe. Haben ſeine ſpätern Dichtungen noch Etwas von dem urkräftigen, friſchen Geiſt ſeiner männlichen Jahre? Seine geiſtloſen Bewunderer ſagen es, — deren Lob nichts gilt, weil ſie nichts zu tadeln verſtehen. Die volle Reife des Verſtandes erfordert eine lange Reihe von Jahren, in beobachtendem, thätigem Leben verbracht; erfordert vereitelte Hoffnungen, Schläge des Schickſals, ſchlimme Lagen, langwierige Geſchäfte, verwickelte Unternehmungen. Die Frucht davon iſt jene volle Beſonnenheit, jene geiſtige Uebermacht, die wir im Greiſe bewundern. Mit andern Worten: Verſtand hat der, welcher recht viel geſehen, gehört, erfahren, gelebt, und ſich an Allem verſucht, über Alles gedacht hat. Bei den Alten ſind nur Greiſe Archonten und Conſuln, und bei Homer heißt ein verſtändiger Mann einer, „der tauſend Dinge weiß.“ Bei uns hingegen ſchwatzt man ſchon mit Jünglingen über die beſte Staatsverfaſſung, und tauſend Dinge wiſſen bei uns ſchon die Schuljungen. Freilich reifen bewegte, begebnißreiche Zeiten und gewaltige Schickſale den

Verstand früher. Aber das langsam und allmählich Errungene ist meistens rückhaltiger und immer naturgemäßer, als das Errungene und Angebildete, wäre es auch durch äußere Umstände."

„Den Geschlechtern nach gehört der Frau das Gefühl, dem Manne die Phantasie. Frauen können nicht dichten, höchstens nachdichten. So in der Regel. Frauen lieben mit dem Gefühl, Männer mit der Phantasie. Es wird diesen nicht schwer, dem geliebten Gegenstand einen neuen zu substituiren, während jene mit vollem Herzen an der Person hangen. Diese entzogen, — und ihre Liebe verblutet. Im Urtheil der Leute haben Verstand und Gefühl den höchsten, Gedächtniß und Phantasie einen geringern Werth. „Ich habe kein Gedächtniß", ist eine häufige; „ich habe keine Phantasie", eine vorkommende Klage. Wo ist aber Einer, der sagt: „Ich habe keinen Verstand; ich habe kein Gefühl." Man beklagt sich über den Mangel einer ersetzlichen Sache, eine unersetzliche macht man sich weiß, zu haben."

„Nehmen wir einzelne Stände, so halten's die Lehrer immer mit dem Verstande, weil sie ihn am meisten brauchen. Die Priester aller Zeiten und Völker haben in der Regel einen Abscheu vor Verstand und Vernunft; sie begünstigen aber Gefühl und Gedächtniß. Die jungen Geistlichen halten's mit dem Gefühl, die ältern mit dem Gedächtniß. Wie bei Menschen, so bei Völkern. In Asien war nie Verstand, und bei einigen asiatischen Völkern, z. B. den Chinesen, ist jetzt nur Gedächtniß. Dieses ist in Europa gleichmäßig unter die Völker vertheilt; aber die Italiener und Spanier sind Phantasie- und Gefühls-

völker, die Engländer und Franzosen sind Verstandesmenschen, die Deutschen schwanken bis jetzt noch von einem zum andern. — Ein Dichter sagt: Wer nicht bisweilen den Verstand verliert, hat keinen. Man könnte auch sagen: Wer nicht vergessen kann, ist nicht werth, ein Gedächtniß zu haben. Ferner: Wer überall fühlen will, dem ist mehr Verstand zu wünschen. Ferner: Wer nicht überall fühlen kann, muß wenig Phantasie haben. Ferner: Wer sagt: Ich habe keinen Verstand, täuscht sich, denn es gehört Verstand dazu, dieses Urtheil fällen zu können."

„In den Tageszeiten sind die vier Vermögen anders, als im Lebensalter vertheilt. Man fängt den Tag mit Verstand an; nach Tisch ist in der Verdauungsstunde die Gedächtnißzeit; Abends herrschen Phantasie und Gefühl vor, — weßwegen es auch gefährlich und mißlich ist, in dieser Tageszeit eine Untersuchung über den Verstand anzustellen, besonders wenn man noch nicht wenigstens ein Funfziger ist, und ich mich unmöglich entschließen kann, weiter zu reden. Der Verstand will nicht länger bei mir verweilen: ich übergebe ihn bessern Lippen."

Hiermit neigte er sich gegen die Fremde. Diese erwiederte: „Wie sollte ich über den Verstand sprechen können? Ich bin noch nicht funfzig Jahr alt, ich bin ein Mädchen, und es ist Abend."

Sie haben Ihr Wort gegeben, erwiederte der Arzt, und Sie wissen es vielleicht, wie fest die Männer die Mädchen bei ihrem Versprechen halten, oder sollen es wenigstens heute erfahren.

„Möchte doch vorher unser Freund noch Eine billige Forderung befriedigen", sagte der Banquier. „Er hat die schöne Bemerkung gemacht, daß der Unterschied zwischen Verstand und Vernunft aus dem lebendigen Sprachgebrauch entwickelt werden müsse: wie aber dieß zu bewerkstelligen sei, dieß uns zu zeigen, ist er schuldig geblieben. Möchte der Mann, der in Allem das Praktische sucht, praktisch zeigen, wie dieß gemacht werden muß."

Nolten erwiederte: „Das Selbsterfinden, Selbsthandeln ist immer die Hauptsache. Ich will demselben nicht im Wege stehen, und lieber den Kunstgriff guter Redner nachahmen, die ein erregtes Verlangen unbefriedigt lassen, als die Gewohnheit der schlechten, die uns durch ihre Weitschweifigkeit langweilen. Methoden können bei der Feier eines Geburtstages vielleicht genannt und angegeben, aber nicht gut ausgeführt werden."

„Unsern Nolten", setzte ich das Gespräch fort, „trifft der Vorwurf, welcher dem Sokrates in einigen Dialogen des Platon gemacht wird: er weiß mehr zu beleben und zu erregen, als zu belehren."

„Der Lehrmeister wird schon noch nachkommen", antwortete der Arzt, auf mich anspielend. „Lassen Sie die Rede nicht an diesen Mann kommen", fügte er hinzu, sich zur Fremden wendend, „denn dieser wird Ihnen nichts mehr zu sagen übrig, Sie nicht mehr zu Wort kommen lassen. Kürze ist eben seine Sache nicht!"

Die fremde Unbekannte schien sich zu bedenken. Sie saß einige Sekunden mit gesenktem Haupte und spielte, verschämt und verlegen, mit ihrem Desertmesser. Ich weiß nicht, wie mir aus Theilnahme das Herz ungewöhnlich

heftig schlug! Nie hatte ich für mich selbst eine solche Unruhe und Angst gehabt! Alle Anwesenden wendeten sich in großer Erwartung, der Eine nach dem Andern, zu ihr hin. Jeder stellte seinen Stuhl zurecht, oder brachte sonst Etwas in Ordnung, um die Rednerin nicht durch ein Geräusch zu stören, und um Nichts von der Rede zu verlieren. Plötzlich herrschte eine allgemeine Stille: kein Ton, nur der einförmige Schlag der Tafeluhr! Wie erleichtert fühlte ich mich, als sie endlich begann:

„Ich kann über den Verstand nicht anders, denn als Mädchen sprechen. Das macht mir Muth. Spreche ich etwas Unverständiges, so bin ich nach dem, was der Herr Doctor gesagt hat, der den Frauen den Verstand nicht will zukommen lassen, entschuldigt.“ —

„Am schönsten wäre es nun, wenn ich davon spräche, wozu Verstand und Vernunft dem Weibe am meisten dienlich und unentbehrlich sind. Sie sind auch zu vielen äußern Dingen nützlich und brauchbar, wie zum Hauswesen und im Umgang. Aber sie können noch zu etwas Anderm dienen, was darüber steht und den Frauen viel lieber ist.“

„Bei den Männern verhält sich das ganz anders.“

„Bei den Männern wird es gelobt und gebilligt, wenn Eine Neigung und Ein Streben vorherrscht. Ich habe es schon sagen hören, daß aus einer solchen Einseitigkeit bewunderungswürdige Thaten hervorgehen. Wer seine ganze Kraft an Eine Sache setzt, muß es auch in dieser Einen Sache weit bringen. Er muß in ihr etwas Ausgezeichnetes leisten können. Eine solche ausgezeichnete Leistung versöhnt uns mit der einseitigen Ausbildung des

männlichen Lebens. Denn der große Dichter, Gelehrte, Feldherr bildet eigentlich nur Eine Neigung, Ein Talent aus, und setzt alle übrigen Ansprüche des Geistes und Anforderungen des Herzens zurück, um Eine Neigung übermäßig zu befriedigen. Alle andern Kräfte müssen der Einen gewaltigen Lebensrichtung dienen und folgen, oder sie werden unterdrückt. Auf Unkosten aller andern Anlagen wird eine Einzige unverhältnißmäßig gesteigert. Es ist, wie wenn wir einen Garten wegen seiner Einen Blumengattung und Baumart bewundern, die sich darin in der höchsten Vollkommenheit vorfindet; alle andern unzähligen Bäume und Blumen fehlen aber, oder sind doch des Sonnenlichts in der fetten Erde beraubt, so daß sie nicht gedeihen können."

„Die lobenswerthe Gestalt des weiblichen Lebens ist aber eine ganz andere."

„Wir sind nachsichtig, wo wir das Uebertriebene, Uebermäßige und allzu Heftige bei einem Manne sehen, während dem Weibe keine einzige Leidenschaftlichkeit wohl steht."

„Wenn ohne Leidenschaftlichkeit noch nichts Großes in der Welt vollbracht ist, so ist wohl das Weib nicht bestimmt, Etwas Großes zu thun. Denn Leidenschaftlichkeit, eine heftige und vorherrschende Richtung der ganzen Seele nach Einer Sache hin, paßt nicht zur weiblichen Natur."

„Das Aufgebot aller Kräfte für Einen Gedanken, die einseitige Befangenheit der ganzen Seele in einem großen Unternehmen gehört nur dem Manne an. Nur

ihm entsteht vielleicht aus einer solchen Leidenschaft bisweilen eine großartige Haltung des Lebens."

„In dem Leben des Mannes gedeihen nur wenige Gewächse und bisweilen nur Eine Pflanze in stolzer Pracht; die Frau muß jeder guten Pflanze warten zum freundlichen Zusammenleben."

„Aber es wird mir schwer zu sagen, wie ich mir das denke. Und dennoch muß ich es versuchen, weil ich ohne dieß nicht zu dem Verstande kommen kann, von dem ich zu reden habe."

„Welches ist denn die lobenswerthe Gestalt des weiblichen Lebens?"

„Das weibliche Leben darf nichts Hartes, Eckiges, Ausschließliches an sich haben; nichts Uebermäßiges und Heftiges darf in ihm sein. Das meiste Edle und Schätzenswerthe wird beim Weibe sogleich ein Fehler, sobald es zu stark ist. Alles Uebertriebene ist etwas Unweibliches. Die Liebe zur Musik, zur Bildung, zur Freundschaft — lauter lobenswerthe Neigungen — sind es nicht alle Fehler, wenn sie heftig und ausschließend werden? Dagegen darf sich der Mann einer Neigung, z. B. zur Musik, ganz hingeben und ihr sein ganzes Dasein weihen. So darf auch Charakterstärke im Weibe nie so stark werden, daß sie nicht noch Nachgiebigkeit und Folgsamkeit neben sich duldet. Sonst hört wieder das Weib auf, Weib zu sein, und lebt nicht im Einklange mit seiner Natur. Und so ist es mit allen andern weiblichen Tugenden und Vorzügen."

„Im Weibe also soll sich mannigfaches Edle und Schöne in friedlichem Bunde neben einander finden.

Jeder Vorzug darf nur so groß gezogen werden, daß er die Entwickelung der benachbarten nicht unterdrückt. Das weibliche Leben soll eine reiche Welt darstellen. Keine lobenswerthe Neigung soll unterdrückt sein, kein edler Vorzug ganz fehlen, keine schöne Anforderung unerfüllt bleiben, keine feine Sitte unbeachtet sein. Jede Strecke des weiblichen Lebens möge mit etwas Schönem bepflanzt sein, jede Tugend an ihrer Stelle stehen und keine die andere beeinträchtigen und verkümmern. Das Ganze aber gewähre den Anblick eines regelmäßigen, wohlgeordneten, gleichen, gemäßigten Bildes, in dem zwar das Einzelne nicht so hervortritt und nicht so begeistern kann, als beim Manne, in welchem aber der Blick über die wohlvertheilte, reichhaltige Ausschmückung des Ganzen den Ersatz giebt. Des Mannes ganzer Lebenswerth kann vielleicht in Einer Handlung liegen, kann auf der Aeußerung Einer Gemüthsstimmung beruhen; seine Trefflichkeit kann sich vielleicht nach Einem Worte bestimmen lassen, welches seine ganze Seele enthält und enthüllt; ihn mag ein einziges Gedicht unsterblich machen; er kann hinlänglich gelebt haben, wenn er nur Eine Stunde lebte, wie er wollte. Die Güte eines Weibes hingegen muß durch ihr ganzes Leben verbreitet liegen; es kann nie seinen ganzen Werth in Eine Handlung, Eine Gesinnung, Ein Wort zusammendrängen. Das Einzelne im weiblichen Leben steht unbedeutender und niedriger, als im männlichen, aber das Ganze hat die volle Bedeutung und enthält eine größere Mannigfaltigkeit des Guten. Man darf daher beim Weibe die Betrachtung nie auf das Einzelne beschränken, sondern wer für weibliches Leben Sinn hat,

wird das Ganze überschauen, und er wird nicht sowohl darauf sehen, was sie thut, als was sie ist. Bei der Beurtheilung des Mannes dagegen kommt umgekehrt die einzelne Lebensrichtung und seine Thaten mehr in Betracht."

„Die Beschaffenheit des weiblichen Lebens, von der ich spreche, möchte vielleicht die dem Weibe eigenthümlich zukommende — die weibliche Tugend zu nennen sein. Daß diese der männlichen beinahe entgegengesetzt ist, kann wohl nicht bezweifelt werden. Beim Manne entscheidet immer das Einzelne und die Handlung; beim Weibe hat nur das Ganze und die Quelle der Handlungen, das innere, geistige Leben, Bedeutung. Die Handlungen des Weibes hingegen sind einzeln unbedeutend, nicht allein wegen der kleinern Sphäre derselben, sondern auch, weil keine Handlung von dem Weibe mit Heftigkeit und leidenschaftlicher Kraft gethan werden darf."

„Diese Eine weibliche Tugend, welche alle andern in sich begreift, möchte folgende Gestalt haben:"

„Sie wohnt, wie schon gesagt ist, im innern, geistigen Leben. Da hat der Schöpfer in unsere Seele mannigfache Vermögen, Gefühle, Kräfte, Neigungen, Anlagen gepflanzt. Diese sollen vom Weibe alle eben und gleichmäßig entfaltet werden, nach einer gewissen Regel und Ordnung gestellt und gefügt sein, so daß Alles sich einträchtig und friedlich, wie in einem wohlgeordneten Staate vertrage, von dem Uebervortheilung, Zank und Unruhe fern ist. Gedanken, Gefühle, Gesinnungen, Gemüthsbewegungen, Entschlüsse sollen nicht nur jeder für sich veredelt und ausgebildet werden, sondern unter einander nach

einem Grundton übereinstimmen und im weiblichen Leben eine wundervolle Seelenharmonie hervorbringen. Und diese Geistesmusik soll nicht unsichtbar im Herzen verschlossen bleiben. Nach dem innern Grundton müssen auch die körperlichen Anlagen zu dem Geiste gestimmt, muß auch der Körper ausgebildet, großgezogen und veredelt werden, so daß, wenn der Widerstreit zwischen Verstand und Gemüth aufgehoben ist, auch der zwischen der geistigen und sinnlichen Natur verschwinde, und alle Kraft, Schönheit und Gesundheit des Körpers vom Geiste verklärt sei, und dienend, die innere Seelenmusik zu ergänzen und weiter auszudehnen."

„Und wie Geist und Körper, so sollen auch alle Worte und Handlungen und das ganze äußere Leben und alle seine Verhältnisse im Zusammenklange mit der geistigen Musik stehen. Nirgends, weder im Aeußern noch Innern, möge ein Mißton statt finden, sondern überall rhythmische und harmonische Zusammenstimmung zu einem großen, seelenvollen, bedeutungsreichen Concert des Geistes, welches vor Menschen, Gott und allen Geistern ein bleibendes Dasein hat und einen unendlichen Werth."

„Ich bin gelehrt worden, daß uns die gütige Vorsehung die äußere hörbare Musik gegeben habe, um diese geistige in uns hervorzubringen und in unserm Leben darzustellen. Wir sollen die Harmonie der Musik in unser Leben übertragen, dieselbe zum Sinnbild jener Harmonie machen, die wir in uns hervorzubringen haben. Denn wie in der äußern Musik kein einzelner Ton, sondern nur eine Zusammenfassung vieler, aller im Ganzen, so hat im geistigen Leben des Weibes keine einzelne That und Ge-

sinnung, kein Gedanke und Vorsatz für sich, keine abgerissene Vollkommenheit, eine genügende Bedeutung, aber das Ganze zusammengefaßt hat einen schönen und vollkommenen Sinn."

„Oder vielleicht könnte man auch diese Ordnung des geistigen Lebens unter dem Bilde eines wohleingerichteten Hauswesens anschaulich machen. Hier befindet sich Alles an seiner rechten Stelle, aus der es nicht gestoßen werden darf, Alles ist nach einer Idee verständig angeordnet, seinem Werthe und Gebrauch gemäß gewürdigt und gefügt, sinnig verbunden. Nichts mangelt; ein gefälliger, freundlicher Schmuck ist über das Ganze gegossen; die übermäßige Pracht ist vermieden; eine Zweckmäßigkeit im Ganzen und im Geringfügigen; überall Einfachheit und mäßiger Sinn! Man sieht es einem so eingerichteten Hauswesen an, daß das Einzelne nur Mittel ist für das Ganze. Wie die Frau ihr Haus, — so hat sie das eigne Leben zu ordnen."

„Alle äußere Ordnung, aller freundliche Schmuck, alle reinliche Zierde in der ganzen äußeren Umgebung soll nur ein Wiederschein sein von dem, was das Weib in sich trägt, und ein Sinnbild dessen, was sie in ihrem geistigen Leben zu erringen trachtet. Nur dadurch erhält die Reinlichkeit des Körpers und der Kleidung einen höheren Sinn, daß sie auf die Reinheit der Seele hindeutet. Deßwegen umgiebt sich die Frau mit dem Wohlgefälligen, Anmuthigen und Schönen, daß sie immer daran erinnert werde, wie sie innerlich werden solle."

„Oder blicken wir, um uns die Beschaffenheit der Tugend im kleinen, engen Leben des Weibes anschaulich

zu machen, hinauf in die große, ewige Ordnung des Weltalls, und nehmen wir sie zum erhebenden Bilde dessen, was wir nachahmend in uns darzustellen haben! Sagen und glauben wir, daß uns das Auge von Gott nur deßwegen gegeben sei, damit wir die wahrgenommene Ordnung und Regelmäßigkeit im Weltall nachahmend unserer eignen Seele anbilden möchten!"

„So besteht die Tugend, nach der das Weib zu streben hat — die weibliche Tugend — in der bezeichneten Regelmäßigkeit und im Ebenmaaß. Sie ist eine Geistes-wohlgestalt, wie wir sie bei keiner Körperform wiederfinden; eine innere wundervolle Gleichmäßigkeit; sie ist eine geistige Harmonie, viel herrlicher, als sie der genievollste Componist je hervorgezaubert; eine Seelenordnung, der nicht ganz unähnlich, wie wir sie im Weltall schauen."

„Dieß ist die Eine Tugend, wornach es sich allein lohnt, unabläßig zu ringen. Welche Frau oder Jungfrau sich des vollen Bildes dieser weiblichen Tugend bemächtigt hat, wird nicht mehr an einzelnen Handlungen hangen bleiben und nicht mit einzelnen Gefühlen, Gesinnungen und Vorzügen zufrieden sein, sondern sie wird sich bestreben, ihr ganzes Leben schön und edel zu gestalten und alle Kräfte und Anlagen in ein löbliches Gleichgewicht zu bringen."

„Daß auch manche Männer diese weibliche Tugend sich anzueignen fähig sind, möchte nicht geläugnet werden können. Besonders muß es denen, welche vom Handeln abgezogen, in der Betrachtung und einer geistigen Thätigkeit ohne Ehrsucht ihr Leben vollbringen, nicht unmöglich sein, sich eine solche ebenmäßige, harmonische Gestaltung

des ganzen Lebens anzueignen. Aber die Männer, welche dem thätigen Leben zugekehrt, im Kampfe mit den Verhältnissen und dem Schicksale, Ein Ziel verfolgen, Einen Gedanken oder Eine Leidenschaft geltend machen, alle, die im Leben bedeutend wirken, und große Veränderungen hervorbringen oder hervorbringen wollen, ermangeln dieser weiblichen Tugend. Eine Richtung ist in ihnen vorherrschend, und der Eine gewaltige Strom zieht alle andern Bäche und Flüsse in seinem Bette fort."

„Jetzt darf ich zu dem zurückkommen, wovon ich ausging."

„Zur Erringung dieser weiblichen Tugend bedürfen wir Frauen Verstand und Vernunft. Eine solche Seelenwohlgestalt ist im Weibe nicht von Natur aus da, sondern muß durch eine verständige Sorge hervorgebracht werden. Die Vernunft trägt sich nun zu einer solchen edlen Geistesbildung aus Beispielen, durch Unterricht und Nachdenken das Musterbild zusammen, und der Verstand führt das aus, was die Vernunft sich naturgemäß gebildet hat. Der Verstand vollzieht, was die Vernunft befiehlt. Dieß ist es, wozu dem Weib der Verstand am nützlichsten und unentbehrlich ist. Es ist sein Geschäft, nach dem aufgestellten Musterbilde von der weiblichen Tugend, mit dem Schönen, Wohlgestalteten und Uebereinstimmenden, was die äußere Welt uns anbietet, unsere Seele in Einklang zu versetzen. Es ist sein Geschäft, unsere Handlungen zu unsern Worten und das Aeußere zu dem Innern zu stimmen, und Alles in, an und außer uns zu ebnen, zu mäßigen und zu ordnen. So läßt auch der Kapellmeister nach einem gegebenen Gesetze alle Töne unter einan-

der zusammenstimmen, damit ein wohlgefälliges Ganze entstehe." —

Als die Unbekannte die letzten Worte gesprochen hatte, brach die gespannte Aufmerksamkeit der Gesellschaft in ein lautes, allgemeines Klatschen des Beifalls aus, und sogar der junge Prediger ließ sich von seinem Antheil hinreißen, ein doppeltes: Bravo! zu rufen. Die Tochter unseres Wirthes, und dann auch ihre Nachbarin, die Tochter des Banquier, standen von ihren Sitzen auf, und schlossen sie in ihre Arme; auch die Frauen eilten herbei, drückten ihr die Hand und wünschten ihr Glück: sie hatte sich aufgerichtet, und stand groß und ruhig mitten unter ihnen. Was weiter gelobt, angemerkt und bewundert ward, — ich weiß es nicht. Das Entzücken der Anwesenden mußte sehr groß sein, daß sie meine Bezauberung nicht gewahr wurden. Ich kann nicht beschreiben, was Alles in mir vorging, während sie redete. Im Anfange war ihre Stimme schwebend, ängstlich und gepreßt, bald aber lös'te sich ihre Zunge, und sie sprach ohne zu stottern, ohne verlegen zu sein, in einem milden Flusse mit welcher Wahrheit! welcher Anmuth! welcher Seele! ihren Blick meistens niedergeschlagen, und ihn schnell wieder senkend, wenn sie ihn einmal erhoben hatte, und den Augen eines Andern begegnete. Sie redete nicht — „die weibliche Tugend" sprach aus ihr! Sichtbar und hörbar offenbarte sich mir in ihr diese bisher nicht gekannte, nur geahnete weibliche Tugend! Tausend Gedanken, Ideale, sogar von Platon her, klangen in mir an, und verkörperten, belebten sich vor meinen Augen in dem himmlischen Wesen, die mir schief gegenübersaß. Und

wenn meine Blicke bisweilen zu ihrer Nachbarin Julie abgleiteten — Himmel! welch' ein Abstand! Wenn ich je die Thorheit hatte, in dieser Julie eine edle Weiblichkeit zu finden, so war ich jetzt ewig von dieser Verirrung geheilt. Ich freute mich dieser tiefsten Aufregung meiner Gefühle, dieser Gemüthserwärmung, wie sie mir seit Jahren nicht — noch nie geworden war, die mich in mir auf Jahre beglücken würde, und segnete unser Unternehmen, das gesellige Leben durch allgemein interessante Gespräche zu veredeln, da dieses Beginnen mir selbst die reichste Frucht und eine solche Veredlung gebracht hatte, wie ich sie Andern nie würde geben können.

Aus diesen Träumen weckte mich endlich der Zuspruch unseres Wirthes, der als ein tüchtiger, achtsamer Steuermann das Schifflein der Unterhaltung wieder in seine frühere Bahn zurücklenkend, sich mit der Erinnerung zu mir wendete, daß jetzt die Reihe zu reden an mir sei. Es war gut, daß ich mir schon vor der Rede der holden Fremden, während die Frühern sprachen, einen Plan meines Vortrages entworfen hatte. So konnte ich mich jetzt sammeln und mit erneutem, belebtem Gefühl und einem höhern Schwung des Herzens meine Ansicht aussprechen. Wenn du bisweilen stocken solltest, sagte sich meine Seele, so blicke nur auf sie hin: an ihr wirst du dich zurechtfinden! Sie wird dir zu allem Guten und Schönen den Weg zeigen!

„Es möge mir zu gut gehalten werden", mochte ich ungefähr gesagt haben, „wenn ich mich in meinem Vortrage der Wörter Verstand und Vernunft ohne Unterschied bediene. Ich wollte, unsere Sprache wäre um ein

Wort ärmer; so wäre viel unnöthiges Unterscheiden und spitzfindiges Zänken weniger gewesen. Doch möchte ich lieber das Wort Vernunft, als Verstand entbehren."

„Die bisher über den Verstand sprachen, haben Eine Seite desselben entweder unberücksichtigt gelassen, oder doch nur eben berührt. Zuerst nämlich wurden dem Verstand harte Vorwürfe gemacht; der zweite Redner aber vertheidigte ihn gegen diese Angriffe; ferner wurde die Grenze des Verstandes nachgewiesen; dann theilte unser Doctor aus dem Leben gegriffene Bemerkungen und Erfahrungen mit, und endlich zeigte meine herrliche Vorgängerin, welchen Werth der Verstand für das geistige Leben habe. Aber eine vielseitige Würdigung der Vorzüge und Verdienste des Verstandes hat noch keiner unternommen. Daher will ich mich zum eigentlichen Lobredner des Verstandes aufwerfen."

„Wenn es einem Menschen vergönnt wäre, auf verschiedene Weise, auf dem Schlachtfelde, im Frieden, in der Wissenschaft und Kunst gleich Großes hervorzubringen, und es zugleich unmöglich wäre, daß seine hochwichtigen Dienste durch die eines Andern ersetzt werden könnten; so würde einem solchen als dem Wohlthäter seines Geschlechts beinahe göttliche Ehre erzeigt werden. Wer in allen seinen Thaten groß ist, muß in sich selbst groß sein; und wer Unersetzliches leistet, hat ein Recht auf unser unbeschränktes Lob."

„Lassen Sie uns die Thaten des Verstandes betrachten; so wird unser Herz von Bewunderung seiner Herrlichkeit voll sein."

„Gehen Sie mit mir in die äußere, vernunftlose Natur, und sehen Sie, was der Verstand in ihr hervorbringt. Gott hat dem Menschen geboten, sich die Erde unterthan zu machen, und zu herrschen über die Fische im Meer und die Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriechet: aber er vermöchte das Gebot nicht zu erfüllen, wenn er keinen Verstand hätte. Was aber vollführt der Verstand in dieser Außenwelt? Er schützt unser Leben. Das verstandlose Leben, wie wir es beim Wilden sehen, ist den todten Naturelementen Preis gegeben, dem Regen, Sturm und Wasser, der Hitze und Kälte; ist dem Anfalle reißender Thiere, der beständigen Plage des Ungeziefers ausgesetzt; ist mit der täglichen Gefahr des Mangels, der Noth und des Untergangs geschwistert. Allmählich aber erfindet der erwachende Verstand Waffen gegen die Thiere, Schutz gegen die Witterung, Dämme gegen die Wasserfluthen, und lernt sein Leben für den kommenden Tag sichern. Und täglich vervollkommnen sich durch seine eigne Kraft seine ersten Erfindungen, und siehe! die Keule verwandelt sich endlich in die Flinte, aus der Strohhütte geht der Pallast hervor, und das Thierfell wird mit dem kunstreichen Gewebe vertauscht. Mit der Sicherung gegen die äußere Natur begnügt sich jetzt der gereifte Verstand nicht mehr. Sie, die ihm anfangs Untergang und Verderben drohte, will er sich jetzt sogar unterwürfig machen. Der Mensch, der früher vor den Naturkräften bebte und sich verkroch, geht ihnen jetzt muthig zum Kampf entgegen, und trägt, ein Schwacher über die Starken, den Sieg davon: die gebildete Verstandeskraft triumphirt über die rohe Naturgewalt.

Der Erdboden wird dem Menschen gehorsam und vollzieht seine Befehle; die Fluthen des Meeres beugen ihren Rücken und bewundern seine Majestät; in der Luft schwingt er sich aufwärts über die Erde empor; die Thiere der Wüste und des Waldes versammeln sich um den Gott der Erde, ihre Körperkraft vergessend, und huldigen des Menschengeistes Ueberlegenheit. Und sind sie gebeugt, die rohen Naturkräfte und das vernunftlose Thier; so benutzt sie der Mensch nach seinem Zwecke zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, zu seinem Vergnügen, seiner Bequemlichkeit, zum Schmucke, zur Veredlung und Verklärung des Lebens: Stein, Pflanze und Thier dienen seinen Zwecken, huldigen seiner Einsicht. Es fallen die Bäume, die Saaten werden gemäht, es bluten die Thiere, die Erde spendet ihre verborgenen Schätze, um die Bedürfnisse und Launen des Menschen zu befriedigen. Die Wälder sinken ein, und verwandeln sich in Ackerland, die Moräste verschwinden, die Erdoberfläche ebnet sich zum freundlichen Anblick; das Land ist mit Häusern, Dörfern, Städten übersäet, gesellig durch Straßen verbunden; ein freundlicher, klarer Himmel hat den feuchtkalten Nebel verscheucht. Die Einöde, vom Wilde bewohnt, dem Menschen unzugänglich und furchtbar, hat der Verstand in einen Zaubergarten umgeschaffen, wo jeder Ort ein Herold seiner wundersamen Kraft ist. Und derselbe Verstand führt aus Felsenstücken, aus dem Berge gehauen, der Andacht den Riesenbau des Münsters zum Himmel empor; aus dem Marmorblock lockt er vor das erstaunte Auge die bezaubernde Göttergestalt, so wunderherrlich, als selbst die allwirkende Natur sie nicht zu bilden vermag.

und aus hohen Alpentannen erbaut er den kunstvoll gefügten Flügel, dessen rührende Töne die Seele aufwärts zu Gott tragen. Wenn der wilde Mensch die rohe und ungebändigte Natur fürchtete oder nicht der Beachtung werth hielt: so liebt und befreundet sich nun der verständige mit der unterworfenen und gezähmten. Und wenn er auch das Einzelne der Befriedigung seiner Bedürfnisse zum Opfer bringen muß: so gewinnt doch die Natur im Allgemeinen, im Großen, unter des Menschen verständig bildender Hand, Wohlgestalt, Zierde und Ordnung. Der Verstand läßt die leblose und thierische Natur an seinem Geiste Theil nehmen: er drückt ihr den Stempel seiner Freiheit auf, pflanzt sich selbst in sie hinüber. Unter seiner sinnigen Ordnung und pflegenden Sorge gedeiht sowohl Thier, als Pflanze besser, denn sich selbst und feindlichen Kräften hingegeben im wilden Naturstande. Die Blume, der Baum wächst im Garten von der Menschenhand bedient, kräftiger und herrlicher auf, als in der Einöde, die sie verwildern und verkümmern läßt; und gebändigt geht das stolze Roß edler und zierlicher einher, wie wenn es des Lenkers Sinnes sich erfreute und des Reiters Kunst theilhaftig sich fühlte."

„Welche Kraft ist es, durch welche die äußere Natur dem Menschen unterworfen wurde, daß sie des Gebieters Winken gehorcht? Man sagt zwar, die Noth habe die meisten Erfindungen hervorgebracht. Aber noch kein Thier ist durch die Noth erfinderisch geworden: weil dem Thiere der Verstand fehlt. Der Verstand ist also die alleinige Quelle aller Erfindungen; die Noth ist zu ihnen nur eine

unzulängliche Veranlassung. Ohne Verstand würde der Mensch nicht vorbeugen, und in ihr umkommen, würde er die Gunst des Zufalls nicht zu brauchen verstehen. Nur der Verstand giebt Mittel und Rath, die bevorstehende Noth abzuwenden, der gegenwärtigen zu entfliehen. Aller Schutz gegen die äußere Natur, ihre Unterwerfung und Benutzung verdanken wir einzig und allein dem Verstande. Und ist der Dienst, welchen er uns hierdurch leistet, gering zu achten? gering, daß wir durch Wohnung und Kleidung vor der Heftigkeit der Witterung, durch hundert Vorkehrungen des Verstandes vor Mangel und Hunger bleibend geschützt sind? da ohne diese Schutzwehr eine geistige Bildung nicht einmal keimen, geschweige zu einiger Vollendung gedeihen kann? gering zu achten, daß durch so viele tausend Erfindungen das Bewußtsein und die Herrschaft des Menschengeistes rings um die Erde getragen ist; daß sich der Mensch dadurch immer mehr von seiner Beschränkung befreit und erhöht, daß er die Kurzsichtigkeit seines Auges durch das Fernrohr heilt, weit entfernte Oerter durch Schnellposten und Dampfschiffe zu einander rückt, die entlegensten Völker durch Handeln und Gewerbthätigkeit mit einander in Verbindung bringt, selbst Krankheit und Tod durch die Kunst abzuwenden — und durch die Schrift sein engbegrenztes Dasein, den flüchtigen Gedanken, das leichtschwebende Gefühl des Augenblicks über Jahrtausende zu verpflanzen, der Menschheit als ein bleibendes Vermächtniß zu hinterlassen versteht? gering zu achten, daß er nicht nur für die Unterhaltung und den Schönheitssinn die Mittel darreicht, sondern auch für unsern ewigen Glauben Sinn-

bilder aufzustellen weiß, die uns jenes Leben in diesem begreiflich machen und nahe bringen?"

„Wahrlich, wenn auch mit dem bisher Gesagten der Kreis des Verstandes abgeschlossen wäre, hätte er sich um uns verdient genug gemacht, und wir müßten seines Lobes voll sein. Aber sein Wirken und Thun erstreckt sich noch weiter."

„Der Wilde, in dem der Verstand noch nicht erwacht ist, lebt mit Andern nur so weit in Verkehr, als ihn das sinnliche Bedürfniß mit ihnen zusammenführt. Da ist keine Festigkeit des Zusammenlebens, kein Verband zu Liebe und Freundschaft, keine Ehe und kein Familienleben, nirgends eine geregelte gesellige Gemeinschaft. Der rohe Bewohner der Südseeinseln verjagt schnell wieder, die sich als Gattin ihm ergeben hatte; und mit dem er jetzt freundschaftlich zecht, den erschlägt er in der Heftigkeit des Affectes in der nächsten Stunde. — Da aber lernt der allmählig erwachende Verstand die Vortheile, und bald auch das Gemüth die Reize der geregelten Gesellschaft kennen. Die verständige Menschenkraft gründet nun feste Ehen und das Hausleben, und verbindet mehrere Familien zu einem Bürgerthum, welchem sie durch Einrichtungen, Gesetze und Obrigkeit Halt, Festigkeit und Dauer zu verschaffen sucht. Oft schwankt noch dieser selbsterschaffene Gesellschaftszustand in die alte Rohheit und Ungebundenheit zurück. Aber einmal der erste Schritt gethan, und der Verstand läßt sich durch keinen Fehlgriff, durch kein Mißlingen irre machen, sondern ist rastlos thätig, einen bessern, geordneten, gerechten Zustand des Lebens zu begründen. So erfindet der Verstand, im Lauf

von Jahrhunderten, in verschiedener Beschaffenheit, nach den verschiedenen äußern Verhältnissen und Bedingungen, sein schwerstes und größtes Kunstwerk, — den Staat, in dessen Wechselwirkung aller einzelnen, verschiedenartigen Theile in dem Einen Ganzen, der Organismus der von Gott erschaffenen Wesen auf die bewunderungswürdigste und großartigste Weise von dem Verstande nachgeahmt ist. So viel auch zur Bildung und Stiftung eines bestimmten Staates die geschichtlichen Verhältnisse des Volkes, seine Schicksale, seine Gewohnheiten, seine Natureigenthümlichkeiten mitwirkten, so viel auch von dem zufälligen Eingreifen einzelner Menschen ausging: so ist die ganze Staatsverfassung mit ihrer zusammengesetzten, gegliederten, ineinandergreifenden, Alles berücksichtigenden Einrichtung, so ist die ganze Gerichtsverfassung, die Anordnung des Familienlebens, die Sorge für die Erziehung der Jugend, für die kirchlichen Angelegenheiten, für den Krieg und alles Andere — doch nur das Werk des besonnenen, überlegenden Verstandes. Der ganze Organismus des Staates ist ein Zeuge der Herrlichkeit des menschlichen Verstandes! Und nicht einmal mit einem solchen Werke zufrieden, sucht der Verstand selbst diese von ihm gestifteten Staaten unter einander, wie einzelne Familien, zu vereinigen, und trachtet so ein Werk zu Stande zu bringen, welches das ganze Menschengeschlecht umfasse."

„Wie viel aber, wie unaussprechlich viel ist uns diese besonnen und verständig geordnete Gesellschaft werth! Ich will hier nicht den Genuß, das Vergnügen, die Unterhaltung andeuten, welche uns durch die Gesellschaft gewährt wird; sondern erinnere nur an jene Tugenden der

Wohlthätigkeit, des Mitgefühls, der Treue, und wie sie alle heißen, welche nur in der Gesellschaft entspringen, und rufe mir jene Wahrheit in die Erinnerung zurück, daß auch alle andere Tugenden, die nicht in ihr entspringen, ohne gesellschaftliche Vereinigung doch nie gedeihen würden und auch nicht in etwa ausgebildet werden könnten. Denn nur im Vereine mit andern, nur in der Gesellschaft, kann jede Tugend, Wissenschaft, kann Kunst und Religion gefördert werden, und eine vollendete Ausbildung erhalten. Der Einzelne vermag nur dann in irgend einer, auch kleinen Sache Etwas zu leisten, wenn er sich an Andere schließt. Im vereinzelten Menschen verkümmert jegliches Schöne und Gute. Wie viel also ist uns die Gesellschaft werth! und wie viel sollte der Verstand unserer Schätzung werth sein, welcher uns die geselligen Einrichtungen und Anordnungen im Kleinen, wie im Großen verschafft hat. Der Mensch ist zur Gesellschaft geboren, — welche aber erst der Verstand zu stiften vermag."

„Ich begleite den Verstand auf ein anderes Thatenfeld, und zähle sein ferneres Wirken auf. So wie er äußerlich in der Natur herrscht, und Familien und Staaten gründet, so greift er auch nach innen, in das geistige Leben eines Jeden, und wirkt hier auf ähnliche Weise, aber mit noch größerm Interesse an dem eignen Leben des Geistes, als an fremdem Stoffe. Innerlich in der eignen Seele findet er Vorstellungen, Einbildungen, Gedanken, Gemüthsbewegungen, Gesinnungen, Begierden, — Gutes und Böses, Zulässiges und Verwerfliches neben einander, und all' dieses Geistige an den Körper gebunden.

So wie der Verstand anfangs den äußern Naturkräften unterlag, von denen er sich nur allmählich befreite, indem er sie dienstbar machte: so ist er auch hier zuerst den Phantasien, Gefühlen, Begierden unterworfen. Die höhere Kraft des Menschen wird durch rohe Naturtriebe gebändigt, und der Mensch ist ein Spiel seiner Lüste, seiner Triebe, — jeder Seelenthätigkeit, welche durch äußere Veranlassungen in ihm bis zu einer gewissen Heftigkeit anwächst. In diesem Zustande steht der Mensch auf thierischer Stufe. Aber bald wird der Verstand rege, und will seine Rechte geltend — will den möglichen Menschen zum wirklichen machen. Nun entsteht ein langwieriger Kampf gegen des Geistes ungestüme Bewegungen und rohe Triebe, dem ähnlich, welcher früher gegen die äußere blinde Naturkraft zu bestehen war. Aus blinder Kindesunschuld, aus roher Behaglichkeit heraus wird der Mensch gezogen zum Zwiespalt mit sich selbst, zur innern Zerrissenheit, zu neuen Schmerzen; und zurück nach des verlornen Paradieses Friede sehnt sich das gequälte Herz. Aber ohne Rast und Ruh fühlt bei einmal erwachtem Verstande vorwärts sich der Mensch getrieben ohne Unterlaß, bis er eine höhere Stufe seines Daseins erklommen hat, denn nur durch Leiden, nur durch Schmerzen erringet sich des Lebens Preis. Bei einmal begonnenem Kampfe ist dem Menschen nur ein doppelt Loos gegeben: ein endloser Krieg in der eignen Brust und Lebensüberdruß in des Lebens Hochgenuß, oder den schönsten der Siege über sich selbst zu erringen, und wie er die äußere Natur sich dienstbar gemacht hat, so sich die eignen geistigen Kräfte zu unterwerfen. Nur allmählich, durch fort-

gesetzte Mühe, immerwährende Anstrengung gewinnt das wahrhaft Menschliche in uns — der verständige Geist — wie früher nach außen, so jetzt im Innern immer mehr Feld, sich einer Naturkraft, eines Triebes nach dem andern bemächtigend; wird es immer stärker und muthiger, gelingt ihm Alles stündlich besser, so daß dieß wahrhaft Menschliche — der Verstand — seine Herrschaft endlich über das ganze innere Leben ausbreitet und befestigt, so wie früher rund um die Erde. Aber wie er in seinem früher geschilderten äußern Wirken *nicht* zertrümmerte, zerstörte, zernichtete, sondern nur ordnete, veredelte, verschönerte, und das Schlechte selbst dem Guten unterwürfig machte: so noch mehr in diesem innern Geschäfte. Was in diesem innern geistigen Land gut, und was bös ist, dieß wird dem Verstande kund, theils durch die Belehrungen gottbegeisterter Männer, theils durch eigenes Nachdenken. So erhält er eine Regel, das sittlich-religiöse Gesetz, wornach er das Schlechte und Verwerfliche im eignen Geiste unterdrückt. Aber alles Gute, Löbliche, Edle in demselben, welches er ebenfalls unterworfen und durchdrungen haben muß, damit es menschlich gut, menschlich löblich, menschlich edel werde, ist er weit entfernt zu vertilgen, zu beschädigen, zu verletzen. Sondern er befreundet sich mit ihm, und wie er sich früher über die äußere Natur ergoß, so breitet er nun über den ganzen, großen vernunftlosen Theil unsrer Seele, über das Vorstellungsvermögen, das Gemüth und die niedere Willenskraft, seinen höhern, verständigen Geist, sein edles Licht aus. Und wie früher Blume und Thier, von ihm gepflegt, besser, herrlicher, als im wilden Zustande gediehen:

ſo nimmt er ſich nun aller guten Gedanken, Gefühle, Neigungen, aller Seelenthätigkeiten an, und pflegt ſie, und wartet ihrer noch mit viel größerer Liebe und Sorgfalt, als der äußern Natur. Und ſiehe! alle ſchönen Keime, jedes gute Gewächs im Menſchengeiſte erfreut ſich der ausgezeichneten, umſichtigen, beſonnenen Pflege, erfreut ſich des Verſtandes Wehr gegen das Schlechte, und iſt jetzt eben dieſem Verſtande, den es zuerſt beherrſchte und dann bekämpfte, dankbar verpflichtet, da er alle Sorge und Mühe der Veredlung der rohen Menſchennatur übernommen hat, und durch Nichts weiter belohnt wird, als durch das fröhliche Gedeihen der gepflegten Tugenden, und fühlt ſich wohl und gedeihlich unter der Herrſchaft eines ſo hehren, großen, milden Königes. Aber der Beherrſcher trachtet mehr und mehr nach einer richtigen, weiſen Verwaltung des eroberten Landes, und in dieſem Streben findet er, daß er ſich nur vorerſt eine genaue Kenntniß des neueroberten Reiches zu verſchaffen habe. Der Verſtand ringt alſo den eignen Geiſt zu begreifen, ſich ſelbſt zu erkennen. Dadurch entfaltet ſich ein höheres, verſtändiges Bewußtſein, ein Bewußtſein, welches nicht mehr an augenblickliche Irrungen gebunden iſt, ſondern in dem Einzelnen, Vorüberſchwindenden die allgemeine, bleibende Form feſtzuhalten verſteht, große Gruppen und Partien überſchaut. Durch dieſes köſtliche, echtmenſchliche Verſtandesbewußtſein erkennen wir die Anſprüche, welche das Gefühl mit ſeinem Glauben, welche Gedächtniß und Phantaſie ihrer Natur nach machen, welcher Werth ihnen zukommt, und welches Gewicht ihnen gegeben werden muß. Und indem er ſein Verhältniß zu

andern Geistesvermögen einsieht, wird er sich seiner eignen Schranke bewußt. Er fühlt es, daß er nicht zum Erschaffen berufen ist, sondern Nichts vermag, als das unentwickelt Gegebene zu entwickeln, als das roh Dargebrachte zu veredeln, als zu verbinden und zu trennen, zu ordnen und zu fügen, oder auch zu unterdrücken und abzuwehren. Aber wer giebt ihm nun diesen vorhandenen Stoff, an den er sich in all' seinem Wirken anschließen muß? Der Verstand erkennt, daß ihm die äußern Sinne die äußere Welt, und die innern die eigne geistige Welt aufschließen, und ihn in beide einführen, daß er aber weder draußen noch drinnen Etwas erschaffen kann, sondern allezeit nur regieren, was er vorfindet. Dieß ist Eine Schranke. Und nun eröffnet ihm sein Gefühl und Gemüth eine dritte Welt des Glaubens oder der Idee, welche Welt den beiden andern übergeordnet ist. Aber hier schwindelt dem Verstande und er kann keinen festen Fuß mehr fassen. Nur so viel weiß er, daß jene beiden ersten natürlichen Reiche, das innerliche und äußerliche, viel Mangelhaftes, Fehlerhaftes haben, und daß es nothwendig noch eine andere, höhere, die ewige Welt geben müsse, die Welt Gottes und des freien, unsterblichen Geistes, von der die beiden andern nur ein unvollkommenes, gebrechliches Sinnbild sind. Da aber von dieser idealen Welt des Glaubens, oder um mich kurz auszudrücken, von der Idee, eben das Gefühl und Gemüth Kunde giebt: so nimmt der Verstand, sich hier nicht mehr selbst genügend, die freudige Botschaft gern und willig an; er beschützt sogar das Gemüth in seinen Rechten, und dient ihm, und weil es von etwas unendlich Höhe-

rem zeugt, als das Land ist, welches er unter seinem Scepter hält, so demüthigt er sich vor ihm, und erkennt hier seine zweite Schranke. Er bleibt aufs innigste befreundet mit Herz und Gefühl, denn er weiß, daß dieses wohl nichts gegen den Verstand, nichts Unverständiges, aber doch vieles über ihm Liegendes sagen darf. Und er, die klare, besonnene, ruhige Geisteskraft in uns, ergänzt und bereichert sich auf diese Weise durch die zwar gemäßigten und bezähmten, aber lebendigen, warmen Kräfte des Herzens, verklärt sich durch die nur im Gefühl lebende Begeisterung, Andacht und Demuth. Ewig fließt ihm von hier aus der Tiefe unseres Lebens ein frischer, warmer Lebensstrom heiliger, ewiger Gefühle zu, ihn vor Dürre und Kälte bewahrend. Ebenso schließt er mit Phantasie und Gedächtniß einen Freundschaftsbund ab; denn diese Vermögen erfüllen ihn gleichsam mit ihrem Gehalt und Stoff, mit ihren Vorstellungen und Bildern, da er für sich leer und hohl ist, und ihm nur zukommt, willkührlich und frei zu ordnen und zu lenken. Daher ist der gesunde Verstand nothwendig immer mit einem starken Gedächtniß, einer reichen Phantasie und einem lebendigen Gefühl verbunden."

„So muß die göttliche Kraft des Verstandes sich in alle geistige Anlagen, Triebe und Thätigkeiten verweben, die schlechten niederhalten und ausrotten, die zulässigen und guten schützen, ausbilden, befestigen und sie in seiner Pflege das volle, kräftige, frohe Gedeihen finden lassen. So wie die Menschenhand die morastige, wälderbedeckte, von Raubthieren bewohnte unwirthliche Einöde in die freundliche Landschaft verwandelt: so waltet der

Verstand auch inwendig im Menschen, und wie dort, so verschwinden auch hier alsbald die feuchten, kalten Nebel, und Gottes ungetrübter, schöner Himmel lagert sich über dem Land, welches voll ist von verständiger, menschlicher Thätigkeit. Keine einzige innere Kraft, Regung und Bewegung, auch die edelste und beste nicht, darf dieses verständigen Geistes entbehren, denn sonst gehört der Mensch ihr, aber nicht sie ihm an. Sich selbst überlassen, ohne verständige Haltung ist alles Löbliche des Geistes nur ein Natur-, kein Menschenerzeugniß, ohne höhern Werth, und dem Verderben, dem Untergang ausgesetzt. Nur das durch den Verstand Vermittelte, Erworbene, Ausgebildete ist menschliche Tugend. Das Menschliche reicht nur so weit, als dieser Verstand mit seiner ordnenden Thätigkeit. Ohne verständige Bewachung und Veredlung kann jede geistige Thätigkeit bis zu einer solchen furchtbaren Heftigkeit anwachsen, daß sie das ganze Leben beherrscht, daß der Mensch ihr als Spielball anheimfällt, so daß oft des Menschen ganzes Leben an eine einzige Phantasie, ein einziges Gefühl, eine abergläubische Grille verloren geht. Weder die Herzensgüte, noch das Mitgefühl, noch die Gemüthlichkeit, noch die Frömmigkeit, noch die Phantasie darf ohne Verstand sein. Nur durch den Verstand wird Alles in uns zu einem menschlichen Vorzug. Und wenn es wahr ist, was unsere schöne Rednerin sagte, daß die männliche Tugend in einer gewissen ausschließenden Richtung nach Einer Idee hin bestehe; so ist dieser Geisteszug gewiß nicht von blinder Leidenschaft geführt, sondern im Gefolge des ruhigen, klaren Verstandes."

„Wir sind bisher gewahr worden, wie der Verstand in drei verschiedenen Reichen, als ein liebenswürdiger Held, überall Siege erkämpft, überall die Ueberwundenen zur schönen Menschlichkeit erhebt und mit seinem Sinne schmückt, überall Segnungen und Wohlthaten ausstreut, überall Huldigungen empfängt, überall Triumphe feiert und sich Trophäen errichtet. Wir müssen nun noch sehen, welchen Antheil er an den größten Angelegenheiten der Menschheit hat, an Wissenschaft, Tugend, Kunst und Religion.“

„Wissenschaft, von der geringsten Erfindung und Fertigkeit an durch alle Zwischenstufen hindurch bis zur tiefen, erhabenen Forschung hinauf, durch welche die Gesetze, die der sichtbaren Welt zu Grunde liegen, oder welche dem eignen geistigen Leben gebieten, enthüllt werden, ist einzig und allein durch und durch Werk des Verstandes. Ueberall, wo wir dem Wissenschaftlichen begegnen, — und welchen Schritt können wir thun, zumal in unserm europäischen Leben, ohne auf dasselbe zu stoßen? — da überall verkündet sich uns des Menschen verständiger Geist. Betrachten wir die wissenschaftliche, verständige Grundlage, auf welcher unser ganzes europäisches Leben ruht: so scheinen die unter uns, welche den Verstand lästern, mehr Arabiens ungeregelten Horden und China's faulem Sclavenvolke anzugehören, als der europäischen Staaten rastlos vorwärts schreitender Bildung. Welche Bedeutung der Verstand aber für die Tugend habe, erhellt schon daraus, daß ohne seine Gründung der Staaten und seine Einrichtung der Familien gar keine gesellige und bürgerliche Tugend möglich wäre, wie ich früher er-

wiesen habe, aber er hat auch ganz allgemein für sie den größesten Werth. Denn ohne Verstand ist nirgends menschliche Tugend möglich, — weßwegen die, welche dem Verstande gram sind oder zu sein vorgeben, auch nirgends Etwas von der Tugend hören wollen. Was es immer Löbliches, Rechtes, Feines an uns giebt, in Worten, in Handlungen, in unsern Entschlüssen, Vorsätzen, Gefühlen, Gesinnungen, Ansichten, oder worin sonst immer, müssen wir ja durch eigne Sorge, eignen Fleiß, eigne Bemühung, eigne Kraftanstrengung, eigne Thätigkeit erlangt, gebildet, uns angeeignet haben; sonst ist es ja keine menschliche, sondern nur eine Temperamentstugend, ein blinder Naturvorzug, dergleichen auch Thiere besitzen können, so daß man z. B. sagt, ein gutmüthiges Schaaf, ein frommes Pferd, ein treuer Hund. Aber die Gutmüthigkeit des Schaafes, die Frömmigkeit des Pferdes, die Treue des Hundes ist eine ganz andere, als die, welche im Menschen die lobenswerthe ist. Zu seiner Gutmüthigkeit und Treue muß der Mensch mitgewirkt, sie muß er wenigstens größtentheils selbst herbeigeführt haben, seine Frömmigkeit muß von einem höhern Verstandesbewußtsein geläutert und geschützt sein. Kurz, der Mensch kann nur durch selbstthätigen Fleiß, durch Anstrenguug und Bemühung — also nur durch die Anwendung des Verstandes zu irgend einer kleinen oder großen Tugend gelangen. Denn nur der Verstand ist die werk- und selbstthätige Kraft im Menschen; Alles, was der Mensch selbst thut, erstrebt, erlangt und ausführt, es sei, wo es wolle, verrichtet er durch den Verstand. Einen ähnlichen Dienst aber leistet derselbe der Religion und Kunst. Das Gefühl verkündet

uns eine ewige Wahrheit, die überschwengliche Liebe unseres himmlischen Vaters, die Unsterblichkeit unseres Geistes, — enthüllt und offenbart uns die ewige Welt der Ideen, denen wir angehören unserm unsterblichen Theil nach, und denen unser ganzes Streben und Handeln angehören und verbunden sein soll im irdischen Leben. Aber sich selbst überlassen, von dem Verstande nicht geläutert und gehalten, des Verstandes Besonnenheit und Bildung nicht theilhaftig, spricht dieß Ideengefühl unzusammenhängende, unverständliche Ahnungsklänge, und seinem eignen unendlichen Gegenstande unterliegend, sucht dasselbe, wenn es vom Verstande verlassen ist, eine Stütze in der Sinnlichkeit, und Hülfe in der Phantasie und dem Gedächtniß, und so wird Andacht, Frömmigkeit, Demuth und die ganze Glaubens- und Ideenwelt hineingezogen in die niedern, irdischen Kräfte unserer Natur, und es verwildert der himmlische Glaube in Naturdienst, Abgötterei, Aberglaube und Fanatismus jeglicher Art, und die zu Gott erhebende, heilige Kunst wird eine Magd der schändlichen Sinnenlust oder ein Spiel elender Kurzweil. Nur der Verstand ist vermögend, von allem diesen sinnlichen, irdischen, verunstaltenden Beisatz die Glaubensideen und die sie verkündenden Gefühle zu reinigen, sie vor tausendfältigen Verirrungen zu wahren, sie in der graden Richtung aufwärts zu halten, und was in des Glaubens unendlicher Tiefe geheimnißvoll leise erklingt, in klare, verständliche Sprache zu gießen und durch das Ideen-beflügelte Wort tausend Herzen zu rühren und zum schönsten Bund zu vereinen. Die schöne Kunst, sei es daß sie edler geselliger Unterhaltung und Freude dient, oder des ewigen Glaubens hei-

lige Gefühle durch Sinnbilder veranschaulicht, noch nie hat sie in reiner, voller, erhabener Schönheit bei einem ungebildeten Volke geblüht. Auch in den Schöpfungen des Genius muß ein großer, gereifter Verstand mitwirkend thätig sein. Kein Meisterstück irgend einer Gattung wird entstehen, wo nicht ein feingebildeter Verstand der Idee und der Phantasie die ruhige, besonnene Haltung giebt. Darin aber liegt des Verstandes wahre Herrlichkeit und höchster Vorzug, daß er allein denkend, dichtend, handelnd die göttliche Idee in das irdische Leben führt, und so die Erde an den Himmel knüpft, dieses Dasein in jenes trägt, daß wir in unserm jetzigen Leben schon im Himmel wandeln. Dazu allein hat uns Gott den Verstand gegeben, daß wir die ewige Idee hienieden geltend machen!"

„So hätte ich denn in schwachen Zügen die Thaten des Verstandes zu beschreiben gesucht, und seinen Werth, wenn auch nur ungenügend, angedeutet."

„Der so groß in seinen Wirkungen ist, um wie viel größer muß er in seiner innern, eigentlichen Beschaffenheit sein! Wenn die Sonne, welche unbewußt ihre Bahn durchwandelt, von keiner menschlichen Zunge hinlänglich gepriesen wird: so erschöpft noch weniger ein Lob des Verstandes Herrlichkeit, der als das selbstbewußte Licht in der Welt des Geistes steht, und mit der Fackel der Menschheit voranleuchtet in ihrem großen Bildungsgang. Ein Zweites, Edleres giebts auf Erden nicht; nur über den Sternen waltet ein unendlich höherer Geist, den wir uns nach jenem denken und deuten und dem wir uns durch jenen, nachahmend, zu nähern suchen."

„Fassen wir das bisher Gesagte übersichtlich zusammen! Wenn der Verstand nicht vielmehr durch Thaten, als durch Worte, redete, würde er zu uns ungefähr so sprechen:“

„Noch kein Staat ist durch Menschen gegründet, als durch mich; noch keine Kirche gestiftet, als mit mir; noch keine Tugend ist geübt, als durch mich; noch kein Gebet ist Gott wohlgefällig aus der Menschenbrust emporgestiegen, als mit mir, denn an dem Unverstande hat Gott keinen Gefallen; keine Menschen erhebende Wissenschaft, keine Gott annähernde Kunst ist gebildet ohne mich; jede Erfindung, jede Fertigkeit und Geschicklichkeit ist mein Werk. Ich bin im Bunde mit allem Edeln und Guten in der Welt. Ueberall, wo der Mensch etwas Löbliches vollbringt, da findest du mich. Tausendgestaltig erscheine ich deinem Blicke: Tugend fördernd und Laster unterdrückend; forschend und dichtend; erfindend und handelnd. Im Lebensernste bringe ich Fleiß und Thätigkeit, im Freudenspiel Mäßigkeit und Ebenmaaß; im Unglück den hellen Blick, welcher den stärkenden Muth und die ewige Hoffnung wiederfindet. Zwar sind auch mir, wie allem Guten, Fehler und Laster gegenübergestellt, damit die freie Wahl dem Menschen gerettet sei: Klügelei, Verschmitztheit, Schlauheit, List und Pfiffigkeit. Wer diese statt meiner ergreift, dem verfinstert sich das höhere Bewußtsein, der verliert die große Uebersicht des Lebens, der versinkt in jämmerliche Einzelnheiten, und betrügt sich, ach des Kurzsichtigen! um seines Lebens Gestalt und Bedeutung. — Aber wie tausendfach ich auch erscheine, so verharre ich doch allenthalben als der Eine, gleiche

Geist, als das Hauptmerkmal des Menschen, als die Beglaubigung seiner göttlichen Abkunft. Wo ich nicht hinreiche, walten dunkle, rohe Naturtriebe, ersterben alle edlen menschlichen Keime, hebt thierisches Wesen an, und du trittst in das Reich der Verrücktheit, des Unsinnes und Wahnwitzes. Selbst die, welche mich lästern, müssen mich in ihrem Handeln bekennen, oder sie werden als Wahnsinnige gefesselt, und selbst um mich vor Pöbelohren beifällig zu lästern, bedienen sie sich meiner, sonst sagten sie Unsinn und würden als Thoren verlacht."

Hier endigte ich meinen Vortrag. Ich war zufrieden mit mir selbst; meine Rede mußte wohl Eindruck auf die Andern gemacht haben, denn sie hatte mich selbst ergriffen. Ich fühlte es den Zuhörern ab, daß ich mit ihnen in gutem Vernehmen stand, und war in diesem Gefühle überselig. O! es ist nichts so erhebend und herrlich, als durch das lebendige Wort in Andere hinüberzufließen, sein eignes Dasein durch die Rede zu erweitern, von Seele zu Seele zu tragen, und an dem Pulsschlage von vielen gerührten, ergriffenen Herzen des eignen Geistes ewiges Leben rein, voll und stark zu empfinden! Nichts so erhaben, als durch das Wohlwollen emporgetragen, auf den Fittigen der Begeisterung, sich in dem klaren Aether der Wahrheit leicht und gewandt zu bewegen, jede horchende Seele zu beflügeln, und auch dem trägen Geiste die Schlacken und Schranken abzustreifen, daß er ihn versuche den erhabenen Gedanken- und Seelenflug! —

„Ich hätte nicht geglaubt", sagte eine Dame, als ich zu reden aufhörte, „daß der Verstand so gelobt werden könnte." Auch andere gaben mir ihre Zufriedenheit zu erkennen. Mein Auge streifte seitwärts zur schönen Fremden hin: sie allein saß gelassen und gleichgültig da.

An eine fernere Erörterung der Sache war nicht mehr zu denken. Die Unterhaltung hatte ihr Ziel erreicht; der Gegenstand schien erschöpft. Keiner fand sich, der noch reden wollte. Alle bekannten, befriedigt zu sein. Jeder meinte, irgend Etwas gelernt, einen neuen Gedanken gehört zu haben, auf eine neue Ideenverbindung gekommen zu sein. Eine gehobene Stimmung hatte sich der ganzen Gesellschaft bemeistert, in der sich auch die einander unwillkührlich näherten, die sich in Ansicht und Bildungsart ferne standen.

Unser Wirth bemerkte zu meiner großen Freude: „Wie viel mehr werth ist doch eine solche Unterhaltung über einen allgemein interessanten Gegenstand, als wie sie gewöhnlich in Assembleen und sonstigen Zusammenkünften geführt wird. Gewöhnlich kommt man zusammen und langweilt sich, spricht essend und trinkend über Nichts, als über das Essen und Trinken, erzählt sich die trivialsten Stadtvorfälle bis in die kleinsten Einzelnheiten, bekrittelt unsere Nebenmenschen, treibt sich in fadem Witz und Anekdötchen umher, und geht zuletzt auseinander, indem man nichts mitnimmt, als einen vollen Magen und Ueberdruß. Darum lasse ich unsere Freunde leben, die eine solche gesellige Unterhaltung herbeizuführen wissen, die zugleich belebt und erhebt, indem sie unterhält und erheitert

„Die Gesundheit kann nicht angenommen werden," fiel Nolten ein. Er klingelte an das Glas und erhob es, indem er aufstand und sprach: „Der Mann, der nicht nur Sinn für das Nützliche, sondern für alles Gute und Schöne hat, dessen Herz weit über sein Geschäft hinaus für der Bürger Gemeinwohl schlägt, unser geliebter Freund S., — er lebe noch lange für die Seinigen, für uns, für die ganze Stadt!"

Die ausgebrachte Gesundheit ward von allen Seiten durch ein lautes, fröhliches Hoch! beantwortet, und Nolten sagte mir später, als wir allein waren, er halte eine kleine Schmeichelei nur in Einem Falle für erlaubt, wenn sie nämlich bezwecke, den Menschen besser, edler zu machen; man müsse den Leuten in einem solchen Toast sagen, „nicht was sie seien, sondern was sie sein sollten."

„Wer es doch erst so weit bringen könnte", fügte mein trefflicher Freund, indem er sich wieder niedersetzte, hinzu, „daß sein Geburtstag nicht nur von seiner Familie und seinen Freunden, sondern von der ganzen Stadt, von allen seinen Mitbürgern im Geist und in der Wahrheit gefeiert würde! Dieß wäre der schönste Geburtstag! Und könnten wir es nicht alle so weit bringen? Könnte nicht ein Jeder von uns sich um seine Mitbürger so verdient machen??" —

„Ehe wir es aber so weit gebracht haben", sagte Sabel einlenkend, „ist ein solcher Geburtstag, wie wir ihn heute feiern, der schönste."

„Ja wahrlich!" antwortete der Banquier, „so belehrend und geistreich, so wahrhaft erheiternd ist in unserer Stadt noch kein Geburtstag gefeiert worden."

„Ist es der erste", rief Nolten beinahe begeistert aus, „o so lassen Sie es den letzten nicht sein! Und lassen Sie uns alle unsern ganzen Ehrgeiz darein setzen, es so weit zu bringen, daß unser Geburtstag von unserer ganzen Stadt gefeiert werde, ein Freudetag aller unserer Mitbürger sei! Ich kenne kein höheres Glück, als wenn ein Bürger von gleichstehenden Mitbürgern so oder auf ähnliche Weise geehrt würde! Was müßte das für ein Mensch sein! Und so können wir Alle werden! Es ist noch viel zu thun übrig — auch in unserer Zeit! auch in unserer Stadt!

Zu einem ernsthaften Gespräch war die Zeit vorüber. „Ich lade", sagte der Banquier, „auf meinen Geburtstag die ganze geehrte Gesellschaft im voraus, wo möglich, zu einer ähnlichen Feier ein", — indem er sich zu mir wandte.

Mehrere Toaste wurden gebracht, und nun wurde der Vorschlag zum Singen gemacht. „Herrlich!" rief Nolten, „jetzt sind Gesang und Musik an ihrer Stelle!" Die Lieder wurden gesungen, welche auf diesen Tag gedichtet worden waren. Alle Anwesenden waren in der schönsten, heitersten Laune. Es war ein schöner, schöner Abend, reich an ächtmenschlicher Freude. Ich fand mich erst nach Mitternacht wieder auf meinem einsamen Zimmer. Ich hätte meinen Freund Nolten noch so gerne allein gesprochen; er war mir aber, als wir die Gesellschaft verlassen hatten, vorausgeeilt, und rief mir nur noch von Ferne gute Nacht zu, als er in die Straße abbog, wo er wohnte; ich hätte so gerne Erkundigungen über die Unbekannte eingezogen! Mein College konnte mir nichts sagen. In meinem Innern unbefriedigt, durch tausend

Gefühle aufgeregt, durch den Wein erhitzt, warf ich mich auf mein Lager hin und mir fiel im Gegensatz gegen den heutigen herrlichen Abend, mein dürres, abgemessenes, einförmiges Alltagsleben schwer auf die Seele. Der Gedanke überwältigte mich. Ich drückte mein glühendes Gesicht in die Kissen und vergoß heiße Thränen.

Zweites Buch.

Den 12. Mai.

Das Leben nimmt mich gewaltig von allen Seiten in Anſpruch. Ich muß kämpfen und ringen, und weiß oft nicht, wie ich durchkommen ſoll. Ich ſitze tief in die Nacht hinein, präparire mich auf meine Lehrvorträge, verbeſſere die ſchriftlichen Arbeiten meiner Schüler, und bin häufig, wenn ich aus den Lehrſtunden komme, ſo abgeſpannt und müde, daß ich keine geiſtige Arbeit mehr unternehmen kann. Meine Privatſtunden nehmen auch Zeit und Kraft hin; ich darf ſie nicht ganz liegen laſſen. Da ich ſo viele Zeit darauf verwendet hatte, ſo will ich jetzt nicht nachlaſſen, bis ich eingedrungen bin in das Allerheiligſte der Wiſſenſchaft. Für was hätte ich denn die Einleitungen, Vorbereitungen alle getroffen, für was die jahrelangen Studien getrieben, wenn ich mich jetzt auf mein Lehramt, d. h. auf Philologie, Geſchichte und Mathematik beſchränken — ſo ſehr beſchränken wollte, daß ich keine dieſer Wiſſenſchaften weiter verfolgte, als ich es für meinen Vortrag brauche? Alles iſt in einer wiſſenſchaftlichen Gährung in mir, und ich will mich einmal, wenn auch

Keiner von meiner Umgebung darnach trachtet, ich will mich wissenschaftlich durch und durch bilden! Zu einem wahrhaft würdigen Leben ist unter uns nicht anders zu kommen, und auch zur ausgezeichneten Verwaltung des Lehramts ist nicht anders zu gelangen, als durch wissenschaftliche Durchbildung. Und wenn mir es auch nichts fruchtete, nichts nützte, — ich kann von diesem wissenschaftlichen Streben, von diesem freien Bemühen um Wahrheit, welches sich durch mein Amt nicht beschränken läßt, ich kann von ihm nicht lassen: mein Leben würde verbluten. Und zu diesen vielfachen Anregungen meine Lieblingsidee, das bürgerliche Leben zu veredeln, und unser Verein, der mich immer aus mir und meinem Amte in das Leben treibt, und die vielfachen Bemerkungen, Erfahrungen, die ich in diesem Leben mache, — und die verschiedensten Anregungen und Eindrücke, die ich erhalte! Wahrlich! der Gegenstände, die ich zu umfassen, mit einander zu verbinden strebe, sind zu viele, zu mannigfache; meine Zeit ist zu kurz sie einzuschließen, meine Kraft reicht nicht hin, sie zu verarbeiten. Ich verliere oft den freien Ueberblick über mein Thun, über mein Leben und wanke betäubt, wie mit verbundenen Augen, von einem Gegenstand zum andern, von Stunde zu Stunde! Die verschiedenartigsten Gefühle wohnen in dieser Brust, entgegengesetzte Wünsche haben dieß Herz eingenommen, — und meine Bestrebungen gehen auseinander! Ich gehe eine große und schöne, aber eine gefährliche Laufbahn! Werde ich zum Ziele gelangen? Bin ich der großen Aufgabe, die ich mir gestellt, gewachsen? Reicht meine Kraft hin, in der Wissenschaft mich vollkommen anzusiedeln, aus,

gezeichnet in meiner amtlichen Thätigkeit zu werden und zugleich bildend auf unser öffentliches Leben einzuwirken? Und wenn ich dieß alles erreicht habe — werde ich dann zum Frieden, zum Ziele kommen? werden dann alle Ansprüche meiner Natur befriedigt sein? Wehe! sie werden es nicht! — —

Den 25. Mai.

O ewige Natur! warum legtest du tief in die Menschenbrust diese heiligen Gefühle, die dem Menschen keinen Frieden auf Erden gönnen?

Dieser Sehnsucht Drang, ach! ihn stillet kein Genuß! Er will mehr, als die irdische Freude ihm bietet! Ich trage ein unbefriedigtes Herz durch des Tages Arbeit, durch des Lebens Geräusch!

Ich werde unbefriedigt dir, Vater, es zurückbringen, der du mir es gegeben hast! Bei dir wird es seinen Frieden finden!

Zu dir deutet dieß Gefühl hinauf! Es ist nicht für die Erde geschaffen! Es läßt uns in den Himmel schauen! Dieser plumpen, rohen Erde gehört es nicht! Es ist von himmlischer Abkunft!

O bei allem Elend des Lebens, laß mir, himmlische Liebe, dieses himmlische Gefühl! dieses tröstende Weh! diesen freudigen Schmerz!

Während sich mir dieses Leben verdunkelt, breitet sich der Lichtglanz des ewigen vor meiner Seele aus! Während ich die himmlische Welt verliere, gewinne ich die ewige!

Den 26. Mai.

O Vater, zerstreue diesen Hauch, den man Leben nennt! Schicke mir deinen stillen Engel, und nimm mich zu dir! Ich stehe einsam und allein auf einer Erde, die nicht zu mir paßt! Ach, Freund und Freundin sind ferne von mir! Ich werde auch von denen, die ich hier meine Freunde nenne, nicht erfaßt, da nicht gesucht, worin mein tiefstes Leben athmet!

Den 27. Mai.

O selig seid ihr, denen es vergönnt war, im Hochgefühl der Begeisterung für eine schöne Idee das Leben zu lassen! für das Vaterland, für die Lieben, für den Glauben zu sterben! Ihr hattet das Glück euch selbst zu genügen, und eure letzte Lebensstunde war eure herrlichste! Ich schleppe mein Leben unbefriedigt durch lauter einzelne Handlungen hindurch und thue mir ewig nicht genug! O wäre mir vergönnt, in einer einzigen schönen, vollkommenen That diesem hochschlagenden, überfließenden Herzen Luft zu machen, dann hätte ich genug gelebt, und würde sterbend meines Lebens froher sein, als jetzt lebend!

Den 28. Mai.

Ich ging dieser Tage wie ein Träumender umher, mein lieber Gustav, und hatte die Herrschaft über mich selbst verloren. Dieß werden Dir die vorstehenden Zei-

len sagen, in die ich meine Empfindungen ausgoß. Gustav! die wunderliche Unbekannte, von der ich Dir schrieb, — sie ist nicht mehr hier! Sie ist zwei Tage nach jenem Geburtstage nach ihrer fernen Vaterstadt abgereis't, weil die unvermuthete Nachricht ankam, daß ihr Vater plötzlich krank geworden sei. Ich habe sie nicht mehr gesehen, und habe überhaupt nur wenige unbedeutende Worte mit ihr gesprochen.

Diese Nachricht erschütterte mich in tiefster Seele. Eine herrliche Erscheinung, die die Welle des Lebens schnell vor meinen Augen vorübertrieb, daß ich sie kaum betrachten konnte! Tausend unbestimmte, schwankende Gefühle, Bilder, Wünsche wahrlich! der edelsten Art, in meiner Seele ohne Vollendung, ohne Begrenzung, ohne Verbindung und Zusammenhang! So schwebt das Edle, Hohe schnell an unsern Blicken vorüber und läßt ungenügende Eindrücke zurück, aber das Unbedeutende und Gemeine verläßt uns nicht; es umringt uns von allen Seiten! Für was bilden wir den Sinn und Geschmack für das Schöne und Edle, wenn uns das Leben nur immer das Schale und Flache zeigt? Was ist das für ein Widerspruch in dieser Welt! Gehört das Hohe nicht dem, der es zu würdigen, zu schätzen, zu genießen versteht? Warum wird es ihm entzogen? nicht einmal seinem Blicke und Ohr gegönnt? Warum wird das Schöne dem hingegeben, welcher dafür keinen Sinn hat? seiner nicht werth ist?

Den Engel wird vielleicht eine gemeine Krämerseele einst die Seinige nennen, und — ich? Ehe ich Zeit hatte, alle einzelne Züge aufzufassen, zu verbinden, zu

einem Ganzen zu vereinen, entschwebte mir die himmlische Gestalt. Sie ist für immer dahin! ich bleibe an die Scholle gefesselt!

Lebe wohl, Freund! Ich setzte mich gelassen und gefaßt nieder und meinte ruhig schreiben zu können. Du siehst, ich bin's noch nicht!

Den 29. Mai.

Du wirst mich einen Thoren nennen — oder der große Haufen wenigstens wird mich so heißen — daß ich mir solche Schmerzen schaffe, solches Leid erdichte! Aber ist der Schmerz um den Verlust oder die Entbehrung des Schönen nicht selbst schön? Und ist nicht das meiste Leid, wie die meiste Freude erdichtet? Geldgewinn und Geldverlust, Gunst und Mißgunst der Menschen, Lob und Tadel, Ehre und Schande — machen uns diese Dinge selbst froh und betrübt, oder die Vorstellungen, welche wir mit ihnen verknüpfen? Gewiß, die Vorstellungen! Ich bin nun einmal bei tausend Dingen kalt, gleichgültig und unempfindlich, wodurch andere gewaltig bewegt und getrieben werden; aber das Wahre, das Gute, das Schöne und alles, was mit diesen Gütern in Verbindung steht, macht auf mich einen starken, bleibenden Eindruck. Diese Güter sind die Quellen meiner Freuden, meiner Leiden. So bin ich einmal — und so will ich bleiben! Ich habe meine eigne Lust, und meinen eignen Schmerz!

Den 51. Mai.

Ich weiß nicht, ob das bei Dir auch so ist: jede tiefergreifende Freude und Trauer erregt bei mir den Gedanken des Todes. Ach! der Mensch kann sich auf Erden nicht vollkommen freuen! Die reinste Seelenentzückung hat noch irdische Schlacken; der höchste Jubel unseres Herzens ist mangelhaft und unvollendet. Wenn die Seele zum Höchsten dieses Lebens emporgetragen ist, hat sie das lebendigste Gefühl der Begrenzung und Beengung, in welche unser irdisches Dasein eingeschlossen ist, und fühlt sich daher unbefriedigt. Sie wünscht dann diese Schranke durchbrochen, damit sie die ihr würdige Freude ganz ungemischt und dauernd genießen könne. So stellt sich in dem höchsten Erdenglück, in der vollsten Lebensfreude besänftigend, mäßigend der Gedanke und die Sehnsucht des Todes ein. Auch beim Besten, was uns diese Erde geben kann, fühlt sich unser unsterblicher Geist, welcher aus einem frühern Leben Ansprüche an eine unbegrenzt reine und makellose Freude mit in dieses gebracht hat, noch nicht vollkommen befriedigt, und einer herrlichen Trauer voll, daß auch das Beste noch nicht ganz gut ist, wünscht er sich dann hinaus aus diesem Leben in das andere, wo er zuverlässig und sicher das zu finden hofft, was er hier vergebens sucht — eine ihm vollkommen genügende und seiner ganz würdige Freude.

Ich meine daher, der Besitz des Besten, Schönsten, Edelsten, was es für den Menschen giebt, wird immer mit einem Schmerzgefühl der Mangelhaftigkeit und Begrenztheit und daher mit einer warmen Sehnsucht nach

dem ewigen Leben verbunden sein. Heiter ernste Todessehnsucht in dem vollsten, höchsten Erdenglück!

Schon als froher Knabe hatte ich diese tiefere Gemüthsstimmung. Ich hatte keinen liebern Gedanken, denn in der Jugend aus dem vollsten Lebensgenuß hinaus zum Vater zu gehen. Und auch jetzt noch ist es die tiefste Ueberzeugung meines Gefühls: Es ist schön, für die Idee zu leben; aber schöner, für die Idee zu sterben. Ich weiß mir keine höhere Freude zu denken, als die Freude eines solchen Todes. Wer sich dieser Freude theilhaftig gemacht hat, hat sich am besten für die ewige vorbereitet. —

Wer auf diese Weise den Tod lieb gewonnen hat, sieht Manches auf eigne Weise an in der Welt, und anders, als gewöhnlich. Ich weiß es aus eigner Erfahrung. Daß ich bei großen Ereignissen des Lebens die Geistesruhe behaupten werde, kann ich nicht versichern; daß ich aber ruhig und gelassen sterben werde, wenn nur körperlicher Schmerz oder Schwäche mir das Urtheil nicht bricht, meine ich sagen zu können.

Zu sterben, ist leicht, aber zu leben — das ist das Schwere! — Also mit Todessehnsucht im Herzen hinein in das rastlos thätige Leben! durch schöne, kräftige Thaten den unsterblichen gottähnlichen Geist geltend gemacht, in hoher Freude und tiefem Schmerz!

Den 10. Juni.

Glücklich der Mensch, der ein geistiges Amt hat, in das er sich selbst hinübertragen kann. Ich lehre jetzt mit einem Eifer, einer Wärme, einer Begeisterung, die meine Collegen in Erstaunen setzt, und meinen trockenen Collegen L., der alles Gute läugnet und mir im Herzen Feind ist, sagen ließ, ich würde dieß nicht lange so fortsetzen. Ich leite den Strom des Gefühles, der eigentlich nach ihr, nach ihr hindrängt, ich leite ihn in meinem Unterricht ab. Ich gebe meinen Schülern das Beste, was ich habe. Sie müssen gedeihen in einem solchen Lichte, in einer solchen Wärme.

Ich habe bei mir diese Knaben, diese angehenden Jünglinge schon oft glücklich genannt, daß sie einen Lehrer haben, der es so redlich mit ihnen meint, der mit solcher Liebe an ihnen hängt, der sein innerstes, tiefstes Seelenbedürfniß dadurch lindert und heilt, daß er alles Mögliche für sie thut, der sich, so oft er es kann, in diese reinen, freien, ungetheilten Seelen versetzt, damit er sich selbst vergesse, damit es ihm in ihrem Leben wohl werde,— schon oft habe ich in meinem eiteln Stolze meine Schüler glücklich genannt, daß sie mich zum Lehrer haben. Sie hängen auch mit einer außerordentlichen Liebe an mir; ich liebe sie, wie meine Kinder. Was habe ich auch sonst noch? Die Wissenschaft und meine Schüler. Zwischen diesen beiden Polen wogt und fluthet mein Leben. Was mir die Wissenschaft nicht giebt, müssen mir meine Schüler geben.

Oft führe ich Einzelne, bisweilen die ganze Classe, mit der ich es vornehmlich zu thun habe, aus der Stu-

benluft und dem Schulstaub hinaus in die freie Gottesnatur. Ich habe schon herrliche, genußreiche Spaziergänge und Ausflüge mit ihnen gemacht. Könnte ich nur das Leben so aufgreifen, wie es da liegt, so kräftig, frisch und leicht, wie diese Knaben; suchte mein Kopf und mein Herz nur nicht hinter Allem etwas Anderes. Ich wäre viel glücklicher — aber dann wäre ich nicht mehr ich selbst.

Noch Ein Mangel ist mir auf diesen Excursionen oft nahe getreten. Unsere Schule und unser ganzer Unterricht, unsere meisten Lehrgegenstände liegen dem Leben so ferne. Es hält so schwer und ist zum Theil unmöglich, unsern Schülern das, was sie in der Schule treiben und lernen, im Leben lebendig, anschaulich zu machen, es in ihre Spiele, ihre Unterhaltungen, in das zu verflechten, was das Jünglings- und Knabenalter bewegt und treibt. Diese Erfahrung hat allerhand Bedenklichkeiten und Zweifel in mir wach werden lassen.

Den 17. Juni.

Seit langer Zeit schon ist es in unserm Kränzchen, unter uns Freunden ein Hauptgegenstand der Unterhaltung, auf welchen unser Gespräch immer wieder von neuem zurückfließt, der uns am stärksten interessirt, wie wol dem Gemeingeist unter uns aufzuhelfen sei, welche Mittel wir treffen müßten, um das geistige, sittliche Leben unter unsern Mitbürgern zu veredeln. Wir sagen es einander und stimmen Alle darin überein, daß es deßwegen so

schlimm unter uns stehe, weil kein gemeinschaftliches Interesse unter uns lebe, für welches Jeder thätig sein könne. Die Gesetze und Einrichtungen seien gut genug, aber es fehle der diese Formen erfüllende Geist. Jeder von uns ziehe seine Kenntnisse, sein Talent, seine Geschicklichkeit, seine Lust und Freude auf sein Privatgeschäft, auf seine Familie zurück, und daher komme es, daß alles Oeffentliche vom Volks- und Bürger-Geist und Antheil verlassen dastehe, indem jeder, der nicht Beamter sei, beinahe seine ganze Kraft und Zeit seinem Erwerb, seinem Hause, seinen Privatangelegenheiten zuwende. Daher trenne sich die Theilnahme der Bürger von Tag zu Tag mehr von allem Oeffentlichen. Man gebe dem Staat nur, was man ihm zu geben gezwungen sei, und dieß mit Widerwillen, und diene ihm nur dann, wenn er bezahle. So werde der Zwiespalt und die Entfernung des Einzelnen von dem Oeffentlichen größer und größer, denn Jeder schätze sich glücklich, wenn er mit dem Staate so wenig als möglich zu thun habe. Statt daß jeder Bürger die Sache des Vaterlandes zu der seinigen mache, setze Jeder seine Siebensachen und seine Sippschaft dem Staate entgegen und meine, er habe sein Möglichstes gethan, wenn er seine Habe, sich und die Seinigen vor dem Staate sichere. Daher zersplittere sich die Volkskraft in lauter einzelne, kleine Privatinteressen, die nur durch Zwang und die Noth zusammengehalten würden. So lange es aber so stehe, fehle der Gesellschaft just die geistige Kraft, die ihr abgewendet sei, und sie habe keine Garantie der Dauer und Entwickelung in sich selbst. Die Verwirklichung der einzig bedeutenden Ziele des Lebens, des Wah-

ren, Guten und Schönen, sei eine Aufgabe der ganzen Gesellschaft, nicht Einzelner, könne nur durch das Zusammenwirken möglichst Vieler allmählich erreicht werden. Wenn auch der Einzelne dem Gemeinschaftlichen, Ganzen keinen Vortheil, keinen Gewinn durch seine thätige Theilnahme bringe, so bringe doch diese Sorge dem Theilnehmenden selbst Gewinn. Denn jeder, welcher sich über das enge Familieninteresse hinaus für die Wohlfahrt Aller interessire und sein Interesse bethätige, werde eben dadurch edler, uneigennütziger, erhebe sich zu einer freiern umfassenderen, weitern Ansicht des Lebens. Jeder habe sein Privatinteresse, worin er lebe und leben solle, und Keiner könne verlangen, daß der Andere sich um solche Privatdinge besonders bekümmere; außer diesen Privatzwecken aber gebe es auch einen öffentlichen, gemeinsamen Zweck der Gesellschaft. Dieser sei das Leben der Gesellschaft. Sie lebe aber nur dann, wenn sich alle Mitglieder derselben um diesen öffentlichen Zweck bekümmerten. Wo nicht, so sei die Gesellschaft todt, während nur die Glieder nothdürftig ihr einzelnes Leben fristeten; denn es fehle dann das Band, welches sie zusammenhalte. Jeder fühle sich dann nur in seinem Einzelleben, aber sein Einzelleben nicht im Ganzen. Die öffentlichen Zwecke müßten daher durch alle Herzen einer Gemeine gehen und eines dem andern, alle der Gesellschaft verbinden. Nur wo sich die Mitglieder eines Vereines durch solche höhere, allgemeine Zwecke einander verbunden fühlten, finde ein wahrhaft geistiges geselliges Zusammenleben und eine sichere Geistesentwickelung sowol des Ganzen, als auch dadurch des Einzelnen statt. Bei fehlendem

Gemeinzweck lebten die Menschen nur neben einander und kämen mit einander nur dann in Berührung, wenn sie einander brauchten, geistig aber fühlten sich nicht einmal Etliche, geschweige denn Alle im Vereine verbunden.

Ueber diese und ähnliche Ansichten waren wir, wie gesagt, längst einverstanden, und wir fragten uns nun: Wäre es möglich, in unserer Stadt Gemeingeist hervorzurufen, und dadurch veredelnd auf das bürgerliche und gesellige Leben einzuwirken? Wäre es möglich, allgemeine Zwecke in der hiesigen Stadt geltend zu machen, an denen Jeder oder Viele warmen Antheil nähmen, wofür Jeder wirken könnte? Solch' Ein edeler Zweck, von Vielen lebhaft ergriffen und festgehalten, welche geistige Bewegung, welche Annäherung über die engen Privatinteressen hinweg zur Geistesgemeinschaft müßte er hervorbringen! wie viel edeln Saamen müßte er in die Seelen streuen! wie würde er das gesellige Leben in Anspruch nehmen und veredeln! Wer Viele nach einem edeln Zwecke streben sieht, wird zu gleichem Streben veranlaßt, und wenn der Zweck auch nicht vollkommen erreicht wird, so äußert das Streben selbst auf den Menschen einen wohlthätigen Einfluß, und ist deßwegen nie vergebens. Wenn mehrere zusammenstreben, wird das Ziel nicht nur eher erreicht, sondern das Streben des Einzelnen wird erhöht und gesteigert. Soll ein geistiges Gut sicher errungen werden, und der Einzelne ein dauerndes, inniges Interesse dafür erhalten, so muß sich dasselbe der Gemeingeist zum Ziel gestellt haben.

Wie fangen wir es an, um den Gemeingeist lebendig zu machen? welche edle Ziele halten wir ihm vor?

So fragten wir uns. Unsere Einwirkungen durch das gesellschaftliche Leben fanden wir unzulänglich. Wo wir in Gesellschaften zugegen sind, gelingt es uns meistens, einen höhern Schwung, größere Bewegung in sie zu bringen. Wo wir aber nicht zugegen sind, bleibt Alles beim Alten. Manche junge Leute gehen auf unsere Ansichten ein und möchten uns wol unter die Arme greifen, um ein besseres, schöneres geselliges Leben herbeizuführen, aber sie haben entweder die Bildung nicht, um bedeutend fördernd einzuwirken, oder sie sind zu bescheiden und furchtsam. Die ältern Männer dagegen widersetzen sich der Neuerung, welche, wie sie sagen, einige fremde Männer unter ihnen, den ansäßigen Bürgern, einführen wollen, zum Theil mit großer Heftigkeit, und wir haben gemerkt, daß wir in manchen Gesellschaften und Häusern nicht mehr oder nur selten zugezogen werden, wo wir sonst gern gesehen waren. Lassen sich Andere unsere Versuche auch mehr gefallen, so thun sie doch nichts für uns. Auch die Frauen hangen, wie wir hierbei die Erfahrung gemacht haben, mehr, als billig an gesellschaftlichen Gewohnheiten. — Wir sahen, daß unser bisheriges Wirken keinen rechten Rückhalt und keine Einheit hatte. Wir wollten daher zwar darin fortfahren, waren aber überzeugt, daß diese Bestrebungen einen festen Mittelpunkt haben müßten.

Endlich nach langem Berathschlagen kamen wir darin überein, aus den geachtetsten Männern der Stadt einen Bürgerverein zu gründen, zur Beförderung der städtischen Wohlfahrt. Dieser Verein soll sich hauptsächlich mit der Jugendbildung, dem Wohlthätigkeits- und Armenwesen

beschäftigen, und den Wohlstand und die Geistesbildung der Bürger, besonders aber den Gemeingeist auf alle Weise befördern. Wir machten die angesehensten Bürger der Stadt namhaft, und Jeder von uns wählte sich eine größere oder kleinere Anzahl, zu denen er hingehen und welchen er unsere Idee mittheilen wollte. Wir gingen diesen Abend mit den schönsten Hoffnungen auseinander! —

Ich hatte den Banquier auf mich genommen, den wir als den reichsten Mann der Stadt, der in allgemeiner Achtung steht, und nach dessen Beispiel sich Viele richten würden, durchaus nicht entbehren konnten. Ich ging mit der größten Hoffnung zu ihm, denn ich hatte ihm häufig meine Wünsche, meine Ideen, meine Klagen im Allgemeinen mitgetheilt, und hatte Beifall und Bestätigung bei dem edeln Manne gefunden. Ich trug ihm nun unsern Plan, einen städtischen Bürgerverein für das Gemeinwohl zu stiften, mit der größten Wärme und Begeisterung ganz ausführlich vor, und bat ihn um seinen Beitritt, seine Mitwirkung, seine Unterstützung. Wir saßen am Tisch, uns gegenüber die Tochter des Hauses am Fenster, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Das dürre Männchen hörte mich mit großer Verwunderung und Theilnahme an, ohne mich zu unterbrechen und ohne das Gespräch fortzuführen, wenn ich bisweilen eine Pause machte; wurde aber immer ruhiger und gleichgültiger, je begeisterter ich sprach. Bisweilen zuckte ein halbironisches Lächeln durch sein gefurchtetes, blasses, hageres Gesicht. Es ward mir unwohl; ich sah zu Julie hin. Sie sah so theilnahmslos zu mir herüber, wie wenn von dem

gleichgültigsten Gegenstand die Rede gewesen wäre, grüßte die Vorübergehenden, öffnete das Fenster, schäkerte mit einigen Freundinnen, die sie ans Fenster rief und lachte sogar einigemal, als ich mit der größten Begeisterung sprach, ganz laut. Ich ergriff in peinlicher Verlegenheit die Hand des Banquier und sagte: „Lieber Freund! lassen Sie mich nicht länger ohne Antwort! Schließen Sie sich an uns an! Befördern Sie mit Ihrer Erfahrung, mit Ihrem Einfluß eine Unternehmung, welche vielleicht unserm bürgerlichen Leben aufhelfen wird."

Er antwortete: „Die Idee, welche diesem Plan zu Grunde liegt, ist schön; aber der Plan selbst ist ganz unreif und unentwickelt. Und wäre der Plan auch noch so gut, er kann in unserer Stadt nicht ausgeführt werden."

Wie so? Warum nicht ausgeführt?

„Ich kenne die Menschen. Ich habe es so lange mit ihnen zu thun gehabt. Ich weiß, was sie für Bedenklichkeiten haben, wie träg und lau sie sind, wenn nur die geringste, ganz bestimmte Sache für das Gemeinschaftliche durchgeführt werden soll. Für solche allgemeine Ideen aber sind die Meisten unempfänglich, und wenn auch Einer und der Andere etwas davon ahnet, so will er Nichts dafür thun."

Aber fünf Männer, aus denen unser Kränzchen besteht, sind für diese Ideen ganz und gar eingenommen; und wenn Sie nun beitreten, werden auch andere Bürger der Stadt uns folgen. Sie werden ein Antrieb für Viele sein.

„Lassen Sie sich durch Ihre Hoffnungen nicht täuschen. Sie fünf sind lauter junge Männer und alle

Fremde; Sie haben wenig Einfluß. Und wenn ich auch beiträte, ich wüßte kaum Einen, welcher meinem Beispiel folgte."

Lassen Sie uns den Versuch machen!

„Ich mag nichts versuchen, wovon ich die feste Ueberzeugung habe, daß es nicht ausführbar ist."

Dieß kann man aber nie fest wissen.

„Man muß wenigstens bei solchen Versuchen guten Muth und Hoffnung haben, sonst soll man nichts anfangen. Aber diese habe ich nicht."

Wie wollen Sie denn unserm bürgerlichen, städtischen Leben aufhelfen? Sagen Sie uns ein anderes Mittel! Sie sagen ja selbst, daß unser öffentliches Leben darniederliege, weil alle unsere Einrichtungen, Gesetze und Verfügungen vom Gemeingeist der Bürger ganz verlassen seien. Sie sagen selbst, daß auch das Leben der Einzelnen und der Familien verkümmern müsse und sich nicht edel und großartig entwickeln könne, wo es mit dem öffentlichen Leben so schlecht bestellt sei, als bei uns. Was ist nun zu thun? Die Regierung kann dem auch bei dem besten Willen nicht abhelfen. Sie kann nicht befehlen: Ihr Bürger, ihr sollt Gemeingeist haben! Dieser Gemeingeist muß durchaus von den rechtlichsten, geachtetsten, einflußreichsten Bürgern selbst ausgehen, und von diesen sich allmählich über den übrigen Theil des Volkes verbreiten, damit ein sich aufopfernder, thätiger Gemeingeist nach und nach unter uns Sitte und Gewohnheit werde. Wie aber ist ein solcher Geist herbeizuführen, der eigentlich allein die Seele und das wahre Leben des Staates ist, welcher jeden Einzelnen zur Tüchtigkeit und

zu schönen Handlungen für seine Mitmenschen antreibt, welcher auch dem Familienleben eine höhere Beziehung giebt, und bewirkt, daß das gewöhnliche Treiben der Menschen nicht flach, schaal und seicht wird, sondern ein höheres, veredelndes Interesse hat, welcher den Einzelnen über seine Engherzigkeit, seinen Eigennutz emporträgt zur thätigen Menschenliebe, zu einer weitern Betrachtung und einem freiern Gefühl des Lebens?

Ohne auf meine Frage zu antworten, sagte der Banquier:

„Wenn auch hinlänglich guter Wille und Interesse für ein solches Project vorhanden wäre, so fehlt das Geschick. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie ungeschickt, wie unbehülflich, wie linkisch sich sonst ganz verständige Männer benehmen, sobald von der geringsten öffentlichen Angelegenheit die Rede ist, wie den Meisten beinahe alle Einsicht für das, was dem Gemeinwohl dient, abgeht. Für sein Geschäft, sein Hausweſen hat Jeder noch Geschick und Takt genug; wird er aber in eine weitere Sphäre gehoben, da weiß er sich nicht mehr zu benehmen. Es findet sich in unserer Zeit beinahe gar kein politischer Verstand. Ueber fernliegende, ganz über unsern Gesichtskreis hinausgehende politische Gegenstände wagt Jeder seine Stimme abzugeben; gilt es aber, Vorschläge zu thun, wie irgend eine bestimmte öffentliche Angelegenheit unserer Stadt befördert, erreicht werden könne, da schweigen die Meisten von denen, welche die besten Plane zur Befreiung Griechenlands u. a. machen, oder sprechen dummes Zeug. Mit solchen Menschen läßt sich Nichts anfangen.“

Aber der politische Verstand wird sich zugleich mit dem Sinn für das Oeffentliche nach und nach ausbilden. Die Uebung hat Viele unter uns in ihrem Geschäft und Hauswesen ein sicheres Urtheil gewinnen lassen; dieselbe Uebung wird auch das Urtheil über öffentliche Angelegenheiten sicher und fest machen.

„Glauben Sie das nicht! An sein Geschäft verwendet Jeder den größten Theil seiner Zeit und seine vollste Kraft, und bringt in dasselbe eine Masse schon in seiner Jugend gesammelter Kenntnisse mit. Wie wollen Sie aber annehmen, daß der, welcher von der Tagesarbeit ermüdet und abgespannt ist, sich in seinen Mußestunden, in kurzer Zeit, die Kenntnisse erwerben werde, welche erforderlich sind, um für das Gemeinwohl einer Stadt mit Erfolg zu wirken?“

Auf diesem Wege kommen wir zu keinem Resultat! — Hören Sie mich! Dadurch daß wir einen solchen Bürgerverein bilden, daß wir häufig zusammenkommen, und uns über die öffentliche Wohlfahrt der Stadt berathen, unsere Ansichten, Vorschläge einander austauschen, das Eine und das Andere unternehmen und versuchen, — durch alles dieses wird eben der Gemeingeist unter uns geweckt, belebt und erhöht, und dieß ist es ja, was wir wollen. Gewiß! dieser Verein wird die Quelle eines segensvollen Gemeinsinnes für die ganze Stadt, die ganze Gegend werden, andere Städte werden unserm Beispiel folgen, überall werden solche Vereine entstehen, und es wird sich durch Deutschlands Gauen ein bewegteres, kräftigeres öffentliches Leben ergießen, welches die besten Kräfte und Talente in seinen Strom ziehen wird.

„Ueberlassen Sie sich keinen solchen phantastischen Aussichten. Wenn wir etwas ausführen wollen, müssen wir nicht unsere Neigung, sondern den besonnenen Verstand zu Rathe ziehen. — Ich will Ihnen nur noch Eins einwenden. Sie tragen mir hier einen Plan vor, das Gemeinwohl zu fördern! Auf welchen Theil des Gemeinwohls ist es aber abgesehen? Wenn der beabsichtigte Verein nur ganz im Allgemeinen auf das Gemeinwohl zusteuert, so verliert sich seine Thätigkeit gewiß ins Blaue und er erreicht nichts, indem er zu Viel will. Er muß sich also einen bestimmten Zweck, ein besonderes Ziel stellen. Welches soll dieses sein? Das Armen- und Wohlthätigkeitswesen? Da werden die Geistlichen Hindernisse in den Weg legen, welche die Verwaltung der Armenfonds nicht aus ihren Händen geben werden, ungeachtet sie für die richtige Führung des Armenwesens gar kein Geschick und keine Kenntnisse haben. Auch widerstreben einem solchen Einwirken die Confessionsverschiedenheiten. Die Katholiken wollen den Evangelischen, diese jenen nichts von ihren Fonds zufließen lassen. Aber auf Confessionen könnte doch dieser Bund keine Rücksicht nehmen. Die Erziehung der städtischen Jugend? Da wird das öffentliche Unterrichtswesen und das Familienleben in den Weg treten, und ich sehe auch nicht, wie in dieser Sphäre bedeutend gewirkt werden könnte! Oder soll sich der Verein zur Sittenaufsicht über das Betragen der Bürger, unser Gesellschaftsleben und das Familienleben aufwerfen? Ein solches Unternehmen würde belacht werden, und uns als Schwärmer hinstellen. Oder sollte der Bürgerverein sich in seiner Wirksamkeit dem

Zufall überlassen, und überall nachhelfen, verbessern, wo sich Etwas zeigte? Dann würde er in Vielem Etwas, im Ganzen Nichts leisten; die einheitliche Idee seiner Thätigkeit wäre verschwunden, und er würde auf jeden Fall nicht dazu dienen, das herbeizuführen, was allein das Wünschenswertheste wäre: städtischen Gemeingeist."

Ich widerlegte von diesem, was ich konnte. Aber überall setzte mein Unterredner meinen Ideen seine Erfahrung, meiner Wärme seine Kälte gegenüber. Endlich sagte ich: So treten Sie denn unserm Vereine des Beispiels wegen bei, wenn Sie auch nicht überzeugt sind, daß unsere Pläne alle ausgeführt werden können. Setzen Sie sich dem Guten, welches wir bewirken wollen, nicht entgegen.

Er antwortete: „Das ist gegen meine Grundsätze. Ich werde mich nie einer Unternehmung hingeben, von deren Unausführbarkeit ich ganz und gar überzeugt bin — am wenigsten zum bloßen Schein."

Ich war im Eifer des Gespräches von meinem Sitze aufgestanden und stand nun bei den letzten Worten des Banquier betroffen da. „Bitten Sie Ihren Vater für mich", sagte ich in einer plötzlichen Anwandlung des begeisterten Eifers, indem ich mich schnell umwandte, und die Hand der Julie ergriff. Ihr Gesicht glühte, ich hielt die warme Hand gefaßt. „Bitten Sie für mich! Einer solchen lieben, schönen Tochter kann der Vater Nichts abschlagen."

„Er wird es doch thun", sagte diese. „Ich kenne meinen Vater. — Aber Ihre Idee ist nicht ausführbar!"

„Meinen Sie dieß auch?“ sagte ich, indem ich meine Hand aus der ihrigen zog.

Der Banquier hatte seinen Sitz verlassen. „Junger, edler Mann“, sagte er in gerührtem Ton, indem er seine Hand auf meine Schulter legte, „Sie kennen die Welt nicht! O wäre sie so schön, als Sie sie im Herzen tragen!“

„Sollten die“, antwortete ich, „welche in der Idee vereinigt sind, sich nicht auch im Handeln vereinigen?“

„Lassen Sie uns“, antwortete der Banquier, „so lange dieses unmöglich ist, wenigstens in unserer Gesinnung verbunden bleiben.“

Es war Abend geworden; ich hatte meinen Hut ergriffen; Vater und Tochter begleiteten mich bis zur Thüre. „Kommen Sie bald wieder!“ sagte Julie mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme.

Ich war wunderbar bewegt und erschüttert. Ich ging durch die Dämmerung, hinaus aus der Stadt, und dort unter dem Blüthenbaum, auf dem bekannten Rasensitz, Nachtigallenschlag über mir und in mir vereitelte Lieblingsträume, eine ungestillte Sehnsucht, saß ich lange, in mich selbst verloren, unglücklich glücklich, freudig betrübt. „Kommen Sie bald wieder!“ tönte es mir in den Ohren, in der Seele, rieselte es mir durch alle Nerven. Ich drückte die Hand, welche die ihrige umfaßt hatte, an meine Lippen. Die Gedanken vergingen mir: ich war Gefühl und Liebe! —

Den 18. Juni.

Guter Gott, sagte ich oft früher, gieb meiner Kraft einen Wirkungskreis. Lieber Himmel, sage ich jetzt, gieb meinem Gefühl einen Gegenstand.

Den 19. Juni.

Von wie vielen Seiten wird mein Leben angeregt! in wie viele Interessen geht es auseinander. O Gott! laß mich endlich aus diesem Drängen und Treiben, diesem Wollen und Wünschen, diesem Streben und Wirken als ein gediegener Mann hervorgehen! Verbinde Du Alles, was mich jetzt bewegt und durcharbeitet, zu einem zusammenhängenden, großartigen Ganzen. Ich weiß nicht, wie ich all' Dieses fügen und legen soll, damit ein schönes Gewebe des Lebens entstehe.

Den 22. Juni.

Das Ziel meines Lebens ist ein großes und erhabenes; für ein Kleines und Geringes sich so abzumühen, so zu ringen und zu wirken, wäre lächerliche Thorheit, Wahnsinn.

Den 30. Juni.

Wir Freunde kamen zusammen und statteten uns über das Resultat unserer Werbungen für unsern projektirten Bürgerbund Bericht ab. Eigentlich waren nur

Nolten, Sabel und ich auf Werbung ausgegangen. Ernst hatte das Geschäft von sich abgelehnt: er hat das Hemmende und Störende des mangelnden Gemeingeistes noch nicht so, wie wir, durch bittere Erfahrungen kennen gelernt, und Dahlheim sagte, er würde sich wol hüten, sich von den Leuten, indem er sie bäte, vernünftig zu sein, überall mit seiner Bitte abweisen zu lassen.

Unsere wechselseitigen Berichte waren nicht erfreulich, fast alle niederschlagend. Einige der Angegangenen hatten den Antrag geradezu abgelehnt, andere hatten sich auf verschiedene Weise entschuldigt, andere endlich hatten erklärt, sie wollten die Sache vorerst absehen, aber beitreten, wenn sich der Verein gebildet hätte und ihnen zufiele. Nur wenige hatten sich bereitwillig erklärt, und unter diesen waren just einige, an denen uns eigentlich gerade weniger, als an allen Andern gelegen sein konnte, weil sie sich durch Einsicht und Kraft nicht sehr auszeichneten, wenig Erfahrung hatten, oder auch keines ausgezeichneten Einflusses unter ihren Mitbürgern genossen. Dieser kleine Zuwachs von gutgesinnten Männern war dankenswerth und mußte an uns gezogen werden, reichte aber zur Verwirklichung unseres Planes nicht hin.

Wir sannen hin und her, was nun anzufangen sei. Mein College Sabel sah das ganze Unternehmen schon als mißglückt und abgethan an; Nolten und ich aber drangen darauf, man müßte sich durch diesen ersten mißrathenen Versuch nicht abschrecken lassen. Endlich ward verabredet, wir wollten die sogenannten Honoratioren der Stadt in der Aula unserer Anstalt zusammenkommen lassen, und daselbst sollte ich in einer Rede die Unentbehr-

lichkeit des Gemeingeistes für eine rechte Jugenderziehung darstellen. Eine ausführliche Rede würde den Bürgern das Verständniß unserer Absicht eröffnen, und sie vielleicht für unsere Idee begeistern.

Ich bat zuerst unsern Director, mir die Aula zu einem Vortrag über die öffentliche Erziehung einzuräumen. Der schwache Mann, welcher seit vielen Jahren ganz unter der Leitung des L. gestanden hatte, ließ sich jetzt auch durch mich lenken: er folgte nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Charakterlosigkeit. Jetzt ließen wir eine Einladung in das hiesige Wochenblatt einrücken, und hingen auch eine geschriebene Aufforderung, sich an dem bestimmten Tage in der Aula einzufinden, in dem Gesellschaftssaale auf. Die Aula war von Menschen, welche neugierig der seltsamen, neuen Einladung gefolgt waren, dicht vollgedrängt. Ich trat auf den Kathheder und hielt folgende mit Bedacht ausgearbeitete Rede.

Ueber die Unzulänglichkeit unseres öffentlichen Unterrichts und unserer häuslichen Erziehung nebst einem Vorschlag.

Hochzuverehrende Anwesende!

Wer einen wichtigen Vorschlag für eine hochheilige Sache zu thun hat, darf auf Nachsicht Anspruch machen, wenn er etwas Außergewöhnliches unternimmt. So hoffe auch ich bei Ihnen Verzeihung zu finden, daß ich Sie zu

einer ungewöhnlichen Zeit versammelt habe. Soll denn dieser große, schöne Saal nur Ein Mal des Jahres zu einer öffentlichen Prüfung benutzt werden, die ganze übrige Zeit aber ungebraucht und leer stehen? Soll nicht ein jeder Lehrer, ja jeder achtbare Bürger das Recht haben, die gebildeten Männer und Frauen der Stadt hier zu versammeln, so oft er zu ihnen ein belehrendes und ermahnendes Wort über die Erziehung und Bildung ihrer Kinder sprechen möchte, so oft er einen bedeutenden, sich darauf beziehenden Vorschlag zu thun hat? Und sollten die Bürger nicht gerne der Einladung folgend hier zusammenkommen, um durch wechselseitige Belehrung und Ermahnung sich immer mehr über die große Aufgabe der Erziehung zu verständigen, sich aufzuklären über ihr eignes Thun und Lassen, ihre Handlungsweise und Ansichten unter einander immer mehr auszugleichen und in Uebereinstimmung zu bringen, damit wir zur Bildung des aufblühenden Geschlechts und zu unserer eignen Bildung — denn wer von uns möchte sagen, der weitern Ausbildung nicht mehr zu bedürfen? wer möchte sich unbildbar nennen wollen? — immer geschickter, eifriger und aufgelegter werden?

Ist es also ein Unrecht, eine Entweihung dieser Aula, daß ich Sie zur ungewöhnlichen Zeit und auf eine ungewöhnliche Weise hier versammelt habe? Nein, das ist eine Entweihung, daß unsere Schulsäle beinahe allenthalben nur ein oder zweimal des Jahres gebraucht werden, und sonst leer stehen, als wenn es das ganze Jahr kein Wort zu sprechen, zu hören, zu verhandeln gäbe über geistige, reinmenschliche Bildung, als an dem Tag des

Examens? Wenn die Erziehungskunst ein lebendiges Werk des Lebens ist, welches also auch nur im Leben und gemeinschaftlich ausgebildet werden kann: so ist es unverantwortlich, sich nicht häufig in diesem Saale zu versammeln, um über diese Kunst Rath, Lehre, Ermahnung und Begeisterung zu geben und zu empfangen.

Der Zweck, warum ich Sie heute versammelte, ist die Mittheilung eines Vorschlages, von dessen Verwirklichung ich für die bessere Gestaltung unserer städtischen Erziehung den größten Nutzen erwarte.

Ehe ich Ihnen aber diesen Vorschlag darlege, muß ich eine allgemeine Behauptung, welche Ihnen allen vielleicht höchst auffallend sein wird, vorausschicken und gründlich beweisen, weil von der Annehmlichkeit dieser Behauptung die Gültigkeit meines Vorschlages abhangt.

Es wird gewöhnlich angenommen, daß die Schulbildung für sich mangelhaft sei, und es wird daher die Forderung aufgestellt, daß die häusliche Erziehung ihr ergänzend zur Seite treten und in Uebereinstimmung mit ihr wirken solle. Durch die genaue Zusammenwirkung der Schulerziehung und der häuslichen Erziehung hofft man das Ziel einer ebenmäßigen Geistesbildung zu erreichen.

Ich behaupte dagegen: Diese Forderung ist ganz unzulänglich, und diese Annahme ist ganz falsch. Es ist nämlich unmöglich, eine vollkommene Uebereinstimmung des Hauses und der Schule zu Stande zu bringen, und wenn eine solche auch zu Stande gebracht werden könnte, so reichte diese Zusammenwirkung selbst nicht hin, treffliche Männer zu bilden. Diese Sätze will ich beweisen, wenn ich vorher, vielleicht für Viele zum Ueberfluß nach-

gewiesen haben werde, daß noch weniger die Schule für sich etwas Vollständiges leisten könne. Denn auch dieß wird noch von Vielen bezweifelt, oder es wird doch von vielen Eltern und Mitbürgern so gehandelt, als wenn es sich von selbst verstände, daß die Schule die Verpflichtung, den ganzen Menschen zu erziehen, auf sich habe.

Aber entziehen Sie mir Ihre Aufmerksamkeit nicht, h. A., denn ich beabsichtige es nicht, schöngefügte Worte zur bloßen verständigen Betrachtung oder zur flüchtigen Rührung des Gemüthes zu einer künstlichen Rede zu verbinden; sondern ich will Ihnen in kunstloser Darstellung Wahrheiten auseinanderlegen, welche in das Handeln eines Jeden von uns stündlich und vielgestaltig eingreifen können, und von deren Anerkennung und Bethätigung die Wohlfahrt des kommenden Geschlechtes, wie ich glaube, vielfach bedingt ist.

Die erste Aufgabe also war, daß die öffentlichen Schulen auch in ihrer größten Ausbildung die Aufgabe der Erziehung zu lösen, unfähig seien.

Hier wage ich es den Vielen auffallenden Satz auszusprechen: Die Schulen als solche sind ihrem eigenthümlichen Wesen nach nichts Anderes, als Unterrichtsanstalten, und können nichts Anderes sein. Ich unterscheide aber ein Unterrichten, welches die allgemeine Ausbildung des Menschen bezweckt und von ihr ein Theil ist, und ein Unterrichten, welches lediglich ein bestimmtes Lebensgeschäft im Auge hat, und dazu den Menschen tauglich machen will. Das Letztere ist eher ein Abrichten, ein Dressiren zu nennen; der bildende, erziehende Unterricht

aber, und er allein, ist das Eigenthum der öffentlichen Schulen.

Sonst können die Schulen, behaupte ich, nichts Bedeutendes thun, als bildend unterrichten. Den Schulen ist nämlich die allein eigenthümliche und nothwendige Aufgabe gestellt: das Erkenntnißvermögen, — Gedächtniß, Einbildungskraft, Verstand, Vernunft, — auszubilden.

Wie, wird man sagen, so niedrig willst du die öffentlichen Schulen stellen? einer so gemeinen Ansicht huldigst du? und in unserer Zeit, wo man sich bis zur Idee hinaufgeschwungen hat, daß die Schule den ganzen Menschen, also auch Gemüth und Thatvermögen, gleichmäßig zu entwickeln habe? —

Ich sage ruhig und getrost, indem ich die Wahrheit auf meiner Seite zu haben glaube: Diese ganze Idee ist eine Träumerei und Selbsttäuschung; füge aber, um ja dieser Wahrheit bis in das Einzelne hinab treu zu bleiben, diesem meinem Ausspruche zwei aus der Sache selbst hervorgehende Beschränkungen bei.

Zuerst nämlich bildet der, welcher das Erkenntnißvermögen wirklich bildet, ohne daß er es will und beabsichtigt, mittelbar auch mehr oder weniger und einigermaßen die beiden andern Vermögen, Gemüth und Wille. Es machen nämlich sämmtliche Vermögen des Geistes eine durchgängig und organisch verbundene Einheit aus, was für sich klar ist und nicht bewiesen zu werden braucht. Deßwegen wirkt die Bildung Eines Vermögens auf alle andern; die irgend einem Theile gewordene Anregung verbreitet sich nothwendig und von selbst in Schwingungen über das ganze Geistesleben, ja pflanzt sich sogar auf

den mit ihm innigst verbundenen Körper hinüber. Diesen höchst wichtigen, obgleich bisher noch von Keinem in der Pädagogik geltend gemachten Satz weiter auszuführen, ist hier der Ort nicht. So viel aber ergiebt sich für unsern Zweck aus ihm, daß jeder Unterricht von selbst und nothwendig auch einen gewissen Einfluß auf Gemüth und Wille ausübe; daß diese Einwirkung aber unzulänglich sei, braucht eben so wenig bewiesen zu werden. Durch den Kopf allein ist noch Keiner reines Herzens und ein edler Mensch geworden.

Ferner sagt meine obige Behauptung nicht, der Lehrer solle nicht, so viel er es vermöge, auch auf Gefühls- und Willensbildung absichtlich einwirken. Sondern der Lehrer wirkt nicht nur, wie eben nachgewiesen worden ist, unabsichtlich (indem er das Erkenntnißvermögen bildet) auf Herz und Thatkraft; sondern ihm ist auch jede Gelegenheit willkommen, und er führt Anlässe herbei, wo er — absichtlich und mit Bewußtsein — auf diese praktischen Vermögen wirken kann. Aber auch hier ist seine Einwirkung durchaus mangelhaft, unvollständig und unsicher. Ich will diese, in unsern Tagen beinahe allgemein verkannte Wahrheit, nur an Einigen nachweisen. Erstens fehlt dem Lehrer schon die dazu erforderliche Zeit — besonders in unsern Tagen, wo sich die Unterrichtsgegenstände so sehr vermehrt haben — um den Schüler gemüthlich, und besonders um ihn genügend sittlich zu bilden. Denn die sittliche Bildung geht eigentlich von Uebung und Gewöhnung aus: diese anzustellen ist langwierig. Ferner scheint es schon an sich lächerlich, Gefühl und Handeln, welche dem Leben gehören, im Schulstaub

und in der Stubenluft bilden zu wollen. Endlich ist das Verhältniß des Lehrers zu dem Schüler so beschaffen, daß er nur Gelegenheit hat, einige sittliche Vorzüge aus dem Schüler herauszubilden, daß seine Einwirkung sich aber nicht unmittelbar, gestaltend und bildend auf alle praktischen Anlagen des Zöglings erstreckt. So kann der Lehrer den Schüler wol zur Ordnung, Regelmäßigkeit, Wahrhaftigkeit, Bescheidenheit anhalten — und auch nicht einmal diese Tugenden wird er ohne fremde Mitwirkung in ihm ganz einheimisch machen können — aber kann er ebenso ihn auch gewöhnen, gerecht, mäßig, uneigennützig zu werden?

Die Einwendungen, die man gegen diese Ansicht machen könnte, sind sehr geringfügig. Man sagt, der Geist der Schule müsse religiös sein, damit das Gemüth des Schülers eine religiöse Weihe empfange. Die Schule allein? Wehe dem Leben, wo nicht alle Leiden und Freuden, alle Thätigkeiten und Unternehmungen, ja alle Einrichtungen, Institute, Feste von dem Geist der Frömmigkeit beseelt, durchdrungen, erfüllt sind! Unser ganzes, ganzes Leben soll eine religiöse Weihe haben, aber der religiöse Geist soll vom Leben in die Schule, und kann nicht von der Schule ins Leben strömen. Noch nie ist ein Mensch durch Schulbildung religiös geworden. Wo das Leben irreligiös oder doch vom religiösen Geiste verlassen ist: da wird sich auch in den Schulen die Frömmigkeit nicht lange halten können, oder wird doch nicht gestaltend auf das Leben zu wirken vermögen. Die Schule kann die religiösen Gefühlsstimmungen wol anregen und begründen: sie lebendig zu erhalten und über das ganze

Dichten und Trachten des Menschen auszudehnen — also die Hauptsache — vermag nur das Leben. Für die Bildung des religiösen Gefühls hat also die Schule viel von dem Leben, das Leben wenig von der Schule zu erwarten. Ist der frömmere Geist in unserer Zeit von den Schulen — ist er von der Kirche, oder nicht vielmehr aus dem Leben in Kirche und Schule gedrungen?

So sagt man auch, der Lehrer könne durch sein Beispiel auf die sittliche Ausbildung des Schülers wirken. Dieß ist wahr; aber nur in Wenigem kann er ihm Beispiel sein. Der Schüler sieht den Lehrer nur in den ewig wiederkehrenden Verhältnissen des Lehrens, des Ermahnens, aber in der Regel nie in großen, bedeutungsvollen, gefahrvollen, entscheidenden Lagen, wo der Mensch gleichsam aus sich selbst treten und sein tiefstes Leben entfalten kann, er sieht ihn beinahe nur redend, nicht eigentlich handelnd. Daher behaupte ich: der Lehrer kann dem Zögling nie als Muster dargestellt werden, außer etwa, wenn der Zögling wieder Lehrer werden will.

Von dieser Unzulänglichkeit aller Schulbildung kann man sich am allerbesten aus der Erfahrung überzeugen. So viele Schulen machen es sich zur höchsten Aufgabe, Gemüth und Willen zu bilden. Welche aber hat die Aufgabe gelöset? Man kann wol dreist sagen: keine einzige. Denn wenn man sie auch hie und da erreicht sieht, so wird man bei genauerer Ansicht finden, daß sie eigentlich durch andere Kräfte, als die der Schule, erreicht wurde, und auch ohne diese, wenn auch nicht so vollständig, gelöset worden wäre. Ich möchte die Schule sehen, welche den Menschen sittlich und religiös machen kann, wenn das

häusliche und bürgerliche Leben unsittlich und irreligiös ist, so wie sie denselben, auch wenn alle Bürger roh und unwissend sind, dennoch aufzuklären und mit Kenntnissen auszurüsten vermag. Während der Unterricht ganz und gar in der Gewalt der Schule ist, ist die Erziehung d. h. die Einwirkung auf Gemüth und Wille, ganz und gar abhängig von dem Leben. Die Schule kann hier nie selbstständig einwirken, sie genügt sich selber nicht. Wenn sie dem Leben widerstreitet, wird dieses jene in seinen Einwirkungen überbieten. Nur wenn die Schule das Glück hat, die Einwirkungen von sonsther ganz oder größtentheils gut heißen zu können, kann sie fortsetzen, ausfüllen, tiefer begründen. Sie kann das theoretisch vollenden, wozu außerhalb ihrer Sphäre im Praktischen der Grund gelegt wurde.

Aus dem, was ich bisher sagte, ist klar, daß der Schule als ihr allein nothwendiges Eigenthum nur der (bildende) Unterricht angehört. Was sie sonst noch wirken kann, ist nur theilweise, zufällig, und, wo das Leben gut ist, beinahe unnöthig.

Darnach stellt sich uns die Aufgabe einer Schule ganz anders, als sie bisher — in Büchern beinahe immer aufgestellt, im Leben höchst selten ernstlich angestrebt und nie erreicht wurde. Wenn die Schule bildend unterrichtet, hat sie als solche genug gethan. Wenn sie sich Bildung des Gemüthes und des Willens zur Hauptaufgabe macht und das Unterrichten als Mittel betrachtet, hebt sie sich über die ihr durch die Natur der Dinge nothwendig gesteckte Grenze, stellt sich ein Ziel, welches sie nicht erreichen kann, schweift in das leere, wesenlose Blaue hinein,

und versäumt, was eigentlich ihre Hauptaufgabe und ihr Ziel ist — gründliche Erkenntnißbildung. Nur dadurch kann die Schule gedeihen, daß sie sich in ihrer natürlichen und nothwendigen Grenze hält. Wenn zu Viel von ihr gefordert wird, leistet sie gar Nichts.

Daß also die Schule für sich nur Unvollständiges leisten könne und solle, meine ich Ihnen durch das bisher Gesagte hinlänglich bewiesen zu haben. Was muß nun ferner geschehen, damit nicht nur das Erkenntnißvermögen, sondern auch Gemüth und Wille gebildet werde? Diese Frage ist um so wichtiger, da uns an der Ausbildung dieser beiden Vermögen unendlich mehr gelegen sein muß, als an der Entfaltung der Erkenntnißkraft. Kenntnisse und Einsicht gewinnen ihre volle Bedeutung blos durch ihren Einfluß auf unser Handeln und Fühlen. An und für sich sind sie dem Reichthum oder einem Schwerdte ähnlich, deren Werth oder Unwerth von ihrem Gebrauche abhängt.

Diese Wahrheit wird in der Wissenschaft und in der Rede beinahe allgemein anerkannt, in der Ausübung und im Handeln aber meistens verläugnet. Unser merkantilisch und mechanisch gestaltetes Leben mit seinen vielen Bedürfnissen und seinen Ueberlieferungen aus der Vorzeit verlangt leider eine unverhältnißmäßig große Masse von Kenntnissen und Geschicklichkeiten, und daher lassen wir uns verleiten, ihnen einen zu großen — einen unmittelbaren Werth zuzuschreiben. Uns kommt viel zu viel auf das Wissen an. Wir meinen, das sei auch gut und schön, was nur brauchbar und nützlich ist, und Alles, dessen Erlernung und Einübung das Leben einmal fordere, könne

unter der Hand eines geistvollen Lehrers höchst einflußreich für die Gesammtbildung des Menschen gemacht werden. Dieß ist aber eine Täuschung. Einigen Einfluß auf Fühlen und Handeln haben freilich alle Erkenntnisse, aber viele einen so geringen, daß er beinahe nicht in Anschlag kommt. So ist es ein nur durch die historische Entwickelung unseres Schulwesens zu entschuldigender Fehlgriff, daß bei uns die Kaufleute Lateinisch und Griechisch lernen müssen. Wenn man im Leben nachfragt, so wird man den Kaufmann, welcher in seiner Jugend die alten Sprachen gelernt hat, nicht hochherziger, nicht uneigennütziger, nicht thatkräftiger als den finden, welcher nur seine Muttersprache versteht. Die alten Sprachen haben also in dem Leben dieser Männer keine Früchte getragen, und zeigen sich im spätern Leben höchstens bisweilen in einer vornehmen Prahlerei. Und so ließe es sich auch sonst zeigen, daß Vieles, was zu erlernen die Noth und das Bedürfniß fordern, für die Bildung des Menschen keinen oder sehr geringen Werth hat, und ihm schlechterdings auch kein entscheidender Werth, d. h. kein überwiegender Einfluß auf Gefühl und That gegeben werden kann. Wer vier Sprachen versteht, ist darum kein besserer Mensch, als wer nur zwei kennt, und wer nur die Geometrie inne hat, kann eben so gebildet sein, als der, welcher bis zur Trigonometrie geführt worden ist.

Doch ich kehre von dieser Abschweifung zu meinem frühern Gedankengang zurück. Ich habe nämlich die Behauptung nachgewiesen, daß der Schule eigenthümlich nur der Unterricht angehöre, und habe daran die Bemerkung geknüpft, daß diese Erkenntnißbildung für sich wenig Werth

habe, sondern sich einem höhern Ziele, der Gefühls- und Willensbildung unterwerfen müsse. Hieraus läßt sich nun der Werth der Schulbildung überhaupt unter bestimmte Begriffe bringen. Denn es ist hiernach keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Schule für das Wichtigste und Hauptsächlichste der Menschenerziehung nur Unbedeutendes thun könne; und es ist klar, daß alle jene Reden phantastischer Lehrer und Staatskünstler, daß aus den Schulen eine Umwandlung des Menschengeschlechtes hervorgehen müsse, leere Träumereien sind. Denn im Allgemeinen gestalten sich die Schulen nach der Gesellschaft, aber die Gesellschaft nicht nach den Schulen.

Wir dürfen also, von den wirklichen Lebensverhältnissen abgesehen, im Allgemeinen an die Schulen nicht die Forderung machen, daß sie auch Gemüth und Wille bilden. Denn diese Forderung übersteigt ihre Kräfte, und läßt den Lehrer seines Wirkens nie froh werden, weil sie ihn nach einem Ziele hintreibt, welches er nie erreichen kann. Ein gesundes, frisches, fröhliches Gedeihen hat die Schule nur, wenn sie sich innerhalb ihrer Grenzen hält, und wenn von der Behörde und dem Publikum zwar große, aber keine unauflösbare Aufgaben an sie gemacht werden.

Wie soll uns nun aber die Bildung des Willens und Gefühls — das Wichtigste und die Hauptsache in der Erziehung — gewonnen werden? Man sagt gewöhnlich, diese Bildung — welche ich, im Gegensatz gegen den Unterricht, Erziehung im engern Sinn nennen will — werde durch die Zusammenwirkung der Schule und des Hauses herbeigeführt.

Dagegen sagte ich nun oben zuerst, ein solches Zusammenwirken sei nicht möglich. Daß es nirgends wirklich sei, beweisen die Klagen, welche man allenthalben über den Mangel an Uebereinstimmung der öffentlichen und häuslichen Erziehung erhebt. Und diese allgemeine Klage müßte wenigstens diejenigen, welche überall nur der Erfahrung folgen, an einer solchen Möglichkeit zweifeln lassen. Was noch nie und nirgends geglückt ist, von dem möchte nicht angenommen werden können, daß es in Zukunft glücken werde. Wie ist es aber möglich, daß die Eine Schulzucht mit der Erziehungsweise so vieler, an Bildung, an Einsicht, an Stand, Vermögen ganz von einander verschiedener Familien übereinstimmen werde? Diese Forderung ist rein unmöglich! Denn sie stützt sich auf die sinnlose Annahme, daß viele, von einander ganz verschiedene Familien ihre Kinder übereinstimmend erziehen können. Gewiß werden die Kinder in den einzelnen Familien verschieden und abweichend erzogen werden. Jede Familie wird ihre Kinder nach ihrer Lage, ihrem Stande, dem Grade ihrer Intelligenz mehr oder weniger eigenthümlich erziehen, und an eine Uebereinstimmung wird hier nie zu denken sein.

Aber auch wenn ein solches Zusammenwirken der Haus- und Schulzucht möglich wäre, würde es zur vollkommenen Gemüths- und Willensbildung bei weitem nicht hinreichen. Viele Tugenden, z. B. Muth, Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Gemeinsinn könnten auch dann nicht einmal dem Leben des Zöglings sicher gewonnen werden. Auch nicht einmal die Vereinigung der häuslichen und Schulerziehung vermag das ganze Gemüths- und That-

leben des Menschen zu umfassen. Auch beide in ihrer Verbindung zeigen sich unzulänglich: sie vermögen dem Zögling die Tugenden nicht anzubilden, um die es uns beinahe am meisten zu thun sein muß. Die großartigen, Leben und Volk gestaltenden Tugenden des ächten Ehrgefühls und des Patriotismus gehen nimmer aus Haus und Schule hervor! Dazu kommt noch, daß beide den Zögling viel früher zu einem Geschäfte ins Leben entlassen, als die Erziehung (im engen Sinn) vollendet sein kann. Im sechszehnten bis zwanzigsten Jahre schreitet bei uns der Jüngling aus Familie und Schule in das Leben hinein oder geht zur Akademie über — also just in der Zeit, wo die Triebe, Affekte und Leidenschaften am stärksten sind, und daher die Zucht am nothwendigsten wäre. Daher sehen wir unter uns so häufig das betrübende Schauspiel, daß Jünglinge, die in Haus und Schule die beste Bildung empfangen haben, sobald sie in diesem Lebensalter von allem Zügel und aller Beschränkung befreit sind, jählings sich in den Abgrund des Lasters hinabstürzen. Daher beben und zittern die Eltern, die ihre Söhne in diesem Alter in das ungebundene, ungezügelte akademische Treiben hineingehen lassen müssen, wo ach! so viele unserer Jünglinge die spärlich eingesammelten Kenntnisse mit der Reinheit ihres Herzens und der Unsträflichkeit ihrer Sitten bezahlen. Just dann, wenn Haus und Schule den Zögling am meisten beaufsichtigen, am schärfsten beobachten, am sorgfältigsten lenken und unausgesetzt in der Uebung des Guten erhalten sollten, in der Zeit, wo die sinnliche Natur am lebendigsten und stärksten ausbricht, und daher die Tugenden der Mäßigkeit,

der Nüchternheit, der Bescheidenheit erst recht im Leben des Menschen begründet werden können, müssen sie den Zögling in der Regel sich selbst überlassen. Und die Schul- und Hauszucht sollte unter diesen Verhältnissen eine vollkommene oder nur in etwa genügende Willensbildung herbeiführen können? Nimmermehr! Die Erkenntnißbildung kann in dem sechszehnten bis zwanzigsten Jahre gewissermaßen beendigt sein, die Erziehung aber muß fortdauern bis zu der Zeit, wo sich im Manne erst ein Charakter auszubilden vermag, bis etwa zum dreißigsten Lebensjahr.

Es ist also über alles Bedenken erhaben, daß Haus und Schule auch in ihrer kräftigsten Zusammenwirkung den Zögling nicht erziehen können.

Wie ist nun hier zu helfen?

Ich sage: Wir haben einen öffentlichen Unterricht für die Erkenntnißbildung, welcher so trefflich ist, wie er noch nie war; aber uns fehlt ganz und gar die öffentliche Erziehung für Bildung des Gemüthes und der Thatkraft. Die Nothwendigkeit einer solchen öffentlichen Erziehung ist dadurch bewiesen, daß weder die Schule, noch das Haus, noch beide zusammen, Gemüth und Wille hinreichend bilden können; und wollte man auch sagen, das Gemüth werde durch die Kirche gebildet (was doch nur zum Theil wahr ist), so bleiben immer der Wille und die Thatkraft, auf welche es doch zuletzt allein ankommt, mehr dem Zufall überlassen, als sie einer genügenden, planmäßigen Zucht unterworfen werden. Die Forderung einer öffentlichen Erziehung aber wird um so dringender, als die Ausbildung der praktischen Gei-

stesanlagen bei weitem wichtiger ist, denn die der theoretischen Vermögen.

Wie ist nun diese nothwendig zu fordernde öffentliche Erziehung neben dem öffentlichen Unterricht zu gewinnen und zu erhalten? Einzig und allein dadurch, daß der Gemeingeist der Bürger sich der Jugenderziehung annimmt und bemeistert, und unter der Genehmigung der höhern Schulbehörde aus sich selbst bestimmte Einrichtungen und feste Formen für diese Erziehung hervorgehen läßt. Nämlich alle Bürger der Stadt müssen thätigen Antheil an dem großen Werk der Jugenderziehung nehmen; die Bildung unserer Jugend muß eine Volksangelegenheit und vom Gemeinsinn der Bürger in Schutz genommen, sie muß ein Interesse des öffentlichen, bürgerlichen Lebens werden.

Dieses allgemeine öffentliche Interesse aber muß einen Vereinigungspunkt haben. Daher müssen in jeder Stadt die achtbarsten, einsichtsvollsten, einflußreichsten Bürger gewählt werden, welche einen Bürgerverein für die städtische öffentliche Erziehung bilden. Diese Vereine haben das öffentliche Interesse zu beleben und zu lenken, bestimmte Einrichtungen nach Umständen und Kräften zu gründen, und führen überhaupt über die Jugenderziehung die Oberaufsicht. Sie versammeln sich regelmäßig, berathschlagen sich in öffentlichen Sitzungen, denen die sämmtlichen Lehrer immer beizuwohnen verpflichtet sind (falls sie nicht selbst zum Bürgerverein gehören) und wirken mit den Lehrern in Gemeinschaft.

Ueber die sittlichen Vorzüge und religiösen Vollkommenheiten, welche durch diese Vereine als den Repräsen-

tanten der öffentlichen Meinung in das Jugendleben hineingebildet werden sollen, kann kein Widerstreit und keine Abweichung der Ansicht statt finden: sie sind uns in der christlichen Sitten- und Religionslehre offenbart. Die Mittel aber werden nach den Verhältnissen verschieden sein, jedoch eine gewisse gemeinschaftliche Norm haben.

So muß, um nur Eins zu erwähnen, die Grundlage dieser neuen öffentlichen Erziehung allenthalben das Turnen sein. Allenthalben müssen Turnanstalten errichtet, und unter die Aufsicht und Verantwortlichkeit der Bürgervereine gestellt werden. Die Turnlehrer aber werden von den Vereinen gewählt, stehen unter diesen, und haben kein anderes Geschäft, als die Spiele und Leibesübungen der Jugend zu lenken und nach den Anweisungen und Aufträgen der Vereine für die eigentliche Erziehung zu wirken. Der Unterricht geht sie nichts an.

Gewöhnlich nennt man als Zweck des Turnens die Bildung des Körpers. Aber außer der Bildung des Körpers hat das Turnen den viel höhern Zweck der Bildung der praktischen Anlagen des Geistes. Dadurch daß die Gefühle, die Gemüthsbewegungen, die Freuden und Genüsse, die Bestrebungen und Thatäußerungen durch das Turnen in der freien Natur gebildet werden, erhält das Turnen seine hohe Bedeutung. Das Körperliche, Leibliche tritt hier in den Dienst grade unserer edelsten Geistesanlagen. Was die Wissenschaft für die Ausbildung der Erkenntnißkraft, das leistet die Turnkunst für die Ausbildung des Gefühls und der Thatkraft. Sie ist die Grundlage und das Mittel von dem, was ich Erziehung im engern Sinn genannt habe. Draußen in der freien

Natur, in Bewegung und gesellschaftlichem Spiele entwickeln sich und werden hervorgebildet aus tiefer Brust die Gefühle für Gottes schöne Natur, für Liebe und Freundschaft, für Ehre und Wahrheit; da wird das Herz empfänglich und offen für alles Gute, Edle und Löbliche, und alle Heimtücke, aller Lug und Trug ist fern von ihm; da wird durch besonnen geleitete Uebung und Gewöhnung die Jugend zum Muth, zur Ausdauer, zur Enthaltsamkeit und Mäßigkeit sicher und gründlich herangezogen. Es giebt wol kein Gefühl und keine Anlage der Thatkraft, welche auf dem Turnplatz nicht Anregung, Vermehrung, Stärkung, Kräftigung fände. Hier werden die praktischen Geistesvermögen so gebildet, wie sie anfänglich allein ausgebildet werden können, durch Uebung und Gewöhnung. Kommt dann später über das, was auf diese Weise in dem Menschen lebendig und ihm zur zweiten Natur geworden ist, noch die Verständigung durch den Unterricht der Schule hinzu, so ist die Bildung des Menschen vollendet!

Daß nun das Turnen eine solche höhere geistige Beziehung gewinne und festhalte, darüber hat vor Allem der Bürgerverein zu wachen. Damit ist aber sein Wirkungskreis nicht abgeschlossen. Sondern er sorgt, daß die Blüthen, welche der Turnplatz trieb, im bürgerlichen und häuslichen Leben nicht verkümmern, sondern erhalten und vermehrt werden. Dieser Bürgerverein beaufsichtigt, lenkt, straft und belohnt die Knaben, Jünglinge und jungen Männer bis etwa in ihr dreißigstes Jahr. Diese sind bis zu diesem Lebensalter verpflichtet, an den öffentlichen Leibesübungen und Kampfspielen Antheil zu nehmen,

und werden durch den Gemeingeist und den Bürgerverein in einem mäßigen, gerechten, edlen Leben festgehalten und zu allem Guten und Schönen angefeuert. So bilden sich die großartigen, hohen Tugenden des Ehrgefühls, der Besonnenheit, der Uneigennützigkeit und der Vaterlandsliebe in das Gefühlsleben und die ganze Handlungsweise des Volkes ein, und wir erhalten durch diese gleichmäßigen, langfortgesetzten, mit der Schule engverbundenen Einwirkungen des Gemeingeistes und des Bürgervereines Männer von edlem Charakter, Männer von Seelenadel. Neben die bisherige theoretische Schule tritt eine zweite große praktische des Lebens, für welche der Bürgerverein außer den genannten noch andere nach Ort und Bedürfniß verschiedene Einrichtungen und Formen erfinden wird, in welcher allein Gefühl und Geschmack, Begierde und Thatkraft durch lange Uebung und Gewöhnung erzogen werden können.

Unser bisheriges Erziehungswesen steht eigentlich nur auf dem linken Fuß, dem öffentlichen Unterricht, und statt des rechten Fußes muß es sich mit einer Krücke, der häuslichen Erziehung begnügen. Es muß diese Krücke wegwerfen und sich auch den rechten Fuß, nämlich die bisher geschilderte öffentliche Erziehung, zu verschaffen suchen.

Wir dringen also nicht auf Uebereinstimmung der Schule mit dem Hause, sondern wir suchen im Gegentheil durch Gründung eines ganz neuen Instituts die häusliche Zucht beinahe eben so entbehrlich zu machen, als es jetzt der häusliche Unterricht ist. Dem Hause bleiben darnach nur die ersten Anfänge des Unterrichts und Erziehens, und es muß mehr und mehr darauf hingearbeitet werden,

den Einfluß des Hauses auf die Erziehung zu schwächen und einzuschränken. Denn das Haus wird in der Regel, auch ohne daß dasselbe es will, zur Engherzigkeit, zum Eigennutz, zum Familienstolz erziehen, und den Zögling von den großen patriotischen und politischen Tugenden abkehren. Daher ist die Erziehung um so schlechter, je mehr sie den Familien überlassen ist, um so besser, je öffentlicher sie ist, und ganz gut wäre sie erst dann, wenn der Einfluß des Hauses ganz vernichtet wäre. Denn wir wollen unsere Jugend nicht in Familienvorurtheilen und in Familieninteressen, sondern einzig und allein für die großen Interessen des Volkes und der Menschheit erzogen wissen. Daher muß auch die ganze Hauserziehung unter die öffentliche gestellt werden, und die Mitglieder des Bürgervereines haben das Recht und die Pflicht, in die häusliche Erziehung einzugreifen. Die Eltern dürfen ihre Kinder nicht erziehen, wie sie wollen, sondern sie müssen sie erziehen, wie es die öffentliche will.

Darnach bin ich nicht geneigt, in das Lob, welches man dem Erziehungswesen unserer Zeit ertheilt, einzustimmen. Was das Unwichtige ist — Unterrichtsanstalten — besitzen wir; das Wichtigste, die öffentliche Erziehung, mangelt uns ganz und gar. Wir täuschen uns, diese Erziehung könne durch die sogenannte Schulzucht und durch das Haus ersetzt werden. Wir halten zu viel auf Einsicht und Kenntnisse, und zu wenig auf Uebung und Gewöhnung. Wir verkennen ganz und gar oder meist die geistige Bedeutsamkeit der Gymnastik. Wir wissen Nichts von der Erziehung durch Gemeingeist. Wir verstärken den häuslichen Einfluß auf die Jugend, statt

ihn zu vermindern. Die griechische und römische Erziehung in den guten alten Zeiten war unendlich besser, als die unsrige. Wir haben nur den Unterricht, in die Erziehung pfuschen nach Willkühr und Launen und ohne einen Plan Hunderte hinein, und für sie thut eigentlich der Zufall und das Ohngefähr am meisten, giebt immer den Ausschlag. Das Wichtigste aber, ohne das alles Andere keinen Werth hat, größtentheils dem Spiel des Zufalls und der eignen Willkühr des Zöglings zu überlassen, und dabei doch noch sich zu brüsten, daß es mit unserm Erziehungswesen vortrefflich bestellt sei, ist eine große Gewissenlosigkeit und lächerliche Thorheit.

Bildet mir eine kräftige und sittlich und religiös hochstehende Jugend, die nicht mehr Kenntnisse hat, als sie anwenden kann, und nicht mehr weiß, als wofür sie begeistert ist; und sie ist mir hundertmal lieber, als diese welken, frühgereiften, mit Kenntnissen vollgepropften, allen Sinnesreizen Preis gegebenen Zöglinge weichlichen Herzens und schwächlichen Willens des jetzigen öffentlichen Unterrichts und der sogenannten häuslichen Erziehung.

Ich bin, hochzuverehrende Anwesende, an dem Ende meiner Rede! Die hohe Wichtigkeit der Sache mag meine trockene, lange Auseinandersetzung bei Ihnen entschuldigen. Ich hoffe, Sie von der Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit unseres jetzigen Erziehungswesens gründlich überzeugt, und Ihnen das einzige und nothwendige Mittel der Verbesserung an die Hand gegeben zu haben. Ich habe mich in dieser Rede nur an Ihren Kopf gewandt, indem ich hoffte, daß in einer so wichtigen Sache das Licht des Kopfes Ihr Herz entzünden und erwärmen würde.

Aber auch bei dieſer Wärme des Herzens ſoll es noch nicht ſein Bewenden haben; ſondern was wir als richtig und nothwendig erkannt haben und wofür wir begeiſtert ſind, das ſoll in Handlungen und Thaten ausgeprägt werden, beſonders bei einer Sache, bei welcher wir im höchſten Grade intereſſirt ſind.

Mein Vorſchlag iſt daher, in unſerer Stadt eine öffentliche Erziehung durch den Gemeingeiſt zu gründen und zu dem Ende einen dem beſchriebenen ähnlichen Bürgerverein zu ſtiften.

Ich beſchwöre Sie bei dem Wohl Ihrer eignen Kinder, ich beſchwöre Sie bei der Wohlfahrt unſerer Stadt, ich beſchwöre Sie bei dem Heil des aufblühenden und kommenden Geſchlechts, meinen Vorſchlag in ernſte Erwägung zu ziehen, und für deſſen Verwirklichung alles Mögliche zu thun, was in Ihren Kräften ſteht.

Den 3. Juli.

Ich muß Dir nun von dem Fortgang unſerer Bemühungen und meiner Rede Bericht abſtatten. Das Streben, in meinen Zuhörern eine vollkommene Ueberzeugung hervorzubringen, hatte dieſelbe zu dieſer Größe anſchwellen laſſen, und ſie aus der eigentlichen Redeform in die Geſtalt einer wiſſenſchaftlichen Abhandlung hinübergezogen. Beide Umſtände ſchwächten ihren Eindruck. Ich bemerkte während des Vortrags, daß mehrere Zuhörer leiſe die Aula verließen, ſei es, daß ſie nicht mehr Luſt hatten, länger zuzuhören, oder daß ſie ein anderwei-

tiges Geschäft abrief. Die Zurückbleibenden aber hörten mich zum Theil ohne die zu wünschende gespannte Aufmerksamkeit an. Alles dieß machte mich verlegen, und ich las die lange Erörterung trocken und bisweilen anstoßend ab, ohne das rechte Herz bei der Sache zu haben und daher, ohne zu begeistern. Ich fühlte es während des Ablesens, daß ich nicht den rechten Ton getroffen, sondern die Sache zu scientifisch behandelt hatte. Als ich nun ausgeredet hatte, war es schon spät und beinahe dunkel geworden: der Gegenstand konnte heute nicht mehr, wie es Nolten durchaus wollte, in Erwägung gezogen und es konnte Nichts mehr über ihn ausgemacht werden. Manche Herren sprachen sogleich ihre Bedenklichkeiten, andere ihre Abneigung aus, und die meisten sagten, auf jeden Fall könne über eine solche Sache nicht auf der Stelle Etwas ausgemacht, sondern sie müsse in reifliche Ueberlegung gezogen werden. Es wurde also ein Tag zur Wiederversammlung bestimmt, und die Versammlung ging auseinander. Nur einige zurückbleibende Herren, unter ihnen der Banquier, reichten mir die Hand, versicherten mich ihrer Freundschaft, ohne sich jedoch über den Vorschlag selbst zu erklären. Nolten zog mich endlich von den Andern ab und indem er mich in eine einsame Straße abbog, rief er ungewöhnlich leidenschaftlich aus: „Es ist Alles, Alles hin! Unser ganzer herrlicher Plan fällt in Nichts zusammen! für immer, für immer! Es ist nicht mehr zu helfen! Gott! hätte ich doch vorher deine Rede gelesen! Hätte ich nicht auf dich getraut! Ich Thor! Wie könnte ich aber auch denken, daß du so entsetzlich unklug verfahren würdest! Du allein bist Schuld

daran! Du hast Alles, Alles verdorben! Dieß ist wieder eine Frucht deiner einseitigen Speculation, welche auf wirkliche Verhältnisse nicht Rücksicht nimmt! Du bist vielleicht fähig, die Wissenschaft weiter auszubilden, aber das Talent, Ideen ins Leben einzuführen, hast du gar nicht!"

Als mein Freund sich beruhigt hatte, setzte er mir meine Fehlgriffe der Wahrheit gemäß, wie ich es selbst gestehen mußte, auseinander. Er sagte, man hätte mir mein Mißbehagen ganz deutlich angemerkt, und der ganzen Gesellschaft habe sich eine ähnliche Stimmung bemächtigt. Er tadelte, daß ich die Idee des Bürgervereines und seines Wirkens in dieser Stadt zu wenig ausgeführt hätte, so daß den Meisten der Gedanke einer öffentlichen Erziehung als eine Chimäre erscheinen würde. Was aber das allerschlimmste ist, fügte er hinzu, ist das, daß du so lange gesprochen hast, so daß schlechterdings die Zeit fehlte, über den Gegenstand, wenigstens im Allgemeinen, etwas auszumachen. Denn Lichte waren nicht herbeizuschaffen, und hätten auch nicht angebracht werden können. Nun sehe ich voraus, wie es kommen wird: Jedem erscheint in seinen prosaischen Lebensverhältnissen und bei altkluger, besorglicher Berechnung die Idee, für die er nicht erwärmt ist, unausführbar, und deine, unsere Feinde werden nach Kräften Unkraut unter deinen Saamen streuen. „O es ist ewig Schade!" rief er aus, indem er schnell in meinem Zimmer, wo wir unter diesen Gesprächen angekommen waren, auf und ab ging.

Ich saß auf dem Canapee und konnte nur beistimmen.

„Und hast du bemerkt", wendete er sich schnell an mich, „wie vornehm lächelnd der Director und besonders dieser gemeine L., dein College, auf dich hinsahen, indem sie die nur ganz nachlässig zuhörten und nicht nachließen, mit einander zu sprechen? Und auch die andern anwesenden Lehrer, z. B. die Elementarlehrer, hörten nur vornehm nachlässig und gleichgültig zu, als wenn sie der Gegenstand nicht anginge, als wenn sie in ihrer Einsicht über ihn hinaus wären."

Sie werden uns gewiß auf alle Weise entgegen wirken, erwiederte ich.

„Natürlich!" fuhr er aus, „ihr Reich der dünkelhaften Gelehrsamkeit und der pedantischen Dressur hört auf, wenn die öffentliche Erziehung durch Turnen und den Gemeingeist anfängt. O es ist mir nichts so in der Seele verhaßt und zuwider, als diese eingebildeten Schulmeister, die elende Silbenstecherei: Gründlichkeit, erbärmlichen Wortkram: Gelehrsamkeit nennen, die dadurch den Geist zu bilden und zu veredeln hoffen, daß sie Alles bis in die kleinsten Minutien zersplittern. Alle Ueberſichten, aller wahre wissenschaftliche Geist, alle Lebenserfahrung fehlen ihnen. Sie sind höchstens Gelehrte, aber haben aufgehört, Menschen zu sein. Es fehlt ihnen aller Geschmack und alle sittliche Größe, und doch meinen sie allein, nur unter Mitwirkung des Hauses, die Jugend bilden zu können! Elementarlehrer halten sich für Weltverbesserer! Eine ähnliche Ueberhebung, eine ähnliche Thorheit giebts nicht mehr! Während diese Menschen Nichts leisten, meinen sie Alles zu sein."

Ich wandte ein, daß mir dieses Urtheil zu hart erscheine, jeden Falls sehr enge zu begrenzen sei. Er erwiederte:

„Daß jetzt mehr gelernt wird, als sonst, will ich glauben. Aber darauf kommt es mir nicht an. Ich halte mich ans Leben. Aber für Veredlung des Menschen, für Bildung des Charakters thun unsere Schulen beinahe gar Nichts. Die meisten ihrer Zöglinge studiren für das Examen, versinken in der Wollust und im Trunke, und sind bei aller Zungengeläufigkeit und allem Anstand Menschen ohne Kern, ohne Muth und Kraft. Häufig wird im Zögling das Edelste seiner Natur zernichtet. Man nimmt ihm das fröhliche Selbstvertrauen, und giebt ihm dafür gelehrten Wust; man zieht ihm seine Eigenthümlichkeit aus, und macht ihn bis zur Niederträchtigkeit zahm und geschmeidig, daß er von nun an freilich von Allen zu lenken ist, nur in alle Ewigkeit sich selbst nicht mehr wird lenken können. Ja, ich will's sagen, ich hasse diese ganz einseitige Schulbildung! ich wollte wir hätten lieber gar keine öffentliche Schulen, als diese allein. Ich wollte beinahe lieber, die Jugend wüchse ohne Unterricht heran, als unter diesem, welcher den Kopf auf Unkosten des Willens bildet!—"

Bist du zu Ende? sagte ich. „Ich bins", antwortete er, indem er sich neben mich setzte und mir die Hand reichte.

Wie kann ein Mann, sagte ich lächelnd, welcher zum Freund lieber einen Schurken mit Verstand, als einen Heiligen ohne Verstand haben will, die Verstandesbildung so niedrig stellen?

„Ich erinnere mich, dieses Urtheil an jenem Geburtstagabende gefällt zu haben", erwiederte Nolten. „Aber auch du begingst heute einen Widerspruch, und zwar nicht in der Ansicht, sondern in deinem Handeln. Mit welcher hinreißenden Begeisterung sprachst du an jenem Abende über den Verstand, und heute, wo es eine so wichtige Sache galt, — wie trocken und ledern, wie stockend und oft fehlerhaft lasest du deine Abhandlung ab!"

Ach! rief ich in schmerzlicher Erinnerung aus, heute sah ich überall gleichgültige Gesichter vor mir, aber damals! — damals! —

„So scheitert oft", antwortete er, „ein schönes Unternehmen an einem geringfügigen Umstande. Ich habe keine Hoffnung mehr. Aber wir wollen an der Idee festhalten! Vorerst müssen wir die nächste Versammlung abwarten."

Den 10. Juli.

Die Prophezeihung meines Freundes ist eingetroffen. Unser herrlicher Plan ist nicht in Erfüllung gegangen. Wir haben gar Nichts erreicht. Ich hatte die Eltern hauptsächlich dadurch von mir abwendig gemacht, daß ich gesagt hatte, die elterliche Erziehung müßte einflußlos und durch den Bürgerverein beschränkt werden. Ein solches Eingreifen in das Familienleben sei eine Tyrannei, welcher sich Keiner unterziehen dürfe. Auch sämmtliche Lehrer der Stadt, meine beiden Freunde ausgenommen, erklärten sich gegen unsere Idee, weil ihr Wirken sich zum

Theil dem Bürgerverein hätte unterwerfen müssen. Am anberaumten Tage kamen nur wenige Bürger in der Aula zusammen, von denen sich mehrere ein Geschäft daraus machten, uns, von deren gutem Willen sie überzeugt seien, von dieser phantastischen Idee zu heilen. Es fanden sich keine, welche einen solchen Verein bilden, keine, welche ihm die Erziehung ihrer Kinder unterwerfen wollten.

In dem ersten Kränzchen nach diesem gescheiterten Unternehmen war unter uns Freunden eine merkliche Mißstimmung. Die Idee eines städtischen Bürgerbundes war seit langer Zeit die belebende Seele unserer Unterhaltungen gewesen, und wir hatten für deren Verwirklichung keine Mühe gescheut. Nun war alle Hoffnung dahin! Ich war eigentlich, glaub' ich, am meisten betrübt: ich hatte mir die meiste Mühe gegeben und machte mir auch den Vorwurf, daß der Plan zum Theil durch mein unkluges, ungeschicktes Verfahren vereitelt worden sei. Dahlheim war, wie gewöhnlich, in sich verschlossen, aber noch finsterer, als sonst. Er rief nur bisweilen in unser Gespräch hinein: Die schändlichen Menschen! — O der elenden Kabalen! — Pfui, über die Niederträchtigkeit! Unser junger Advocat Ernst hatte bei der ganzen Sache wenig Thatkraft an den Tag gelegt und schien mir jetzt ziemlich getröstet. Sabel klagte am meisten von uns Allen, und schob die Schuld hauptsächlich auf die Mystiker in der Stadt. Diese unterdrücken alles Oeffentliche und die Leibesübungen in der Erziehung deßwegen, sagte er, weil sie fürchten, daß dadurch ihrem mystischen Hinbrüten werde ein Ende gemacht werden. Mein Rolten hingegen war gelassen und heiter. Nur das vermuthete

Mißlingen hatte ihn für einen Augenblick erschüttert, das eingetroffene ertrug er leicht.

Ich sagte unter Andern: Es giebt eine Trauer um Habe und Gut, und eine Trauer um die Idee. Die Trauer um Habe und Gut zieht zur Erde herab, die Trauer um die Idee hebt zum Himmel empor. Der Schmerz um den Verlust des Edeln führt dieß Edle in unser Herz und geistiges Leben ein. Wer das Gute, welches er verlor, betrauert, gewinnt es geistig — er wird selbst gut. Der Schmerz um das Gemeine verschlechtert, der Schmerz um das Hohe veredelt die Menschen!

Auf diese Sätze, die ich aus meiner eignen Erfahrung genommen hatte und die mir schon oft Trost gewesen waren, antworteten die Freunde Nichts; vielleicht weil ich sie zu sehr im Allgemeinen schweben ließ, vielleicht weil sie sich von selbst verstanden.

„Man soll es sich überhaupt nicht verdrießen lassen, Versuche zu machen", sagte Nolten. „Es werden viel zu wenig Versuche gemacht. Es giebt Versuche in der materiellen, und in der moralischen Welt. Letztere sind bei uns zu selten. Für die Wissenschaft, für den Eigennutz, für die Ehrsucht werden Versuche angestellt. Versuche für praktische Ideen gehören zu dem Unbekannten. Für Ideen will Keiner Etwas wagen, Keiner Etwas unternehmen. Darum ist unser Leben so abgeschmackt und ideenlos. Das ist in der Theorie wahr, aber nicht in der Praxis, hört man rufen; die Zeit ist für diese Ideen noch nicht weit genug fortgeschritten. Das ist nicht ausführbar, versichert man, ehe man den Versuch gemacht hat.

So entfernt sich die Theorie immer mehr von der Praxis. Wir sind Tugendhelden im Kopf und unsern Gefühlen, unser Leben ist gemein. Wir flüchten uns aus der dürren Wirklichkeit in die Phantasie oder in das Alterthum, von dem wir doch nur das Gerippe aufzufassen im Stande sind, statt unser Alltagsleben poetischer zu machen. Wir sollten uns mehr versuchen! Die Wahrheit ist nur Eine; aber der Wege, sie ins Leben einzuführen, giebt es unzählige; ist es auf Einem nicht gelungen, so sind alle andern übrig. Der Mensch wird sich seiner guten Gesinnung und seines Gefühls nur im Handeln recht bewußt und froh. Wer nicht handelt, in dem verkümmert und verknöchert Alles. Was ein Jeder ist, das kann er nur im Handeln erfahren, erproben. Das Handeln vermehrt unsere Einsicht und Tugend, und erhält sie. Wenn ich einen Menschen kennen lernen will, frage ich gleich: Was thut er? Wir sind nur so gut, wie viel unser Handeln taugt. Wir meinen's gewöhnlich mit unsern Ideen nicht ernstlich, deßwegen sind wir im Handeln so träg und lau. Deßwegen versuchen wir Etwas blos einmal, oder gar nicht. „Es ist nicht ausführbar!" ist eigentlich eine Abgeschmacktheit. Wer kanns wissen? Dann müßte man ja alle Versuche angestellt haben. Aber deren sind unendlich viele!"

Auf diese Art fuhr er noch lange in kurzen, hingeworfenen Sätzen zu sprechen fort, welche auf uns alle einen wunderbar wohlthätigen Eindruck machten, weil man es dem Manne ansah, daß sie aus voller Ueberzeugung, gleichsam mit Seele und Körper, gesprochen waren. Endlich sagte er: „Und ich behaupte, es ist kein Versuch ver-

gebens. Man kann bei jedem Versuche Etwas lernen. Man gewinnt immer Etwas. Kein Versuch ist ganz verloren. Es bildet sich immer Etwas von dem Versuchten in die Gesellschaft ein, und was hier und heute nicht durchging, kann anderswo und morgen das Leben ergreifen und umgestalten."

Bei Gott, das ist wahr! rief ich begeistert aus. Die Idee der öffentlichen Erziehung, wie ich sie aufstellte, sie muß, sie wird einst in das Leben reifen, wenn auch nicht zuerst hier, an diesem Orte, doch anderswo, und herrlicher, als ich sie zu schildern und darzustellen vermochte. Die Idee ist einmal ausgestreut, und die einmal klar erkannte Idee pflanzt sich von Seele zu Seele fort, in stets wachsender Größe, in sich vermehrender Stärke durcharbeitet sie den ganzen Menschen und läßt ihm keine Ruhe, bis er von ihr ein Ebenbild hinaus in das Leben gestellt hat.

Nolten bekräftigte: „Auch ich glaube an die Verwirklichung dieser öffentlichen Erziehung des Turnens und des Gemeingeistes, wie an mein ewiges Leben. Denn Chinesen werden wir doch nicht werden! Man wird es einsehen, daß der jetzige Unterricht blos willenlose Knechte erzieht, die Nichts aus Liebe thun, als was ihnen Vortheil und Genuß bringt! Die sich in vornehmer Gelehrtenprahlerei mehr gefallen, als in schönen Thaten der Aufopferung, der Uneigennützigkeit und Entsagung. Man wird es einsehen, daß unsere Jugend zu Allem, nur nicht zum schönen Handeln gebildet wird, also im Grunde roh bleibt. Man sehnt sich jetzt schon allenthalben hinaus aus unserer Vielwisserei, aus unserm gelehrten Prunk zu einem

einfachen, natürlichen, herzlichen öffentlichen Leben. Es ist uns nicht wohl in uns selbst! Wir fühlen, daß das, was wir haben, nicht das Rechte ist! Freunde, halten wir an der Idee, an unserem idealen Streben fest! Lassen wir uns durch einen mißlungenen Versuch nicht irre machen! Gebt mir die Hand darauf!"

Wir thaten es. Eine fröhlichere Stimmung bemeisterte sich unseres Kreises.

„Bei vereitelten Hoffnungen schließen sich Freunde enger aneinander," bemerkte Ernst. „Wenn in Gemeinschaft die Freude sich vergrößert, vermindert die Gemeinschaft den Schmerz."

Gewiß, rief ich, in gleichem Leiden, wie in gleichem Streben wird sich unser Freundschaftsbund enger und fester knüpfen.

„Und genauer besehen", fügte Sabel bei, „haben wir durch unsere Bemühungen hier schon Manches gewirkt. Wir haben wenigstens durch unsere Bemühungen eine größere geistige Bewegung unter die Leute gebracht."

„Auch wollen wir es mit Dank anerkennen", sagte Dahlheim, „daß durch diesen Versuch unsere Einsicht gewonnen hat, wenigstens meine. Die Idee der öffentlichen Erziehung ist mir durch die Abhandlung unseres ..... Romeo erst recht deutlich geworden."

Ich habe mir sie, versicherte ich, selbst durch diese Abhandlung klarer gemacht, denn ich war genöthigt, sie auf bestimmte Begriffe zurückzuführen. Und es ist sonderbar, daß wir von dem viel fester überzeugt sind, worüber wir einmal gesprochen haben.

„So haben wir noch alle am Ende einen Ueberfluß von Gewinn", sagte Nolten lächelnd dazwischen. „Und dazu haben wir es auch gelegentlich gelernt, — wie man es nicht machen muß. Du nämlich mußt praktischer zu werden suchen, und wenn du wieder einmal über einen ähnlichen Gegenstand sprechen willst, muß ich dir deine Rede corrigiren. Und so ist es auch recht, daß sich die Schule dem Leben, der Gelehrte dem Weltmanne — du dich mir unterwirfst."

Ich will es herzlich gerne, reichte ich ihm die Hand. Ich strebte bisher nur darnach, meine Reden von grammatischen und logischen Fehlern frei zu erhalten. Ich sehe jetzt, daß praktische Mißgriffe weit schlimmer sind, und stärkere Gewissensbisse in uns hervorbringen.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verfloß der Abend. Wir nahmen uns unter einander von neuem vor, in unserm Streben, den Gemeingeist zu beleben — worauf im Grunde einzig und allein Alles ankomme — fortzufahren, und nicht müde zu werden. Wir schieden vergnügt.

Den 12. Juli.

Jede Wunde, die mir das Leben schlug, heilt mir einzig und allein meine amtliche Thätigkeit und mein sich immer enger an diese schließendes wissenschaftliche Streben. Hier finde ich Trost, Beruhigung, Labung. Was hätte ich auch in dieser Welt, in der mir meine schönsten Hoffnungen verfallen, was böte mir diese Erde, hätte ich

nicht auch meine Schüler, meine Kinder, und dich still-erquickende Wissenschaft? Ach! ich besitze sonst nichts, ich bin arm und verlassen auf der Erde! Diese herrliche, schöne Welt und alles Freundliche um mich her, ich besitze es nur durch die Theilnahme, mit der ich es im Herzen umfasse, durch die Ideen, die ich daran knüpfe! Der Lebensstrom trägt hochbrausend seine Schätze, seine Genüsse, seine Gestalten vor mir unberührt vorüber. Die Welt versteht meine Sprache nicht, und meine Einwirkungen gleiten ohnmächtig an ihr ab. Selbst meine hiesigen Freunde — sie sind Freunde meines Strebens, nicht meines Herzens! Und wenn auch alle meine bürgerlichen Ideen ins Leben reiften, in der tiefsten Seele wäre ungestillte Sehnsucht. Kann denn diese nur übertäubt und vergessen — aber auf Erden nie schön und edel befriedigt werden? Oder fände es, Himmel, hier schon seinen Gegenstand?

Den 14. Juli.

Warum ich an jenem Abende des Geburtstages so begeistert über den Verstand sprach? Daß ich Dir diese Frage nicht beantwortete, mein edler Nolten, zeigt ja, daß wir noch nicht in der Seele Freunde sind. Wie keimten mir damals unter ihrem Lichte die Gefühle und Gedanken! wie blühten mir die Worte! wie ging mir Körper und Seele in Einer Empfindung auf! Aber seit sie fort, seit sie hin ist, liegt die alte Nacht auf meinem Leben! Ich arbeite, denke, wache und mühe mich ab

und befriedige mich selbst nicht! Wozu dieß Alles? Andere erndten die Früchte: ich selbst darbe! Die Welle des Lebens wird mich, den geplagten, den zerrissenen, den geängstigten Menschen hinwegspülen in den Ocean der ewigen Geisterwelt, ungekannt, unbefriedigt! ohne daß ich das schönste Erdenglück genossen habe, für das ich ach! so ganz, vielleicht allein geschaffen bin!

Den 15. Juli.

Oft wandelt mich in meiner Amtsführung eine Besorgniß und ein beängstigender Zweifel an. Und wie wäre es anders möglich? Ich habe mich über die Unzulänglichkeit unserer Bildung im Gefühl und Begriff überzeugt. Nolten, dieser Thatmensch, dem Alle vom Praktischen abgewandte Gelehrsamkeit zuwider ist, und die tägliche Erfahrung bestätigen und stärken diese Ueberzeugungen. Ein Abgrund von schwarzen Gedanken eröffnet sich oft vor meiner Seele, und die frühere Freudigkeit, der Muth, die Begeisterung sinkt bei den vielen Hindernissen, die mir, besonders von meinen Collegen, täglich gemacht werden. Wozu all' die Mühe, Arbeit und Sorge, wenn doch so wenig für Gefühls- und Charakterbildung durch all' unser Unterrichten und unsere ganze Schulzucht gethan werden kann? Wie verächtlich und geringfügig äußert sich oft Nolten über mein mühseliges Geschäft! Sagte er mir nicht letzthin, ich sei zu etwas Besserm geboren, als mich mit diesen ungeschlachten Jungen herumzuplagen? Sprach er es nicht gradezu aus, ich hätte

meinen Wirkungskreis verfehlt? Nimmt er von dem, was ich thue und ausrichte, die geringste Notiz?

Verlaßt mich, trübste aller Gedanken! Den Samen ausgestreut, wenn ihn auch das Unkraut erstickt! Im Glauben den Setzling gepflanzt, wenn er auch erst nach Jahrhunderten Früchte trägt! Festen Blickes in die Idee geschaut, und unermüdlich im Leben gewirkt!

Fließe, Quelle, ohne Unterlaß in warmer Segensfülle aus Idee entflammter, hochentzückter Lehrerbrust, bring' Nahrung und Gedeihen jungen, zarten Menschenpflanzen, vereine Dich frohbrausend mit tausend Gleichgesinnter Seelenerguß und ströme, nun ein gestärkter Geistesfluß, beglückend durch der Menschheit Steppe in jenen Strom, der durch das Reich der Welten und der Zeiten an des Allvaters Herz unsterblicher Geister unsterbliche Thaten trägt! —

Den 20. Juli.

Seit jenem Wortwechsel mit meinem Collegen L. im Gesellschaftssaale, von welchem ich Dir geschrieben habe, dachte ich häufig über Schulberedsamkeit nach. Ich reihte dieser Tage meine Gedanken hierüber in eine kurze Abhandlung zusammen, welche ich in unserm Kränzchen vorlas und darauf dem L. darreichte, um mich meines Versprechens gegen ihn, dessen Du Dich wol noch erinnern wirst, zu entbinden. Ich überschicke Dir von dieser Abhandlung hierbei eine Abschrift.

Ueber die Schulberedsamkeit.

Wenn wir den Eindruck abschätzen, welchen unsere gewöhnlichen Schulreden auf den Zuhörer oder den Leser zu machen pflegen, so werden wir zu dem Urtheil geführt, daß es mit unserer Schulberedsamkeit äußerst schlecht bestellt sei. Denn es scheint Thatsache zu sein, daß jetzt Schulreden ungern gehört, und noch unlieber oder gar nicht gelesen werden. Und dieß gilt nicht nur von dem rohen Haufen, sondern von gebildeten Männern und edeln Frauen. Man verbindet mit „Schulreden" den Begriff des Trockenen, Unerquicklichen, beinahe Ungenießbaren, was dem Handwerk angehöre, nur ein spezielles Interesse, mit dem öffentlichen Leben aber Nichts zu schaffen habe und den Einzelnen nur dann berühre, wenn ihn eine persönliche Rücksicht an die Schule knüpfe. Ja, auch von Männern vom Fach wird über Schulreden so gleichgültig und wenig gesprochen, und sie werden häufig so oberflächlich ausgearbeitet und so theilnahmslos und trocken hergesagt oder abgelesen, daß man sieht, daß diese selbst dieser Art Reden nur einen geringen Werth beilegen. Die meisten halten den Vortrag von Schulreden für eine alte Gewohnheit, welche zu dem lästigen Schauspiel der öffentlichen Prüfungen gehöre, an denen sich Jeder, wenn er kann, vorbei macht, indem er die Last auf einen seiner Collegen schiebt.

Diese Geringschätzung der Schulreden von denen, welche sie hören, und von denen, welche sie halten, fließt,

wie ich glaube, daher, daß man sich bisher nicht über ihre Gegenstände orientirte, und ihre Stellung zu andern Redegattungen und zum öffentlichen Leben verkannte. Wer von einer Sache nicht die richtige Ansicht hat, kann sie auch nicht gehörig behandeln und richtig schätzen.

Ueberblicken wir die Gegenstände, worin sich unsere Schulberedsamkeit bewegt, so wird es uns nicht wundern, daß diese sich bisher kaum der öffentlichen Aufmerksamkeit, geschweige eines allgemeinen Beifalls erfreuen konnte. Eine Art der Schulreden sind Entlassungsreden, d. h., Reden an einzelne Jünglinge, welche im Begriff stehen, die Akademie zu besuchen. Daß solche Reden nicht geeignet sind, die Theilnahme einer größern Versammlung zu fesseln, und mit dem Leben der meisten Zuhörer außer Verbindung stehen, braucht wol nicht bewiesen zu werden. Wenn es daher nicht gelingt, solchen Reden etwas allgemein Interessantes unterzulegen, so wäre es am gerathensten, sich ihrer vor dem städtischen Publikum ganz zu enthalten und dieselben auf den Kreis der Schüler zu beschränken. Andere Schulreden behandeln Gegenstände, welche ganz und gar innerhalb der Schule liegen, zur Mechanik des Unterrichtens und zum Handwerk gehören, und die daher allerdings dem Lehrer hochwichtig, aber der Mehrzahl der Zuhörer ganz gleichgültig und zu wissen unnütz sind. So hört man z. B. darüber sprechen, auf welche Weise in öffentlichen Schulen die Religion, die Geschichte vorgetragen, die Disciplin gehandhabt werden soll, welche Pflichten dem Lehrer obliegen. Wenn aber das Publikum bei dergleichen Reden bei sich denkt: Bilde unsere Jugend zur Sittlichkeit und Religion, unterrichte

sie in der Geschichte; durch welche Veranstaltungen und Mittel du dieß ausführst, ist den Meisten von uns gleichgültig; und wenn du deine Pflichten thust, so brauchst du nicht lange davon zu reden und uns aufmerksam darauf zu machen: — so kann man solchen Gedanken nicht ganz Unrecht geben. Alles blos Vermittelnde, Mechanische der Schule, welches nur innerhalb derselben angewandt werden kann, gehört vor keine städtische Versammlung. Wir Laien danken es dem Arzte, wenn er unsere Gesundheit wiederherstellt, hören ihm aber mit Ueberdruß zu, wenn er uns die angewandten Mittel und Vorkehrungen herzählt. Eben so wenig eignen sich für eine größere Versammlung Reden über gelehrte und wissenschaftliche Gegenstände, z. B. über den Werth und die Bedeutung irgend einer Wissenschaft und Kunst für die Erziehung. Denn solche Vorträge liegen außerhalb des Horizonts der Meisten und hangen mit unserm geistigen Leben nicht immer enge zusammen. Sie sind einerseits unverständlich, andererseits unpraktisch: alle Reden aber müssen, wie ich weiter unten zeigen werde, ein praktisches Interesse haben. Von allen Gelegenheitsreden endlich, wozu auch die früher erwähnten Entlassungsreden gehören, gilt, was schon von diesen gesagt ist: sie eignen sich an und für sich wegen ihrer engen Sphäre nicht für eine größere Anzahl von Zuhörern, sondern sind nur dann zulässig, wenn der Redner an solche Gelegenheiten etwas Höheres, Allgemeines, Bleibendes zu knüpfen versteht. Denn für eine Person, einen Vorfall, eine Handlung interessiren wir uns eigentlich nur wegen einer zu Grunde liegenden Idee. Diese Idee in ihrer vollen Herrlichkeit und un-

vergänglichen Majestät hervortreten zu lassen, ist die unerläßliche Forderung an alle Gelegenheitsreden. Die Person, die Begebenheit ist nur der Ausgangspunkt, die Veranlassung, auf welche nur leise hingedeutet zu werden braucht, durch welche als an einem Beispiel die ewige Idee erläutert werden soll. Wer aber die unsterbliche Idee nicht hoch über den sterblichen Menschen, über die einzelne Handlung emporhebt, hält statt einer Gelegenheitsrede, welche durch ihren unvergänglichen Gehalt geadelt sei, auch indem sie von einer Seite auf vergänglicher Basis ruht, eine Schmeichelrede. Er stellt sich, als sei die Idee in der Erscheinung vollkommen erschienen, und zieht den gemeinen Haufen zu noch größerer Gemeinheit hinab, bei dem sittlich und religiös Gebildeten aber macht er sich verächtlich. Denn wir sollen einen Menschen, eine That nur loben und preisen um Gottes und des Göttlichen willen!

Nach dem Bisherigen scheinen der Gegenstände für Schulreden nur sehr wenige zu sein. Und dieser Meinung sind auch die meisten Schulmänner. Daher ihre Verlegenheit, so oft ein Tag kommt, wo eine öffentliche Rede gehalten werden soll. Daher auch kommt es, daß man über manche Gegenstände, welche allerdings hierher gehören, aber durch ihren Gebrauch längst trivial geworden sind, zum Eckel oft und immer auf alte Weise sprechen hört, z. B. über das sogenannte Verhältniß der öffentlichen zur häuslichen Erziehung. Man kann sicher annehmen, daß unter drei Schulreden, die an das Publikum, nicht an die Schüler gerichtet sind, sich Eine über diesen Gegenstand verbreitet.

Wie ist nun unserer also beschaffenen Schulberedsamkeit aufzuhelfen? Welche Stelle muß sie einnehmen, daß sie sich auf würdige Weise neben andere Arten der öffentlichen Rede stellen darf? Der Beruf jener wird uns klar werden, wenn wir sie mit diesen vergleichen. Doch vorher muß ich eine allgemeine Bemerkung vorausschicken.

Die Beredsamkeit überhaupt umfaßt nur solche Gegenstände, welche ein praktisches Interesse haben. Dieser Satz wird sich leicht über allen Zweifel erheben lassen. Der Redner will nämlich nicht bloße Einsicht hervorbringen, wie der theoretische Lehrer, und auch nicht bloße Gefühle, wie der Dichter; sondern sein nothwendiger, unmittelbarer Zweck ist die That, und zwar entweder die äußere That, — die Handlung — oder die innere That — die Gesinnung, welche sich wieder in äußern Thaten Kund geben wird, wenn sie rechter Art ist.

Die einzelne, äußere That aber will die politische und gerichtliche Beredsamkeit hervorbringen. Diese nämlich dringt immer und nothwendig auf die einzelne, äußere Handlung. Diese soll gethan werden. Damit ist der Zweck jener erreicht. Auf die innere That, auf die Beweggründe kommt es ihr ganz und gar nicht an. Sie geht nur auf den einzelnen, äußern Fall der Handlung. Beispiele zu dieser Wahrheit bieten sich Jedem von selbst an.

Die kirchliche und ich füge vorläufig hinzu, die Schulberedsamkeit, wollen über äußere Handlungen hinaus die innere That der Gesinnung, die innere Willensbestimmung, das innere Streben der Seele. Den Kanzel- und Schulreden darf und kann es nie allein um

äußeres Handeln zu thun sein, sondern sie wollen den innern Menschen ergreifen. Dieß ist von Kanzelreden längst anerkannt; aber auch von den Schulreden wird man dasselbe zugestehen müssen, wenn man sich fragt, ob eine einzige Schulrede eine blos äußere, einzelne, von der Gesinnung entblöß'te Handlung wolle? Eben so klar ist, daß beide gleichmäßig auf das Handeln, das Thun der Seele, und nicht etwa nur auf die Einsicht und das Gefühl gehen.

Wir sehen also ein gemeinschaftliches und ein unterscheidendes Merkmal zwischen politischen und gerichtlichen, und zwischen Kanzel- und Schulreden; und wir sehen die Gemeinschaft, welche beide letzte mit einander haben. Wie aber unterscheiden sich diese? Die Antwort hierauf wird uns leicht sein.

Die kirchliche Beredsamkeit behandelt allgemein praktische Gegenstände (d. h. Gegenstände, welche für alle Menschen ein allgemeines praktisches Interesse haben oder haben können) vom religiösen, christlichen, positiven Standpunkte aus; die Schulberedsamkeit erstreckt sich auf allgemein praktische Gegenstände, indem sie unmittelbar vom Menschen, von seiner sittlichgeistigen Natur, unmittelbar vom Leben ausgeht. Die Kanzelberedsamkeit führt von der Religion aus den Menschen zur sittlichen Gesinnung, die Schulberedsamkeit will den Menschen sittlich machen, indem sie ihm die Sittlichkeit selbst als etwas in sich Anzustrebendes, in sich Lobenswerthes vorhält.

Wie (nach allgemeiner Uebereinstimmung) Kirche und Schule Einen Zweck haben (wahre Veredlung des Menschen seiner ewigen Bestimmung gemäß), und nur

in den Mitteln verſchieden ſind, indem die Kirche von der chriſtlichen Offenbarung ausgeht, die Schule aber den Zögling auf ſeinem natürlichen, menſchlichen Standpunkt aufgreift und ihn von da allmählich weiter führt; ſo ſind auch die Beredſamkeit der Schule und Kirche in einem gemeinſchaftlichen Zwecke (der innern That der Geſinnung) verbunden, unterſcheiden ſich aber durch ihre Mittel, ihre Ausgangspunkte und daher auch durch ihr Verfahren, die Behandlung des Stoffs.

Dieß wird ſo klar gemacht werden können, daß dem Leſer nicht der geringſte Zweifel übrig bleibt.

Die kirchliche Beredſamkeit fußt einzig und allein in der chriſtlichen Offenbarung. Ihre Lehren und Ermahnungen ſtehen im Sonnenlichte des heiligen Glaubens. Ewig gültige Worte, die Gott ſelbſt, die der Heiland der Welt an das Menſchengeſchlecht ergehen ließ, bringt der Geiſtliche als Lehre, als Troſt vom Herzen zum Herzen, indem er durch das göttliche Licht unſere beſten Kräfte belebt und den unſterblichen Menſchen im ſterblichen entwickelt. Der Prediger bedarf alſo des poſitiven, geoffenbarten Wortes; er bildet den Menſchen dadurch, daß er ihm die Erde entrückt, indem er deſſen Blick dem Himmel zuwendet. Sein Reden iſt vom göttlichen Geiſte durchdrungen, ein geweihtes Geſchäft. Die Worte, die er ſpricht, rühren, erſchüttern, reinigen, beflügeln die Gemüther, denn ſie ſind göttlichen Urſprungs. Wir fühlen heiligen Schauer und umgeſtaltende Andacht im Herzen, wenn die uralten Gebote und ewige Satzungen des Herrn, wie Sterne, durch die Nacht unſeres Lebens gehen.

Dieſer geiſtlichen Kanzelberedſamkeit zur Seite ſteht nun die weltliche Schulberedſamkeit, welche mit ihr den gleichen Zweck der ſittlichen Veredlung des Menſchen hat. Dieſe Schulberedſamkeit geht nicht von der poſitiven chriſtlichen Offenbarung, ſondern vom gewöhnlichen Leben, von der Erfahrung des natürlichen Menſchen aus, und von dieſer unbeſtrittenen Grundlage ſich weiter verbreitend, führt ſie ihn zur Beobachtung ſeiner eignen geiſtigen Natur, lehrt ſie ihn die tiefſten Wünſche ſeines eignen Herzens verſtehen, enträthſelt ſie ihm die Orakelſprüche ſeines Gefühls, und zeigt ihm, daß wenn er in Einverſtändniß mit ſich ſelbſt leben, wenn er das innigſte Bedürfniß ſeines eignen Geiſtes befriedigen will, wenn er es gut mit ſich ſelbſt meint, — daß er ſich dann dem ſittlich Schönen ſein Lebens verbünden müſſe. Und über dieß ſittlich Schöne, über die wahren, großen Güter des Lebens verſtändigt und erwärmt ſie ihn auf dieſelbe Weiſe, nicht vom poſitiven, ſondern vom natürlichen Standpunkte aus, indem ſie ſich an das unmittelbare Bewußtſein eines Jeden anſchließt und nachweiſ't, daß wenn er dieß Bewußtſein nur verfolgt und entwickelt, er eine göttliche Offenbarung in ſeinem eignen Buſen, die Gebote Gottes in ſein eignes Herz geſchrieben findet.

Weil dieſe Bedeutung und Würde, zu der ich die Schulberedſamkeit erhebe, ein ganz neuer Gedanke iſt, muß ich in die Charakteriſtik derſelben näher eingehen.

Gegenſtände gibt es für dieſe Schulberedſamkeit unzählige. Des Beiſpiels wegen mögen nur einige genannt werden. Schulreden können gehalten werden über die Gerechtigkeit, die Treue, die Dankbarkeit, die Freundſchaft,

ie Frömmigkeit, die Demuth, die Bescheidenheit, die Mäßigkeit, den Gehorsam, mit einem Worte über alle ugenden und Laster; ferner über untergeordnete sittliche orzüge, wie über den Fleiß, die Ordnungsliebe, die einlichkeit, die Sparsamkeit, die Höflichkeit, den Anstand, ie Freundlichkeit; über viele psychologische Gegenstände, ie praktisches Interesse haben, wie über das Gemüth, en Verstand, die Neigung, die Affekten, das Gefühl und iele andere; über Gegenstände der äußern Natur, über en wohlthätigen Einfluß der Naturbetrachtung, der körerlichen Bewegung und Gymnastik; über die Bedeutung nd den Sinn des Schönen in der Natur und Kunst in rem ganzen Umfange, über Thematen der Art: wie der Nensch zur Selbsterkenntniß gelangen könne; wie die Herrschaft über sich selbst zu erringen sei; wie die Gewöhnung die Tugend fördere; und über eine unnennbare Menge anderer.

Alle diese Gegenstände haben ein unmittelbar und allgemein praktisches, ein ächt menschliches Interesse. Wer in einer Stadt vor nur einigermaßen gebildeten Männern und Frauen mit ausgearbeiteten und durchdachten Vorträgen dieser Art aufträte, würde sicher ein geneigtes Gehör finden und sich einer veredelnden Wirksamkeit erfreuen.

Solche Schulreden aber schließen sich auf eine ganz natürliche Weise an die Erziehung und an das Schulleben an, denn diese Gegenstände hat der Lehrer fortwährend bei seiner Thätigkeit im Auge. Sie sind der Grund und Boden seiner Wirksamkeit. Hält er also von Zeit zu Zeit über diese Wahrheiten Vorträge, so kann er die-

selben an seinen Wirkungskreis anknüpfen, so überschreitet er seinen Bereich keineswegs, und wird von den erwachsenen Zöglingen der Schule beinahe eben so gut verstanden, als von allen Gebildeten der Stadt mit Freuden gehört werden. Wer z. B. von Dankbarkeit und Ehre spricht, wird um dem Verständniß und Gefühl seiner Schüler recht nahe zu treten, im Besondern der Schülerdankbarkeit, der Jünglingsehre gedenken, sonst aber seinen Vortrag, wie es sich gebührt, allgemein halten. Denn eine Wahrheit kann nur dann den Verstand befriedigen und das Herz erweitern, wenn sie von ihren besondern Schranken befreit, in ihrer ewigen Allgemeingültigkeit dargestellt wird.

Die hier geforderte, neue Schulberedsamkeit wird in ein helleres Licht treten, wenn wir sie mit der Kanzelberedsamkeit noch näher vergleichen. Dieser, welche alle Wahrheiten mit einem religiösen Geist durchdringen muß, weil sie selbst religiös ist, werden sich manche untergeordnete Vorzüge und Tugenden entziehen, welche sich nicht religiös behandeln lassen. So möchten geistliche Reden über die Laune, über die falsche Empfindsamkeit, über die Arbeit, über das Beispiel u. a. nicht sehr zu billigen sein. Solche Gegenstände hat dann vorzugsweise die Schulberedsamkeit zu bearbeiten, und mit Hülfe der Erfahrung, der Geschichte und Natur eindringlich und ergreifend darzustellen. Die Kanzelreden müssen schon wegen des größern gemischten Publikums ganz populär sein, und sich daher mancher Nachweisungen, Begründungen enthalten. Auch hier werden ihnen die Schulreden ergänzend zur Seite treten, und was jene unausgefüllt, unbegründet

gelassen haben, an der Hand der Erfahrung ausführen und durch Erörterungen tiefer begründen, ohne Gefahr zu laufen, dem kleinern gebildeten Publikum unverständlich zu werden. Wenn in Kirchenreden vorzugsweise Gemüth und Gefühl angesprochen wird, so werden die Schulreden der Einsicht der Gebildeten die größere Befriedigung gewähren, ohne das Herz ungerührt und unangeregt zu lassen. Die Kanzelreden, welche an die Vorstellungsweise, die Sprache und Geschichte der heiligen Schrift gebunden sind, können sich endlich nicht so weit über unser gewöhnliches, geselliges, jetziges Leben ausbreiten, können nicht so tief in die alltäglichen Vorstellungsarten der jetzigen Menschen herabsteigen, als es die Schulreden ihrer Natur nach thun müssen. Denn wollten sie es, so würden sie aus ihrer heiligen, hohen Sphäre in das Gemeine herabsinken, und nicht nur der Kanzelton, sondern auch die Kanzelsprache würde ihnen verloren gehen. Auch in dieser Beziehung bringt die Schulberedsamkeit die Ergänzung, denn sie geht von unserer gewöhnlichen Vorstellungsweise und Sprache aus, und kann sich so sehr in die Breite des Lebens ausdehnen, als in dessen Tiefe hinabsteigen. Die Schulberedsamkeit hat auch das Eigenthümliche, daß sie nicht auf die biblische Geschichte beschränkt ist, sondern sich aus allen Zeiten und Völkern Beispiele und Belege des Edeln wählen darf.

Die Kanzelberedsamkeit bedarf also den Beistand der Schulberedsamkeit, so wie die Kirche überhaupt der Schule nie und nirgends entbehren kann. Mancher, welcher sich den Einwirkungen der Kirche entzogen hat, wird dann vielleicht durch die Schulreden dem Edeln verbunden wer-

den; mancher wird für die äußere Offenbarung empfänglicher sein, wenn er die innere in seinem Geiste erkannt hat. Und die Schulreden, welche nur das rein Menschliche und allgemein Sittliche klar und lebendig machen wollen, werden die gebildeten Stände aller Religionssekten unter uns zu Einer Familie vereinen, sie der allgemeinen, ewigen Wahrheit inne werden lassen.

Das Gemeinschaftliche und Unterscheidende der politischen und gerichtlichen, der Kanzel- und Schulberedsamkeit glaube ich nun durch das Gesagte mit wissenschaftlicher Schärfe angegeben zu haben. Die Schulberedsamkeit steht zwischen den beiden andern Arten in der Mitte, hängt aber am genausten mit der Kanzelberedsamkeit zusammen, gerade so wie sich Schule und Kirche im Allgemeinen gegenseitig ergänzen. In geistlichen Reden wird das Religiöse, in Schulreden das Sittliche vorherrschen. Beide aber haben Einen allgemeinen und innern Zweck — die sittlich-religiöse Veredlung des Menschen — die politische und gerichtliche hingegen viele, zufällig durch Umstände gegebene und äußere Zwecke. Mehr, als diese drei Redegattungen, werden nicht genannt werden können. Denn die Lobreden gehören, wenn sie rechter Art sind, immer entweder zu unsern Kirchen- oder Schulreden. Dieß kann keinem Zweifel unterworfen sein. Soll nämlich z. B. der Landesregent oder ein Jubelgreis in einer Festrede gelobt werden, so muß die Theilnahme der Zuhörer durch die Darstellung der Weisheit, der Gerechtigkeit, der Redlichkeit, des Talents in dem einen oder andern gewonnen werden, und der zu lobende Mensch ist dann nur ein lebendiges Beispiel dieser Tugenden oder Vorzüge. Eine

allgemeine Darstellung des Werthes, der Erhabenheit einer solchen Tugend mit einzelnen, sparsamen Hinweisungen auf den zu Lobenden wird wirksamer, ergreifender, und dem Zart- und Ehrgefühl des Lobenden und Gelobten angemessener sein, als eine Rede, die sich ganz oder größtentheils auf die Person beschränkt und daher leicht zu Uebertreibungen ihre Zuflucht nimmt. Wir schätzen einen Menschen wegen der in ihm wohnenden Trefflichkeit: diese mit Begeisterung im Allgemeinen, mit nur sparsamer Berührung der Person zu schildern, ist die Aufgabe. Die Person ist nur Bild, Symbol. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit allen Gelegenheitsreden: sie haben in ihrem Zwecke und in ihrer Grundlage einen allgemeinen Charakter. Wer aus einer einzelnen Begebenheit oder That nicht die Idee herauszugreifen versteht, kann über sie keine Rede halten, wäre er auch sonst ein Demosthenes.

Den Begriff der Beredsamkeit im Allgemeinen aber habe ich oben schon auf das Praktische im edeln Sinne des Wortes beschränkt. Sie muß durchaus zum Zweck haben, ein Handeln, ein Thun zu bewirken, sei es nun ein äußeres, einzelnes, oder ein bleibendes und allgemeines inneres der Gesinnung. Rein theoretische, ganz wissenschaftliche Reden gibt es keine, denn ihnen fehlt das charakteristische Merkmal. Es sind vorgetragene Abhandlungen. Darnach wären Schiller's: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?", Schelling's: „Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur", Jacob's: „Ueber einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten"

keine Reden, sondern (wissenschaftliche) Vorträge, Vorlesungen zu nennen.

Es scheint nicht unwichtig zu sein, diese Begriffsbestimmung festzuhalten, damit die Beredsamkeit dem Leben wieder gegeben werde, und sich endlich von allem Gelehrtenkram und der geschmacklosen Pedanterie befreie. Wir lassen uns weit hergeholte, gelehrte Vorträge gerne gefallen, und sind den Gebern dankbar: Reden hingegen müssen aus unserm eignen Leben gegriffen sein und unser praktisches Interesse bewegen.

Bei weitem wichtiger aber, als diese Unterscheidung ist die Stellung, die wir der Schulberedsamkeit zuerkannt, und die Gegenstände, welche wir derselben angewiesen haben. Dadurch hat sie einen festen Boden gewonnen und ist in ihre wahre, ihr zukommende Würde eingesetzt. Unsere bisherige Schulberedsamkeit hängt entweder am Einzelnen (an Gelegenheiten), oder besteht in gelehrten Vorlesungen, oder treibt sich auf einigen Gemeinplätzen umher. Wir erheben sie dagegen über einzelne Zufälligkeiten, befreien sie von dem antiquarischen Wust, und weisen ihr neben der Kirchenberedsamkeit ein weites, ehrenwerthes Thatenfeld an. Bisher lebte sie ein mageres, trockenes, enges Dasein: auf diesem allgemeinen, idealen Grund und Boden wird sie neben ihrer ältern, himmlischen Schwester herrlich emporblühen.

Die hohe Bedeutung dieser neuen Schulberedsamkeit ergibt sich schon daraus, daß sie die Thätigkeit und Wirksamkeit der Kirche, wie wir gesehen haben, vorbereitet, fortsetzt, unterstützt und ergänzt; sie springt aber auch in die Augen, wenn wir das Verhältniß der Schule zum

öffentlichen Leben und die Wirksamkeit derselben beobachten. Unsere Schule will sittlich-religiöse Bildung des Menschen: aber die Schule entläßt den Zögling, ehe diese Bildung nur in etwa vollendet ist, grade in der Zeit, wo am erfolgreichsten auf ihn eingewirkt werden könnte, und steht von nun an mit ihm in keinem Verhältniß mehr. Durch diese Schulberedsamkeit aber setzt sich die Schule mit ihren Zöglingen in eine fortwährende Verbindung für das ganze Leben. Sie unterrichtet ihn fortwährend in den Wahrheiten, welche für das Leben den allein unmittelbaren, höchsten Werth haben. Durch diese Schulberedsamkeit werden unsere Schulen wahrhaft öffentliche, Stadt und Gegend bildende Anstalten, Orte des geistigsten, des edelsten Genusses. Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen strömen dann zu festgesetzten Zeiten, monatlich etwa zwei, dreimal in den geräumigen, freundlichen Schulsälen zusammen und finden in den kunstgerechten in Form und Gestalt vollendeten Reden der gebildetsten Männer der Stadt neben der vollen Befriedigung ihres Kunstsinnes erheiternde Belehrung und Erhebung des Geistes. Ueber Fragen und Dinge, die einem Jeden nahe liegen, gießt die Beredsamkeit ihr Licht aus, und schmückt durch die edeln Gebilde der Worte das alltägliche Leben und treibet an, in Thaten den Gestalten nachzueifern, welche sie vor die entzückte Seele zauberte. Die Schule ist dadurch in einem fortwährenden, lebendigen Verkehr mit dem gebildeten Publikum, und dehnt ihre Wirksamkeit auf das städtische, öffentliche Leben aus. Die immer wiederkehrenden Klagen über Mangel an Uebereinstimmung des Hauses mit der Schule, die Dekla-

mationen über die Mißgriffe der Eltern sind unnütz und lächerlich; durch diese regelmäßigen Schulreden hingegen werden die Bürger der Stadt am sichersten in den Schulgeist eingeführt werden, und es wird sich nach und nach aus gleicher Denkweise und Gesinnung von selbst eine gleiche Einwirkung auf die Jugend unter allen gebildeten Bürgern der Stadt geltend machen — es wird ein thätiger Gemeingeist der Erziehung entstehen, welcher uns allein das Gute bringen und erhalten kann. Und durch solche Schulreden kann der Lehrer auch, besser als durch Vorlesungen „über die Pflichten des Lehrers", und auch besser als durch lateinische Programme und gelehrte Abhandlungen (welche selten oder doch nur von Wenigen gelesen werden) an den Tag legen, ob er von dem rechten Geiste beseelt und von antiker Bildung durchdrungen sei. Denn dadurch beweis't sich Einer als fähig, Menschen zu erziehen, indem er in einer Reihe von Reden eine Probe gibt, daß er sich über Alles, was rein, unmittelbar und allgemein menschlich ist, in dem Maße verständigt und aufgeklärt habe, als er sich für dasselbe erwärmt und begeistert fühlt. Und die classische Bildung zeigt sich nicht darin, daß wir die Sprachen der Alten verstehen und ihre Worte und Werke zu erläutern wissen, wol aber darin, daß wir wichtige Gegenstände unseres Lebens in antikem Geiste auffassen und in antiker Form darstellen. Wer über eine andere Tugend, z. B. über die Dankbarkeit und die Demuth, so verständig klar, als Xenophon in den Memorabilien über die Enthaltsamkeit, so begeistert besonnen, als Platon in seiner Politeia über die Gerechtigkeit, in seinem Kriton über den Gehorsam

spricht, reden könnte, von dem wäre nicht zu läugnen, daß er durch die Lectüre dieser beiden Weisen ächtclassischer Bildung theilhaftig geworden sei.

Eine solche neue Schulberedsamkeit in allen deutschen Städten, wo höhere Schulen sind, aufblühen zu lassen, wäre, scheint es, eine leichte Sache. Zuhörer würden sich überall in Menge finden, wo ihnen das sittlich Schöne in schöner Form, mit gemäßigter Begeisterung, mit heiterm Ernste lebendig dargestellt würde. An Lehrern, welche fähig sind, solche Reden zu halten (welche mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit ausgearbeitet seien, damit sie möglichst vollendet seien in Form und Gehalt) kann es an keinem Orte fehlen, wo ein Gymnasium oder eine höhere Bürgerschule besteht. Ueber die oben angegebenen und tausend andere, verwandte, aus dem Leben gegriffene Gegenstände muß jeder wissenschaftlich gebildete Lehrer an höhern Schulen, Vorträge halten können, welche von einem jeden Gebildeten mit hohem Genuß gehört werden. Auch eine Aula, wo sie gehalten werden können, hat jede höhere Schule. Jetzt liegen solche Schulsäle beinahe unbenutzt. Nur zwei- oder dreimal rufen die Lehrer das Publikum zu Feierlichkeiten dahin, an welchen beinahe Niemand mit wahrem höhern Interesse Theil nimmt, weil sie selten zweckmäßig eingerichtet sind und dem Leben ferne liegen. Wo aber in einer Stadt sich keine geräumige Aula vorfindet, in der sich alle Gebildeten der ganzen Stadt versammeln können, möge man eine solche erbauen. Es ist eine wahre Schmach für eine Stadt, wenn die Privatwohnungen größer, prächtiger sind, als die öffentlichen Gebäude, und der Reiche, welcher sich

in seinem Hause ein geräumigeres, schöneres Gesellschaftszimmer einrichtet, als der Schulsaal ist, um dessen Erweiterung er sich nicht bekümmert, legt eine niedrige Gesinnung an den Tag und entehrt sich im Urtheil seiner Mitbürger.

Die bisher bezeichnete neue Schulberedsamkeit wird die Schulerziehung und den Lehrstand in ein ganz verändertes Verhältniß zum Leben setzen, und die Lehrerwirksamkeit außerordentlich erweitern und steigern. Sie wird eine der schönsten Blüthen des Erziehungswesens unseres Jahrhunderts sein. Sie wird mit dazu beitragen, die Schule in das öffentliche Leben und über das gereifte Alter auszudehnen, — das Leben selbst zur Schule zu machen. Auf diese hohe Bedeutung der Schulberedsamkeit zuerst aufmerksam gemacht zu haben, könnte mir genügen, wenn mir auch das Glück nicht zu Theil werden sollte, für die Verwirklichung dieser Idee mitzuwirken.

Den 22. Juli.

Daß der Lehrer so wenig handeln kann! Sein Handeln ist ein Sprechen; seine Thaten sind Worte. — Man muß den Begriff That, Handlung weiter nehmen, als es bisher geschehen ist. Der Lehrer handelt durch die Zunge, wie andere durch den Arm. Ich muß mich in meiner engen Sphäre bescheiden, ungeachtet ich mich oft hinaus getrieben fühle. O glücklich ihr, die ihr euch draußen im Leben in wechselnden, kräftigen Thaten Luft macht! Die ihr euch frei, nach Laune in den Stunden, den Tagen

bewegt! Ich verbringe meine schönste Zeit in dumpfer Stubenluft, mich beherrscht der Schlag der Stunde, und bei dem einförmigen Geschäftskreis wird mir es oft weh in mir. Ich sage, was Andere thun sollen, und entbehre, was sie genießen. Oft breite ich meine Arme sehnsuchtsvoll nach etwas Anderm aus!

Den 23. Juli.

Wäre mir doch endlich einmal Gleichmäßigkeit, Festigkeit gewonnen. Geringe Veranlassungen heben mich empor, schlagen mich nieder, treiben mich aus mir selbst, lassen mir das Leben anders erscheinen. — Ich habe keinen Charakter! Meine Natur hat noch keine bleibende, ausgeprägte Gestalt angenommen. Alles ist in mir noch im Werden, im Entwickelungsprozeß. Am wenigsten sind meine Gefühle und Affecte gemäßigt, meine Bestrebungen und Wünsche geregelt. Wie könnte es auch anders sein? Ich habe meiner Selbstbildung eine zu breite Grundlage gegeben, war bisher mehr um die Ausbildung meiner Erkenntniß, als meines Willens bekümmert, und habe mich der Zucht und Gewöhnung, wie sie uns die öffentliche Erziehung durch den Gemeingeist geben muß, keineswegs zu erfreuen gehabt. Von der Erkenntniß aus, glaubte ich meine Triebe mäßigen zu können, und übersah in meiner Selbsterziehung den Werth der Gewöhnung.

Ich wollte gestern wieder einmal meinen Banquier besuchen. Er war mit seiner Frau ausgefahren: ich fand Julie allein zu Hause an einer weiblichen Arbeit und ein

Buch vor sich. Sie sprang auf, und setzte mir einen Stuhl zu ihrem Arbeitstisch ans Fenster, indem sie bemerkte, daß ich sie so lange nicht besucht hätte. Eine erhöhte Röthe ihrer Wangen zeugte von ihrer innern Bewegung. „Erklären Sie mir dieses Gedicht", sagte sie. „Es gefällt mir so gut, daß ich mich daran gegeben habe, es auswendig zu lernen, ungeachtet ich es nicht ganz verstehe."

Es waren die Ideale von Schiller. Ich gehorchte.

„Schiller ist mein Lieblingsdichter", sagte Julie.

Ich kann es nicht sagen, daß mir Alles von ihm gefiele. Je älter man wird, desto mehr wendet man sich von Schiller zu Göthe hin.

„Und ich meinte, Sie seien von Schiller ein großer Verehrer. Ihr Styl hat doch mit dem Seinigen große Aehnlichkeit."

Wie meinen Sie das?

„Ihre Lobrede auf den Verstand am Geburtstage des Herrn S. hatte Etwas von Schiller an sich."

Sie sah bei diesen Worten mit einem seelenvollen Blicke von der Arbeit auf zu mir her.

Es ist mir lieb, wenn Sie der Gegenstand jenes Gesprächs interessirt hat.

„Ich hätte Ihnen noch lange zuhören mögen. Die Begeisterung, das Feuer, womit Sie sprachen, gefiel mir. Die Sache liegt freilich über unserm Horizont."

Dieß muß ich bestreiten. Hat nicht damals jene auswärtige Jungfrau über den Verstand so herrlich gesprochen, daß sie alle Männer beschämte?

„Sie meinen die Cäcilie B.....", erwiederte sie. „O ja, die versteht zusammenhängend zu sprechen. Sie ist bei einem Professor mit dessen eignen Töchtern erzogen worden. Da hat sie das Sprechen gelernt. Nur Schade, daß sie so wenig Gebrauch davon macht. Wenn wir Mädchen beisammen sind, und eine lustiger und munterer, als die andere ist, sitzt sie allein unaufmerksam dabei, und spricht meistens nur dann, wenn sie gefragt wird. Wir halten sie deswegen für stolz, und sind froh, daß sie wieder von hier fort ist."

Wo ist sie her? fragte ich möglichst gleichgültig hinwerfend, indem mein Herz stärker pochte. Ich erinnerte mich, den Familiennamen gehört zu haben, konnte mich aber des Nähern nicht entsinnen.

„Sie ist von E....., Ihr Vater liegt an einer schweren Krankheit darnieder, von der er wol nicht mehr aufkommen wird. Ihre Mutter ist schon lange todt."

Ich wagte nicht mehr zu fragen. Ein freundlicher Sonnenblick fiel in das Zimmer und schönes Sonnenlicht umfloß das Gesicht und die Gestalt der reizenden Julie.

„Wollen wir diesen schönen Augenblick benutzen", sagte sie, „und einen Spaziergang durch den Garten machen? Ich habe doch versprochen, Ihnen die Anlagen einmal zu zeigen."

Sie ging mir voran. Ich folgte ihr in den Garten, welcher sich von dem Hause bis an den Fluß erstreckt. Sie zeigte mir — ich weiß selbst nicht mehr was. Ich war mehr mit ihr, als mit allem Andern beschäftigt. Dieser zwar nicht sehr große, aber schöngebaute, volle,

gewandte Körper, dieſes blühende, freundliche Geſicht mit dem kohlſchwarzen Auge und dem reichen Haarſchmuck von gleicher Farbe — ich hatte für nichts Anderes Auge. Ich wollte nur ihre Bemerkungen, ihre Anſichten, ſie in den Dingen ſehen, die ſie mir zeigte. Und es ſchien mir, als ob ſie es merkte, daß mir es nur um ſie zu thun war, und als ob es ihr nicht unlieb wäre.

Es war dieſen Tag ein launichtes Wetter. Sonnenſchein wechſelte mit Regenſchauer. Auch wir wurden jetzt von einem ſolchen plötzlich überfallen, als wir uns vom Hauſe ſchon ziemlich weit entfernt hatten.

„Wir werden naß", rief meine Führerin erſchrocken, als plötzlich häufige, große Regentropfen auf uns herabfielen. „Kommen Sie nach den Lindenbäumen am Fluſſe. Dort ſind wir geſchützt."

Wir liefen eilig dahin, indem ich unwillkührlich ihre Hand ergriff, um ſie gleichſam im Laufe zu unterſtützen. Als wir nach einigen Augenblicken unter der herrlichen Linde ſtanden, athmete ſie tief aus der Bruſt und beklagte ſich lachend über den garſtigen Regen. Der gemeinſchaftliche Unfall hatte mich kühn gemacht, und mich ihr gleichſam näher gebracht. Unter einer Entſchuldigung nahm ich ihr das Taſchentuch aus der Hand, nachdem ſie ſich ihr Geſicht und ihre Arme abgetrocknet hatte, und drückte es ihr auf ihr vom Regen beperltes Haupthaar und auf den ſchönen Nacken. Denn das könnte ich beſſer, als ſie, da uns der meiſte Regen vom Hauſe her durch den Wind in den Rücken geweht worden ſei. Ich erinnere mich keines ſo ſüßen, angenehmen Geſchäftes. Ich konnte nicht müde werden, das freundliche Weſen abzutrocknen, die es

sich auch, sich jungfräulich sträubend, gerne gefallen ließ. Sie schien mir unter dieser spielenden Arbeit meiner Hand schöner, herrlicher zu werden; das Interesse meines Herzens vermehrte sich mit jedem Wassertropfen, den ich das blendend weiße, feine Tuch einsaugen ließ. Jetzt aber, meinte sie, müßte ich auch für mich sorgen, dem schwarzen Tuch sei der Regen noch viel schädlicher, denn er nehme allen Glanz weg. Ich hielt ihr vom Regen triefendes Taschentuch in einer Hand, und zog mit der andern das meinige hervor, womit ich den Regen von meinem Kleide, so gut ich konnte, wegzuwischen versuchte. Sie müsse mir nun auch helfen, rief sie, nahm mir das Tuch aus der Hand und strich mir gelinde in einigen Zügen die Nässe vom Rücken herunter. Magnetisch durchlief mich auch der leiseste Strich und durchbebte mein innerstes Leben.

Es regnete immer noch heftig fort und der Wind schüttelte die Gipfel der Bäume, so daß wir, den häufig fallenden Tropfen ausweichend, uns gegen den Stamm der Linde zurückzogen, und, auch da noch nicht ganz gesichert, weil wir auf der Seite standen, von welcher der Wind den Regen herunterwarf, stellten wir uns an die andere Seite des Stammes, welche dem kleinen Fluß zugekehrt war. Ich neigte mich über meine schöne Freundin hin, um sie ganz vor dem Regen zu schützen. Wir beide waren an den Stamm gelehnt, und ich mit Einer Seite dicht an sie. Wenn sie sprechend zu mir sich seitwärts heraufbog, berührten ihre Lippen beinahe die meinigen, trank ich ihr lebendiges Wort, ihre Seele. Zufällig erblickte ich in dem durchnäßten Tuche, welches ich mit dem

meinigen noch immer in der Hand hielt, die bezeichnenden Buchstaben: J. M. —

Julie M..!, sagte ich, auf die Bezeichnung hindeutend. Daß uns manche Namen so lieb, so wohlklingend sind!

„Und wie heißen Sie denn mit Ihrem Vornamen?“ fragte sie mich.

Ich will Sie rathen lassen, sagte ich, aber es Ihnen doch nicht so gar schwer machen.

Ich zeigte ihr das Zeichen meines Tuches: R..... Sie rieth: „Reinhard“ — „Rudolph“. Einen andern Namen, der mit R. anfinge, könnte sie nicht finden. Ich sagte endlich: Es ist sehr natürlich, daß Sie meinen Namen nicht errathen können. Er ist nicht aus dem Leben, sondern aus der Dichtkunst genommen. Romeo heißt mein Vorname.

Und schnell, von einer neuen Gedankenreihe ergriffen, setzte ich hinzu: Julie und Romeo! Julie und Romeo! Ein Meer von Erinnerungen und Gefühlen stieg in mir auf: die shakspeare'sche Wunderwelt und die Wirklichkeit flossen mir in einander. Langgepflegte Phantasien schienen mir äußerlich wahr zu werden. Mein Geschick schien mir in meinem, in ihrem Namen angedeutet zu sein; der höchste Genius uns verbunden zu haben. Träume und Gemüthsbewegungen spielten mit meinem Urtheil, meiner Besonnenheit. Julie neigte sich überrascht, freundlich erröthend mit ihrem Haupte zu mir her. Mir sank der rechte Arm, den ich bisher über sie weg an den Stamm gestützt hatte, auf ihre Schulter. Ich konnte mich nicht

mehr mäßigen: ich zog die Geliebte an mich, und drückte feurige Küsse auf ihre Stirn, ihr Auge, ihre Wange.

Da hörte ich eine Stimme kreischend ganz in der Nähe zu verschiedenen Malen: Fräulein Julie! rufen. Ja! Ja! antwortete diese erschrocken, indem sie sich aus meinen Armen loswand, und auf die andere Seite des Baumes sich herumdrehte, von wo die Stimme herkam. Es war die Magd, welche uns zwei Regenschirme nachtrug. Sie hatte uns aus dem Hause gehen sehen, und uns in den geräumigen Gartenanlagen schon lange gesucht.

„Das ist ja gut, daß sie uns Regenschirme bringt. Ich bin tüchtig naß geworden.“

Ich führte Julie in das Haus zurück. Ein Regenschirm reichte hin. Ich ging an ihrer Seite stolz, der glücklichste Mensch! Die Eltern waren noch nicht angekommen: der Regen müsse sie zurückgehalten haben, meinte Julie. Ich wollte sie nicht abwarten. Ich stürzte fort mit meiner Seligkeit, und kam erst wieder auf meinem Zimmer zur Besinnung. Hier hätte ich Alles für Traum halten mögen, wenn mich nicht das mit J. M. gezeichnete Sacktuch von dem Gegentheil überzeugt hätte. Ich hatte es in der Ueberraschung, im Freudentaumel mit dem meinigen in die Tasche gesteckt.

Den 24. Juli.

Wehe! ich setzte mich zu der vorstehenden Beschreibung nieder, um mich zu erleichtern, um mich zu entledigen. Aber ich muß mir gestehen, daß ich sie nur deßwegen so ausführlich hinschrieb, um mir durch das Schreiben den schönen Genuß vor der Phantasie noch einmal zu verschaffen. Ich habe mich dießmal meiner Unruhe nicht entäußert, sondern durch das Schreiben mein inbrünstiges Gefühl nur vermehrt, verstärkt. Wehe mir, daß ich auch durch dieses sichere Hülfsmittel der Selbstbeherrschung die Besonnenheit nicht mehr erringen kann!

Den 25. Juli.

Was ist das für ein gaukelndes Gedanken- und Affektenspiel, das mich ganz gefangen hält und fortzieht? für ein Hinbrüten, das macht, daß ich oft, wenn ich studiren will, mehrere Seiten gedankenlos, ohne Aufmerksamkeit herunterlese? für eine Geistesverwirrung, welche mich oft in Gesellschaften begleitet und mich mit hörenden Ohren nicht hören läßt, was Andere zu mir sagen, mit sehenden Augen nicht sehen, was um mich vorgeht? für ein waches Träumen, welches mir sogar oft in den Lehrstunden ihr Antlitz, ihre Gestalt vorschweben läßt, mir süßes Verlangen durch alle Nerven gießt, Sehnsuchtsthränen in die Augen drückt? Was ist das für ein Kinderspiel, welches ich mit ihrem Sacktuch treibe? — Sollte all' dieß Spielen am Ende Ernst sein? Sollte denn wirklich mein ganzes Leben in ein äußeres und inneres

Spiel verflattern? Nein, beim Himmel nicht! Ich will mich ermannen und will eingedenk sein meines bisherigen Strebens und des hohen Zieles meines Lebens. Ich bin ja kein achtzehnjähriger Jüngling mehr. Aber ich danke Gott, daß er die Versuchung nicht hat zu stark werden lassen. Ein einziges Wort, Ein Versprechen unter jener Linde hätte mich vielleicht für immer von meiner Laufbahn abgebogen.

Den 26. Juli.

Am besten wäre es, ich miede sie, den Vater, das Haus. Aber ich kann es nicht. Ich muß das mitgenommene Tuch wieder zurückbringen; ich bin auf die Feier des Geburtstages eingeladen. Ich fühle mich dem Vater zu sehr verbunden, zu befreundet. Das ganze Haus hat von Anfang an fortwährend sich mir gefällig, wohlwollend gezeigt. Wie könnte ich auf einmal ohne Veranlassung, ohne einen Grund angeben zu können, wegbleiben? Und hätte dieß Julie gegen mich verdient? Hat sie sich durch ihr Zuvorkommen nicht Ansprüche auf meine Freundschaft erworben? Ich will hingehen, aber abgemessen, zurückhaltend, wenn auch freundlich und gefällig gegen sie sein. Dann wird sie merken, daß das Betragen in jener Stunde gegen sie nur ein übermäßiger Ausdruck von Hochschätzung und Freundschaft war, und Alles wird in das alte Geleise zurücktreten.

Den 28. Juli.

Freundschaft? Hochachtung? — Was ist es denn, was ich an ihr so hochachte? — Ich wüßte nicht! So lange ich ein freies Urtheil hatte, hielt ich diese Julie ihrem Geiste nach für ein gewöhnliches Mädchen, der nur Etwas angesetzt wäre durch ein gebildetes Familienleben und einen trefflichen Vater. Jetzt, da ich befangen bin, spreche ich von Hochachtung und Freundschaft! —

Den 29. Juli.

Gelänge mir es doch, mich wieder ungetheilter Seele meinen Studien, meinem Amte hinzugeben, und belebte, begeisterte mich ein großes Interesse. Aber ich lebe jetzt in einem jämmerlichen, kläglichen Wechsel von guten Vorsätzen, schwachen Anläufen, halben Handlungen, und heißer, glühender Sehnsucht. Aller Zusammenhang, alles Großartige in meinem Wesen geht unter, und ich empfinde in dieser Zerbröckelung meiner selbst nur Ungenüge und oft bittere Pein. Die herrliche Idee des projectirten Bürgervereines ist in jahrelange Entfernung getreten: ich sehe, erkenne sie kaum mehr. Es ist auch natürlich, daß man das bald vergißt, für das man Nichts thun kann! Wie lange soll dieser Zustand noch fortdauern?

Den 30. Juli.

Ein böser Dämon durcharbeitet meine Natur. Im Traum läßt er wilde, rohe Begierden in meine Seele steigen, und mein wachender Zustand — wehe! er ist eine Fortsetzung dieser häßlichen Träume. Die Reinheit meines Herzens — dahin! dahin! Habe ich deßwegen jahrelang gestrebt und gerungen, daß ich nun schaudern muß, die holde Kindesunschuld an das befleckte Herz zu drücken? Ist das mein Lohn, daß ich mich als Mann zurücksehne nach dem, was ich als Knabe war? Sollen einige Tage das umstürzen können, woran ich seit Jahren baute?

Den 31. Juli.

Ich muß hin! Ich will sie sehen! Ich will aus diesem Zustand heraus wieder zu mir selbst! Ich will wieder leben! Denn seit jenem Tage lebe ich nicht mehr: es lebt etwas Anderes in mir. Ich sehe mich selbst täglich mehr aus mir selbst verdrängt; ich fühle mich nur im Unterliegen, im schwachen Widerstand. Aus meiner sinnlichen Natur steigt ein finsterer, erdgeborner, Nebel auf, umhüllt mir den Himmel der Idee, legt sich als tödtendes Gift auf jedes aufkeimende edlere, höhere Gefühl! Ich will zu ihr! Ich will ein Gespräch mit ihr anknüpfen über irgend einen geistigen Gegenstand — ich will mit ihr über Cäcilie reden, dann wird es mir in lebendiger, unmittelbarer Anschauung klar entgegen treten,

welch' ein niedrig stehendes Mädchen die ist, welche mir den Frieden und die Freude meines Lebens stört.

Den 2. August.

Hätte ich nur diesen niedern Naturkräften eine Idee, eine Begeisterung entgegenzusetzen! Aber sie haben meine Seele klug in dem Augenblick in Besitz genommen, wo sie von keinem hohen Interesse bewegt — wo sie ziemlich leer war. Von der herrlichen Idee eines Bürgervereines haben wir uns trennen müssen. An meiner Amtsthätigkeit bin ich mehr oder weniger irre geworden, seit ich mich über deren Unzulänglichkeit ins Klare setzte, seit ich sehe, wie wenig und wie unsicher wir Lehrer für Menschenveredlung zu wirken vermögen. Und die Wissenschaft reißt mich auch nicht wie sonst fort, weil ich seit einiger Zeit nicht selbstständig in neue Sphären dringen kann. Die kleine, untergeordnete wissenschaftliche Sorge kann meinen Geist nicht befriedigen, keinen wissenschaftlichen Enthusiasmus in mir wach erhalten. Der Feind kam, als der Herr nicht zu Hause war!

Den 5. August.

Morgen ist der langbesprochene Geburtstag. Mir schlägt das Herz, wenn ich daran denke. Ich bin seit jenem Tage nicht mehr beim Banquier gewesen. Das Tuch habe ich hingeschickt. Ich fürchtete, sie wieder allein zu treffen.

Den 5. August.

Gustav! Gustav! ich verliere mich täglich mehr in das Labyrinth des Lebens! Komme zu mir, Freund, hilf, rette! Ich bedarf jetzt des Freundes — und habe hier keinen Freund meines Gefühls, meines Gemüthes. Diesem Nolten bin ich nur als ein Mittel lieb für das, was ausgeführt werden soll: sein Gemüth ist ohne Tiefe. Er nimmt an Dem keinen Antheil, hat dafür keinen Sinn, was mich jetzt einzig bewegt. Dahlheim muthet es Jedem zu, Alles zu ertragen, Alles für sich auszumachen, weil er selbst Ungeheures erträgt und in seinem Busen verschließt, ohne Jemand damit zu belästigen. Weil er sich selbst genug ist und Niemand bedarf, fordert er dasselbe von Andern. Er ist eine verschlossene Natur, die sich nicht in Andere versetzen kann.

Ich habe Niemand hier, keinen Freund — als diese Feder, mit der ich meine Sorgen, meine Leiden Dir schicke, meinem einzigen Freunde, der nicht einen Theil von mir liebt, sondern mich ganz umfaßt hat, kennt, der mich nicht zu einem anderweitigen, wenn auch edeln Zwecke sucht, sondern dem ich selbst Zweck bin. Wie schwer ist es doch, in spätern Jahren Freunde zu gewinnen: man kann sich ihnen immer nur bis zu einer gewissen Linie nähern. Jugendfreunde, und nur Jugendfreunde umfassen dagegen die ganze Person mit unbegrenzter Theilnahme und Hingabe! Du, du bist mein Jugendfreund! —

Ich habe mich ruhig geschrieben, meine Gedanken auf einen Augenblick abgelenkt. Aber nun, da ich wieder an mich denke, brechen alle Gefühle, alle Affekte los.

Hundertmal werfe ich die Feder hin, gehe vom Schreibpult weg, heftig und schnell im Zimmer auf und ab, trete an das offene Fenster und blicke stumm in die weite Welt hinaus. Es ist Alles ruhig und still: auch das geplagteste Geschöpf vergißt jetzt den Jammer und das Elend dieses Lebens, die Nacht hat die Menschen von deren Joch abgespannt, und der Schlummer bringt jetzt zum Ersatz für des Tages Mühen freundlich-tröstende Träumereien; der Schlaf stärkt und rüstet die Müden zu neuer Arbeit, neuer Sorge. Alles Lebende genießt jetzt das größte irdische Glück: es vergißt sich selbst. Nur ich allein trage die Qualen, die Angst eines gepreßten Herzens in die Zeit des Schlafes hinein, und genieße es nicht, das einzige Glück, mich selbst zu vergessen. —

Ich bin ruhiger! Ich will auch jetzt mich auf das Papier drücken. Vielleicht gewinne ich dadurch den verlornen Ueberblick. Ihr Zeilen aber eilet, eilet zu dem fernen, fernen Freunde, und bittet ihn mir nah zu sein mit dem ruhigen Blick, dem klaren Urtheil. Schreibe, schreibe! Jetzt bedarf ich Deiner. —

Der Geburtstag war gekommen. Eine große Gesellschaft von Männern, Frauen, Mädchen, jungen Leuten. Wir saßen in dem großen Saal, welcher gegen den Garten zugeht. Der Gemeingeist war heute der Gegenstand, über welchen gesprochen wurde. Wir suchten uns dabei besonders über den Sinn unserer frühern Unternehmungen zur Beförderung desselben aufzuklären, indem wir das Wesen, die Wichtigkeit, die Unentbehrlichkeit desselben nachzuweisen und gegen Angriffe zu vertheidigen suchten. Ich trank in der Hitze des Gesprächs unwillkührlich, viel-

leicht auch um mich in eine fröhliche Stimmung zu versetzen, und um meine anfängliche Verlegenheit zu vertreiben, manches Glas Wein über Gebühr. Der Wein wirkte um so mehr auf mich, da ich so viel und so heftig sprach, geistig so bewegt war, und man in den Weinarten auch mehrere Mal wechselte, indem man zu immer besserem, stärkerem überging. Julie saß in meiner Nähe: wenn mich Herz und Auge nicht berückten, so überstrahlte sie an Schönheit und Putz alle anwesenden Frauen und Mädchen, so übertraf sie an Freundlichkeit, an Liebenswürdigkeit sich selbst. So oft ich begeistert sprach, konnte ich sicher darauf rechnen, daß ihr Auge auf mir ruhte; blickte ich dann nach ihr hin, so begegneten sich unsere Blicke.

Es war ein wunderschöner, milder Abend. Die Fenster nach dem Garten standen größtentheils offen. Als wir unsere Gespräche geendigt hatten, und auf die Gesundheit des Wirthes, der Wirthin, des ganzen Hauses getrunken wurde, flog im Garten plötzlich eine Rakete zischend hoch in die Luft. Die Untergebenen des Banquier hatten ohne dessen Vorwissen ein Feuerwerk veranstaltet. Die ganze Gesellschaft stand freudig überrascht von ihren Sitzen auf, und nahm die Fenster des Zimmers nach dem Garten zu ein. Da aber diese nicht für alle Anwesenden Raum hatten, so verließen Einige, besonders die jungen Leute, das Zimmer, und gingen in den Garten. Unter ihnen waren auch ich, dem es schon längst im Saale enge war, und mein College Sabel, der als ein enthusiastischer Naturfreund schon früher mehrmals davon gesprochen hatte, die Gesellschaft müßte an diesem göttlichen Abende einen Spatziergang durch die herrlichen, weiten Garten-

anlagen machen. Es wäre überhaupt schön, unter den großen Lindenbäumen zu sitzen und da die Mahlzeit zu halten. Mein gutes oder böses Glück führte mich. Ohne daß ich es suchte und wollte, fand ich mich, indem Einige dahin, Andere dorthin liefen, um das Feuerwerk gut sehen zu können, und Keiner auf den Andern sonderlich Acht gab, mit Julie und ihrer Freundin, der Tochter des Fabrikherrn S., allein. Auch diese war, ich wußte damals nicht, durch welchen Zufall, unversehens, plötzlich verschwunden. Ich stand mit Julie allein. Ich ergriff ihre Hand, ich führte sie, von dem Feuerwerk redend, aber nicht mehr darauf merkend, in meinem Herzen um solches unbekümmert. In meinen Adern wallte die von dem Gespräch, dem wissenschaftlichen Streit herrührende geistige Bewegung, wallte die Gluth des Weins. Wir gehen aber von dem Feuerwerk ab, sagte meine Begleiterin in unbeschreiblich lieblichem Tone; es klang mir so in die Seele, als hätte sie gesagt: Lassen Sie uns von dem Feuerwerk noch weiter abgehen!

Das thut Nichts! meinte ich, und fügte hinzu: Wo ist doch der Baum, wo wir uns letzthin vor dem Regen bargen? O der freundliche Regen, sagte ich Wahnsinniger, er hat uns in einer Viertelstunde näher zusammengeführt, als das gesellige Leben in einem ganzen Jahr.

„Kommen Sie", sagte sie gütig, „ich will Ihnen den Baum zeigen."

Wir standen unter ihm. Ich war meiner nicht mehr mächtig. Dieser Augenblick schien mir mein ganzes Leben aufzuwiegen. Alles, was ich je gedacht, gewollt, gewünscht, schlug in Eine Empfindung zusammen. Hier, sagte ich

aus tiefster Seele, ganz Gefühl, hier fand Romeo seine Julie! Eine eben aufwirbelnde Flamme von dem Feuerwerk her zeigte mir die Geliebte in dem Rosenglanz göttlicher, unverwelklicher Schönheit. Julie! dein Romeo! sagte ich, und schlang meine Arme um sie. Sie kehrte jetzt ihr Gesicht nicht mehr ab, ich fühlte ihre vollen, brennenden Lippen auf den meinen. Sie hatte ihre Arme um mich geschlungen, ich drückte sie leidenschaftlich an mich. Die Welt verging uns — — wehe! wehe! wäre doch diese Seligkeit der letzte Augenblick meines Lebens gewesen! Denn ich werde nach diesem nur noch Jammer und Elend auf der Erde haben!

Endlich wand sie sich los und sagte mit ihrer Silberstimme: „Mein Romeo, ewig mein Romeo!" und ich von Zauber hingerissen besiegelte mein: Julie! meine Julie! abermals mit wilden, feurigen Küssen.

Da, Freund! mitten in diesem Taumel, zwischen Träumen und Wachen — glaubst Du an Erscheinungen, glaubst Du an Wunder? Als ich an das warmgeliebte, warmliebende Mädchen gedrückt, hinausstarrte in die Finsterniß aus finsterer Seele, da, Freund! lächle nicht! — als die Dunkelheit von Zeit zu Zeit erhellt wurde, da sah ich, ich sah Cäcilie, in dem Feuerglanz vorüberschweben, — von einer vergoldeten Wolke getragen, groß und ruhig, in weißem Gewand und den Lilienstengel in der Hand, den wehmüthig-ernsten Blick mir zugekehrt, sah sie vorüberschweben und sich in der Dunkelheit verlieren.

Sei es, daß mir ein guter Gott diese Erscheinung gesandt, sei es daß sie mein guter Genius aus der Tiefe meines Wesens entwickelte; ich erhielt im Augenblick meine

ganze, volle Besonnenheit wieder. Wie den der böse Rausch plötzlich zu verlassen pflegt, dem sich etwas Ungewöhnliches, Entsetzliches ereignet, erkannte ich auf einmal den furchtbaren Abgrund, der mich zu verschlingen drohte.

Julie, Julie! rief ich erschrocken, was machen wir? Kommen Sie, kommen Sie zur Gesellschaft zurück. Ich riß sie stürmisch, eilig weg. Sie folgte, ihre warme Hand in der meinen.

Unterwegs sagte ich ihr: Um Gottes Willen! verbergen Sie, was zwischen uns vorgefallen ist, — unser Verhältniß vor Ihren Eltern! Weiß noch Niemand um die Sache? Haben Sie sich noch Niemand anvertraut?

Sie nannte Ihre Freundin S., welche uns vorhin so plötzlich allein gelassen hatte. — Ich konnte mir nun dieß ihr Verschwinden leicht erklären: es war absichtlich geschehen. — Ich sehe aus diesem und anderm, daß Juliens Interesse, mir nahe zu kommen, wenigstens so stark war, als das meinige an ihr.

Was sonst jenen Abend in der Gesellschaft noch vorfiel, — erlaß mir die Beschreibung. Ich nahm an Allem wenig Antheil, und entfernte mich bald. Die Zeit her bin ich wie ein Träumender. Alles schwebt mir ungehalten, unbestimmt in einander. Ich kann Nichts festhalten, Nichts verfolgen, ich kann die Täuschung, den Traum nicht mehr von der Wirklichkeit unterscheiden.

O schreibe bald! Bringe Du mir die verständigende Wahrheit zurück! —

Den 11. August.

In meinem jetzigen Zustand ist mein Amt doch immer wieder stets von neuem meine Zuflucht, mein Anker. Ich erfahre es und sage mir es täglich: Nicht was er denkt, hält den Menschen, sondern was er thut. Ich finde mich, nicht ganz, doch einigermaßen immer wieder in der Thätigkeit zurecht. Ich lebe an der Arbeit so hin. Ohne sie wäre ich ganz verloren. Oft noch, oft geht mir im Unterrichten meine bessere Natur auf. Wohlbekannte Klänge und Worte bringen mir bisweilen alte Gefühle zurück: ich erinnere mich bei alten Kleidern an alte, geliebte Gestalten. Ich arbeite mich sprechend, wenn auch nur auf Augenblicke, in die Ideenwelt hinein, in die Gefühlsstimmung, in der ich Jahre selig lebte. Und wenn ich oft die blühenden Wangen eines reinen Jünglings, eines lieben Knaben betrachte, täusche ich mich oft mit der seligen Täuschung: ich sei schuldlos, wie sie!

Den 18. August.

Und Nichts hätte ich, was ich Dir entgegenstellen konnte, Julie? Nichts, schrieb ich? Habe ich nicht Dich, Dich, Cäcilie? Sah und hörte ich Dich nicht, in lebendiger Wirklichkeit, als Du an jenem Abende über weibliche Tugend sprachst, als Du Dich selbst, Dich selbst in Worte übersetztest? Sah ich Dich nicht in meines Herzens Empfindung, als Du auf der Rosenwolke vor mir vorüberschwebtest, zwischen Erd' und Himmel, mit dem Lilienstengel? — Ewig wird Dir mein Herz zugekehrt bleiben, und

nach Dir, Unsterbliche, werd' ich jedes sterbliche Weib messen!

Den 20. August.

Frei wäre der Mensch? Himmel! was ist das? Tausendmal sage ich es mir: ich will! und sinke schwach und ohnmächtig auf meine Kniee hin, indem ich weine: Ach, ich kann nicht! ich kann nicht! Diese Julie hat all' mein Leben in einen engen Kreis gebannt, in ein Einziges Gefühl, Einen Wunsch zusammengezogen! Die bloße Erinnerung Eines Kusses, Eines Händedrucks, Eines Lächelns zertrümmert meine festesten Gedanken, meine heldenmüthigsten Vorsätze. Auch in der Abwesenheit hör' ich, folge ich, wie ein Gefangener, ihrer Stimme Silberton. Tausendmal rufe ich: weg! weg! — denn allenthalben umgaukelt sie mich mit ihrem holden Liebreiz, ihrer Schönheit, ihrer Grazie Rosenschimmer, und flötet mir in die Seele: Mein Romeo! ewig mein Romeo! Wenn mein Gemüth nicht immer widerstrebte, ich könnte mich mit ihr stundenlang unterhalten, mit ihr der Entfernten. So leibhaft lebendig steht sie vor mir, wo ich bin; so verwirrt ist meine Seele. — Und frei wäre der Mensch? Wer hat doch diese abgeschmackte Lehre zu uns armen, elenden Menschen gebracht, daß wir frei sind? Sie schmeichelt unserer Eitelkeit, und wir hören gerne dieses Märchen, das uns sagt, wir seien Götter und Menschen zugleich: aber im Leben glaubt Keiner daran! Wenn wir aufgehört haben, Kinder und Thoren zu sein, und dem Buchstaben und der

Schule mehr, als dem Leben zu glauben: wiſſen wir, von wannen unſere Freiheit — unſere Tugend iſt und wie weit ſie ſich erſtreckt.

Den 22. Auguſt.

Es iſt für das Leben nichts gefährlicher, hört man ſagen, als eine dunkelgedachte Idee, als ein falſcher Begriff. Aber viel gefährlicher iſt eine übelverſtandene Dichtung! Doch richtiger geſagt: eigentlich ſind weder Idee, noch Begriff, noch Dichtung gefährlich, ſondern einzig und allein gefährlich und verderblich iſt die Leidenſchaft, die ſich von einer halbwahren Idee nicht abbringen läßt, die auch einen richtigen Begriff falſch anwendet, die eine erhabene Dichtung in das Gemeine zieht, die jede Vorſtellung falſch, einſeitig aufgreift, und auch das richtig Erfaßte verkehrt, ſchlecht gebraucht. Die Ideen, Begriffe, Dichtungen ſind an ſich unſchuldig, wenn ſie auch nur halb verſtanden werden — denn welcher Sterbliche kann ſie ganz verſtehen? — aber wir ſelbſt machen ſie zu Trägern unſerer Gemeinheit, und wenn wir ſie dann in den Dienſt unſerer Leidenſchaft haben treten laſſen, ſchieben wir die Schuld auf ſie, ſtatt uns ſelbſt anzuklagen.

Du glaubſt mir nicht, Guſtav? Ich will Dir mich ſelbſt zum Beiſpiel geben! Ach! Dein unglücklicher Freund überzeugt ſich jetzt durch ſeine eigne Natur von der Gemeinheit des Menſchen! Er gibt ſich ſelbſt zum Beiſpiel her, wie niedrig der Menſch ſtehe! wie er auch das Herrlichſte ins Verwerfliche verkehrt.

Den 23. August.

Ich brach gestern ab. Aber was ich gethan habe, muß ich auch schreiben können. Ich habe dann ja auch das Vergnügen obendrein, ein gethanes Unrecht vor der Phantasie zu wiederholen, und es so noch einmal thun zu können.

Ich mochte dieser Tage allein Shakspeare's Romeo und Julie lesen. Ich fand in jenes wilder Leidenschaft eine Entschuldigung, einen Anklang, eine Befriedigung. Vorgestern Nachts nach zehn Uhr ging ich, wie ich mich jetzt häufig Nachts herumtreibe, über die Brücke, längs des Flusses, zu dem Garten des Banquier. Als ich gedankenlos hinüberstarrte, blitzte mir der Schimmer eines Lichtes durch die Blätter der hohen Linden in das Auge von dem Hause des Banquier her. Das ist ihr Zimmer! das ist ihr Zimmer! und von ihr soll mich dieser elende Bach trennen? — Voran, Romeo! zur Geliebten, oder die Liebe auf ewig in den Fluthen gekühlt! So rief ich. Zum Glück war der Bergfluß, der zu manchen Zeiten hoch anschwillt, durch die anhaltende Hitze des Sommers ganz seicht geworden. Ich ging eine Strecke auf dem Sand, sprang dann kühn und behend von einem Felsstück auf das andere, scheute es nicht, daß ich einige Male bis über die Knie in das Wasser sank, und war am jenseitigen Ufer, in dem Garten, unter der verhängnißvollen Linde. Das Herz pochte mir, als ich leise, wankenden Schrittes dem Hause zuging nach den zwei beleuchteten Fenstern. Ich hatte richtig geahnet. Durch den nicht

ganz sorgfältig heruntergelassener Vorhang hinein sah ich sie, sie vor dem Spiegel zwischen beiden Fenstern stehen und mit ihrem Haarputz beschäftiget. Julie! rief ich leise, und Julie! immer stärker und stärker. Sie kam von innen an das Fenster, indem sie, ohne es zu öffnen, den Vorhang größtentheils zurückzog und die rechte Hand gegen das Licht zu vor die Augen hielt und heraussah. Julie, rief ich, mit gedämpfter, fester Stimme. Sie öffnete das Fenster, und stand in glänzend-weißem Nachtgewand mit gelöf'tem Haare über mir. Julie! wiederholte ich. — „Gott, wer ist das?" — Julie, kennst Du Deinen Romeo nicht? — „O Gott, ich bitte Dich, verlaß das Haus, den Garten!" — Julie, komm' zu mir! — „Nimmermehr! Geh! wenn es Jemand hört! Wir sind verloren." — Julie, komm' zu Deinem Romeo! — „Ich kann, ich darf nicht." — Und kommst Du nicht, sagte ich mit fester Stimme, so findest Du mich morgen todt auf der Stelle! — „O Gott! o Gott!" seufzte sie leise, aber seelenergreifend. Sie schloß das Fenster und verschwand. Ich stand lange, lange auf demselben Fleck wie festgewurzelt, und hielt die Hände gefaltet zu dem Himmel, zu den Sternen empor, ich weiß nicht, in welchem Gefühl. Endlich hörte ich einen leisen, leisen Schall von der Thür her. Ich fuhr bebend auf, die Thüre öffnete sich, ich stürzte auf sie los: sie stand vor mir in einem Ueberrock gehüllt, mit nachläßig gebundenem Haare. Ich lag von meinem Gefühl, meiner Schuld übermannt vor ihren Füßen, und umschlang, indem sie noch auf der Treppe stand, ihre Kniee. „Stille! Stille!" lispelte sie, indem sie sachte die geöffnete Thür anlehnte. „Komm, hier fort!"

Wir gingen dem Garten zu. Ich konnte nur: Liebe Julie! sagen, ich wußte sonst Nichts. „Lieber, böser Mann", sagte sie, „warum läßt Du mich bei Tage lange, viele Tage hindurch harren und dulden, und kommst bei Nacht mit Gefahr Deines Lebens?" — Ich konnte ihr keine Antwort geben, keinen Grund sagen. — Gehe in das Haus zurück! sagte ich in plötzlich erwachender Angst, indem ich Verblendeter jetzt erst sah, welcher Gefahr ich sie, mich aussetzte. — „Fürchte Nichts", sagte sie beruhigend, da Du einmal da bist, so gehe nicht wieder, ohne mir ein Wort des Trostes, der Hoffnung zurückgelassen zu haben. Wenn ich nur leise durch die Hausflur gehe, so werden wir hier schon unentdeckt bleiben. Es schläft auf diesem Flügel, hinten heraus, Niemand, als eine alte Magd. — Warum bist Du die ganze Zeit nicht bei mir gewesen?"

Wissen Deine Eltern, fragte ich dagegen, um unser Verhältniß? — „Nein", antwortete sie, „ich habe es ihnen bisher, Deinem Wunsche gemäß, verheimlicht. Aber es steht unserer Verbindung kein Hinderniß entgegen. Mein Vater achtet und liebt Dich in hohem Grade, und meine Mutter ist immer der Meinung meines Vaters. Ich weiß es ganz gewiß, daß er auf der Stelle sein Jawort gibt. Entdeck' ihm Deine Liebe, wirb um meine Hand. Ich bitte Dich, thue es bald! dann bist Du ganz mein Romeo!"

Sie hing an meinem Halse. Wir standen vor einem Gartenhäuschen. „Laß uns hinein gehen", sagte sie, „es ist kühl, ich fürchte mich zu erkälten." Als wir die Treppen hinaufgingen, sagte sie bedeutsam: „Romeo, ich gebe

meinen Ruf, mein Glück in Deine Gewalt, aber ich gebe mich in die Hände eines braven Mannes, den unser ganzes Haus ehrt und liebt.“ — O ich Unwürdiger, rief ich, von diesen Worten ergriffen. Wir waren in das Zimmer getreten, — und wir setzten uns der mit Glas durchbrochenen Thüre und den Fenstern gegenüber. Es war hell, wie bei Tage; die Sichel des Mondes mit tausend kleinern Lichtern schwammen im tiefen Himmel. Doch ich war nur mit mir beschäftigt. Ich Unwürdiger! wiederholte sich meine Seele. Meine Augen füllten sich mit Thränen; sie stürzten auf ihren Nacken, ihre Wangen, ich trocknete sie mit ihrem vollen, gelöst'en Haar. Sie deutete sich meine Thränen auf das Uebermaß meiner Liebe. Sie war das glücklichste Geschöpf. Auch mir war durch die Thränen eine Erleichterung, ja eine Erheiterung des Geistes zu Theil geworden, wie ich sie seit langer Zeit nicht gekannt hatte. Ach, nur die Oberfläche meines Gemüthes war damals beruhigt: in der Tiefe wirbelten die Wogen, lagen die Räthsel noch ungelöst und verwirrt! Die Thränen hatten meine Leidenschaft nur augenblicklich gemildert und beruhigt.

So saßen wir Liebende noch geraume Zeit, ungleicher Stimmung und Gedanken voll, unter dem Schimmer der Luna, bis ich endlich das gute Mädchen in ernster Besorgniß zum Aufbruch antrieb, nachdem ich ihr das Wort gegeben, dieser Tage zu ihr, zu ihren Eltern zu kommen. Oben am Fenster gab sie mir ein verabredetes Zeichen, daß sie ganz unbemerkt wieder in ihrem Schlafzimmer angekommen sei, worauf ich erleichtert und froh aus dem Garten sprang, über den Fluß setzte, indem ich einmal bis

über die Brust in das Wasser sank, und nach Haus rannte, wo ich erst um ein Uhr ankam.

Noch eins muß ich doch nachholen. Als ich so bei Julie saß, den rechten Arm um den reizvollen Körper geschlungen, und das Haupt auf ihren hochwallenden Busen gesenkt, sagte ich einmal sie liebkosend statt „Julie", „Cäcilie!" Ich fuhr in mir zusammen. Sie aber hatte es zum Glück nicht gehört.

Den 24. August.

Es wird mir immer klarer: ich muß abbrechen, für immer, und ganz und gar abbrechen. Durch unbesonnenes Handeln kam ich in diese Verwirrung, in diese Leidenschaft hinein. Besonnenes muß mich wieder hinausführen. Hier hilft kein Vornehmen, Wollen, Wünschen, Denken, sondern einzig und allein Handeln. Das Handeln wird mich wieder auf meinen frühern Pfad zurückführen, meiner Seele ihre Ruhe wiedergeben.

Ich habe ein großes Unrecht gethan. Aber ich darf es nicht vermehren, nicht bleibend machen. — Mich schaudert, für mein ganzes Leben an ein Wesen gebunden zu sein, zu dem ich nicht passe, das mich nicht versteht!

Den 25. August.

Seit Julie mir von Verbindung für's Leben spricht, seit sie Du mich nennt — ist meine Furcht nicht noch größer, als meine Leidenschaft?

Den 26. August.

Und war es recht, ihren Eltern unser Verhältniß zu verschweigen, und es ihrer Freundin mitzutheilen? Muß einer Tochter in solchen Fällen die Mutter, der Vater nicht näher, als jede Freundin stehen? War es recht, dem getriebenen, unbändigen, ihr erst seit einem Jahre bekannten Menschen mehr zu folgen, als ihrer Kindesliebe?

Den 28. August.

Auf! entscheide Dich zum festen, entschlossenen Handeln! Erfülle Dich mit dem Schönsten, Besten, was Du je dachtest und wolltest, und gehe zu ihr, und sag' ihr ab! Ich spiele seit einiger Zeit ein gemeines Spiel. Soll das Spiel Ernst werden, und das ganze Leben lang mit mir spielen? Ich habe den Affekt, die Leidenschaft eine Zeit lang auf weitem Felde mein Leben durchtoben und durchkreuzen lassen. Aber im Hintergrunde hat sich in Ruhe und Stille mein Geist zu neuer Kraft gesammelt: er tritt hervor und schlägt den unbesorgten Feind. Ich denke, der unsterbliche Kern des geistigen Lebens, die verständige Besonnenheit kann wol überschüttet, aber nicht vernichtet werden. Der Geist ist der Sieger!

Den 30. August.

Ich gebrauche jetzt ein eignes Mittel zu meiner sittlichen Erhebung. Ich machte in jener Nacht, als ich in den Fluß sank, die Bemerkung, daß sich die Flamme meines Busens kühlte. Ich bade mich seitdem täglich an einer tiefen Stelle, ungeachtet es schon spät im Jahr ist und ich jedesmal heftig friere.

Sonst komme ich selten mehr und nur dann unter Menschen, wenn meine Pflicht es fordert oder ich es muß. Das Glück macht den Menschen gesellig, das Elend verschließt ihn in sich selbst. Ich wenigstens gehöre jetzt nicht unter diese scherzenden, lachenden Geschöpfe. Die Dinge, um die sie sich herumtreiben, kommen mir so klein, so nichtig vor. Ich muß mich immer zwingen, sie anzuhören, und wenn ich einmal dazu lächle, ist es gewiß eine Heuchelei. Ich habe es jetzt nur mit mir selbst zu thun; der Kampf, den ich mit mir kämpfe, macht mich theilnahmlos gegen Anderer Thun und Genuß. Wie könnte ich auch ihnen Etwas sein, da ich mir selbst so wenig bin?

Und was soll ich Andern von mir sagen? Meine Sorgen sind den Menschen unverständlich. Tausende würden sich in meiner Lage glücklich, selig nennen: nur mir, nur mir wandeln meine Ideen dieß Glück in Jammer um. Das irdische Leben bietet mir von freien Stücken seine schönsten Reize, seine wärmsten Freuden, seiner Güter Ueberfluß: und ich der Beglückte, der reich Beschenkte trage nur Pein in der Seele. Ließe ich den geschäftigen, genußsüchtigen Pöbel in mich, in meine Leiden schauen, er würde mich einen Thoren, einen Rasenden nennen, und er hätte Recht von seinem Standpunkt aus.

Eine größere Kluft, als sonst, scheidet mich jetzt von den Menschen. Ich bin schon seit einigen Wochen nicht in unser Kränzchen gekommen; einige Vorwände mußten mir die Entschuldigung geben. Und auch sonst entziehe ich mich meinen Freunden dadurch, daß ich beinahe nie auf meinem Zimmer zu treffen bin. Entweder bin ich in meinen Lehrstunden, oder ich schweife draußen in Wäldern, auf den Gebirgen umher, mache meilenweite Spaziergänge. Und wenn ich dann nach Mitternacht ermüdet nach Hause zurückkomme, dann ist mir es am wohlsten, dann bin ich allein aufgelegt, mich auf meinen Unterricht vorzubereiten, und ich verlebe einige vergnügte Stunden. Wenn mein Körper am schwächsten ist, ist der bessere Theil meiner Seele am stärksten.

Die Nacht und die Einsamkeit sind meine einzigen Freundinnen. Wenn Morgens nach kurzem Schlaf die Augen der Tag trifft, freue ich mich schon wieder zum voraus auf die stille, ruhige, friedliche Nacht, auf mein übermäßiges Herumlaufen durch Berg und Thal, und auf meine Geistesheiterkeit nach der gewaltsam herbeigeführten körperlichen Ermüdung: darin hoffe ich dann einen kleinen Ersatz zu finden für die unbefriedigende Geschäftigkeit des Tages. Die Nacht hat die Farbe meines Innern und ich suche und finde oft in ihr ihre Ruhe und Stille.

Den 4. September.

Ewige, allbarmherzige Liebe! die du den Fluß im Thal, die du die Sterne über meinem Haupte ihre Bahn führst, leite auch mich auf meinen Pfad zurück.

Du verscheuchest die kalte Wolke des Himmels, und lässest die Erd' sich erquicken an dem Strahl der ewigen Sonne: o gib auch meiner Seele das Licht und die Wärme deiner ewigen Wahrheit wieder.

Du hast Jedem deiner Geschöpfe, der Pflanze, dem Thier, dem Stern, seine Sphäre vergönnt, in der es sein Daseyn beginnt und vollendet; o erhalte auch mich in meiner Sphäre, in meinem Berufe, dir, Gott, ähnlich zu seyn.

Ich liege vor dir, allwaltender Geist, auf die Erde gedrückt! Meine Kraft, mein Vermögen ist dem Wurme gleich. O laß mir, o gib mir den alleinigen Trost, den einzigen Vorzug, womit du deinen Menschen schmücktest, durch das schnell verrauchende Erdenleben, durch der Freude Schimmer und des Leidens Nacht zeugend dein Bild zu tragen!

Der du mich riefst mit junger Begeisterung, Prophetenstimme, der du mich weihtest in meines reinen Herzens stärkstem Hochgefühl, für dich zu zeugen mit Millionen, die in allen Völkern, Zeiten, Welten für dich leben, sterben: Vater! Vater! laß meiner Seele die einzige, letzte Freude auf Erden: dir verbunden sich zu fühlen!

Schicke mir mit der Begeisterung Schwingen deiner Engel, deine Verkünderinn: die Idee, zurück, die einzig den Menschen im Menschen erhält. Oder, wenn ich auf diesem Schauplatz für dich verloren bin, sende mir deinen

zweiten Engel, der den unsterblichen Menschen vom sterblichen löst, der das Leben erhält, indem er es nimmt.

Den 5. September.

Ich ging heute mit festem, entschlossenem Vorsatze zum Banquier. Aber ich habe mein Vorhaben nicht ausgeführt. Jetzt ist nur noch Ein Weg übrig.

Der heutige Besuch wird mir unvergeßlich sein. Er steht mir freundlicher vor der Seele, weil ich mir keine ungeregelte Stimmung vorzuwerfen habe.

Ich traf Julie allein. Als ich in das Zimmer trat, sprang sie mir freudig erschrocken, mit erröthenden Wangen entgegen. Sie erzählte, ihre Eltern seien wegen eines ländlichen Geschäftes auf ihr Landgut gefahren. „Sie haben mich mitnehmen wollen", fügte sie hinzu, „aber mir sagte mein Herz, daß Du heute endlich kommen würdest, deßwegen blieb ich zu Hause. Es ist doch sonderbar: sonst sind meine Eltern fast immer zu Hause: nur diese beiden Male, da Du zu uns kamst, sind sie zufällig nicht hier."

Es drängte sich mir hier eine mir auffallende Bemerkung auf, die mich seither freundlich wehmüthig beschäftigt. Julie war ganz verändert, war eine andere geworden! Sie war in allen ihren Zügen, Wendungen, Stellungen, Worten: Freundlichkeit, Güte, Innigkeit, Hingabe. Ein höherer, schöner, freundlicher Geist war über sie gekommen. Ihr liebevolles Wesen war sichtbar in Allem, was sie sagte und that. Ihr Herz hatte ihren

ganzen Körper durchdrungen. Eine ähnliche Verklärung des Körpers, eine so unaussprechliche Liebenswürdigkeit hatte ich nie gesehen. Ihr Benehmen gegen mich, ihre ganze Erscheinung — ich erkannte beinahe die frühere Julie nicht mehr.

Meine Stimmung dagegen war fortwährend ernst und bestimmt, und wurde durch die ebenmäßige, unschuldige Freundlichkeit der Geliebten eher mit einer milden, weichen Wehmuth übergossen, als im geringsten in das Wilde und Ungeziemende hineingerissen. Ich betrug mich gegen sie wie gegen eine liebenswürdige Freundin, eine theure Schwester; von leidenschaftlichen Anwandelungen spürte ich damals und auch meistens seither keine Spur. Ein Gefühl, wie das ist, womit ich das Andenken Cäciliens umfasse, hatte ich gegen sie nie gehegt. Julie war mir damals so lieb, wie sie mir allein lieb sein durfte, lieb sein kann.

Ich war auf einmal zu ihr in das rechte Verhältniß getreten. Ich empfand gegen das freundliche Geschöpf ein ruhiges Wohlwollen, dem sich nichts Sinnliches beimischte. Sie fühlte es, daß die bessere Natur in mir den Sieg davon trug. Ich dankte Gott, ich war wieder zufrieden mit mir in einer reuig-ernsten, wehmüthig-festen, weichen und doch gehaltenen Gefühlsstimmung.

Nur zu dem Einen hatte ich keine Kraft, auch Julie in das rechte Verhältniß zu mir zu stellen. Daß aber dieß Eine unumgänglich nothwendig geschehen müsse, erkannte ich damals zuerst in lebendiger, innerer Erfahrung. Was ich mir bisher im Begriff vorgehalten hatte, ward Gefühl in mir, Ueberzeugung meines Herzens. Ich be-

ruhigte mich deßwegen über meine Schwäche, meinen Vorsatz, weßwegen ich eigentlich gekommen war, nicht durchsetzen zu können, weil dieser Vorsatz, indem ich ihn aufschob, selbst kräftiger und lebendiger wurde.

Julie entdeckte mir, sie habe ihren Eltern das Geheimniß anvertraut, und — sie habe von ihrem Vater die Einwilligung erhalten! Dieser habe gesagt, es sei seine Ueberzeugung, daß Eltern ihren Töchtern bei ihrer Verheirathung freie Wahl lassen müßten, wenn diese auf einen braven Mann falle. Als mich diese Nachricht in meiner gleichmäßigen Stimmung ließ, meinte Julie, ich sei heute ernst und wortkarg, doch Männer hätten ja bisweilen ihre Launen. Auch fand sie mich blaß, und magerer geworden. Sie wußte sich auch dieß zu ihren Gunsten zu deuten.

Sie spielte in meinen Locken, hielt ihr Haar an das meinige, um zu sehen, welches das schwärzeste sei; sie streichelte die Wangen, in welche die frühere Röthe nun bald wieder zurückkehren würde; sie zog mich durch einige kleinere Zimmer in den großen Gartensaal und zeigte mir vom Fenster aus durch die Bäume das Gartenhaus, in dem wir eine so schöne Stunde zugebracht hätten, an die wir uns noch oft erinnern würden; sie stellte sich mit mir vor den Spiegel, und meinte, wir wären ein schönes Paar, nur wäre sie etwas zu klein und ich zu mager; sie hieß mich zu ihr auf das Sopha sitzen und sah mich mit kindlicher, lieber Unschuld an, einen Arm auf meine Schulter gelehnt. Aber alles, was ich an diesem Abend sagte, fühlte, that, blieb in den Schranken der wohlwollenden Freundschaft, der Bruderliebe. Nur noch wehmüthige Reue

und der Vorsatz, meinen Fehler möglichst zu bessern, knüpfte meine Empfindung an meine frühere Liebe an.

Eine Magd kam in den Saal, wo wir geblieben waren, und kündigte den Besuch einiger Freundinnen an. Julie stand ganz ohne Verlegenheit von dem Sopha auf, indem sie der Magd Bescheid gab; woraus hervorging, daß auch das Gesinde schon von unserm Verhältniß wissen müsse. Als ich sie verlassen hatte, fühlte ich mich bei aller Reue und Wehmuth gestärkt und erhoben; ich glaubte meinen Vorsatz schon zur Hälfte ausgeführt zu haben, da ich in dieser Stimmung sei. Denn ohne die rechte Stimmung habe ich nie Etwas thun können, oder immer Alles verkehrt gethan.

Den 8. September.

Gerne und oft nenne ich mir dieser Tage die Dinge, die mich nicht ganz haben sinken lassen, die dem geistigen Princip in mir die Herrschaft bereiteten: Arbeit, Baden und Laufen, Natur, Einsamkeit; und ich halte jedem auf meinen einsamen Irrgängen, als meinen Wohlthätern, eine kleine Lobrede. Die tugendfördernde Kraft der Arbeit habe ich noch nie gehörig untersucht, nie gebührend gelobt gelesen. Die hohe geistige Bedeutung der Gymnastik, der Leibesübungen habe ich jetzt nicht nur erkannt, sondern erlebt. Ihren Werth werde ich mir in alle Ewigkeit von keinem Pedanten ausreden lassen. Der junge Werther bei Göthe wäre kein solcher Schwächling geworden, sein ganzes Leben hätte sich ihm nimmer in eine läppische

Phantaſie verdunſtet, wenn er geturnt hätte. Die Natur und Einſamkeit endlich! Die Einſamkeit, die Mutter in ſich geſchloſſener, vollendeter, großer Menſchen! Nimmermehr hätte ich mich im Geräuſch und Gedränge, in dem eiteln Jagen der Menſchen zurecht gefunden, ich wäre untergegangen. Aber draußen in der einfachen, großen Natur, fern von allen geſchraubten, erlogenen Verhältniſſen, Bedürfniſſen fand ich mich ſelbſt, fand ich die Idee, fand ich Gott wieder! O welch' ein unendlich verkehrtes, welch' ein unendlich unnatürliches Leben führen wir, daß wir deſſen größten Theil in den Stuben, dem ſtädtiſchen Gedränge zubringen, geſchieden und abgeſchloſſen ſind von dem unmittelbaren heilenden, regelnden, Geiſt und Körper erziehenden Einfluß der ewigen Natur, deiner Natur, Gott, in welcher ſich jeder Sinn, jedes Gefühl deiner Weisheit, deiner Güte öffnet und jede Empfindung ein Gebet wird!! —

Den 14. und 15. September.

Es war Mitternacht vorüber, als ich von meinen einſamen Wanderungen nach Hauſe kam. Meine beſorgte, alte Aufwärterin war, wie ſie es gewöhnlich aus Anhänglichkeit zu mir thut, aufgeblieben. Ich verwies ihr es, worauf ſie erwiederte, ſie könnte doch kein Auge zuthun, wenn ſie auch im Bett läge, ehe ſie mich zu Hauſe wüßte, ſie hätte zu viel Angſt um mich. Mich rührte dieſe treue Anhänglichkeit an einen Menſchen, der ſchroff und kalt, ihr ſelten ein gutes Wort gibt, ſelten eine freundliche

und der Vorsatz, meinen Fehler möglichst zu bessern, knüp
meine Empfindung an meine frühere Liebe an.

Eine Magd kam in den Saal, wo wir geblieben
ren, und kündigte den Besuch einiger Freundinnen
Julie stand ganz ohne Verlegenheit von dem Sopha
indem sie der Magd Bescheid gab; woraus hervorg
daß auch das Gesinde schon von unserm Verhältniß wi
müsse. Als ich sie verlassen hatte, fühlte ich mich bei a
Reue und Wehmuth gestärkt und erhoben; ich glaubte
nen Vorsatz schon zur Hälfte ausgeführt zu haben, da
in dieser Stimmung sei. Denn ohne die rechte St
mung habe ich nie Etwas thun können, oder immer A
verkehrt gethan.

Den 8. September

Gerne und oft nenne ich mir dieser Tage die Di
die mich nicht ganz haben sinken lassen, die dem geist
Princip in mir die Herrschaft bereiteten: Arbeit, Be
und Laufen, Natur, Einsamkeit; und ich halte jedem
meinen einsamen Irrgängen, als meinen Wohlthätern,
kleine Lobrede. Die tugendfördernde Kraft der A
habe ich noch nie gehörig untersucht, nie gebührend g
gelesen. Die hohe geistige Bedeutung der Gymnastik,
Leibesübungen habe ich jetzt nicht nur erkannt, son
erlebt. Ihren Werth werde ich mir in alle Ewigkeit
keinem Pedanten ausreden lassen. Der junge We
bei Göthe wäre kein solcher Schwächling geworden,
ganzes Leben hätte sich ihm nimmer in eine läpp

meinen Ruf, mein Glück in Deine Gewalt, aber ich gebe mich in die Hände eines braven Mannes, den unser ganzes Haus ehrt und liebt.“ — O ich Unwürdiger, rief ich, von diesen Worten ergriffen. Wir waren in das Zimmer getreten, — und wir setzten uns der mit Glas durchbrochenen Thüre und den Fenstern gegenüber. Es war hell, wie bei Tage; die Sichel des Mondes mit tausend kleinern Lichtern schwammen im tiefen Himmel. Doch ich war nur mit mir beschäftigt. Ich Unwürdiger! wiederholte sich meine Seele. Meine Augen füllten sich mit Thränen; sie stürzten auf ihren Nacken, ihre Wangen, ich trocknete sie mit ihrem vollen, gelös'ten Haar. Sie deutete sich meine Thränen auf das Uebermaß meiner Liebe. Sie war das glücklichste Geschöpf. Auch mir war durch die Thränen eine Erleichterung, ja eine Erheiterung des Geistes zu Theil geworden, wie ich sie seit langer Zeit nicht gekannt hatte. Ach, nur die Oberfläche meines Gemüthes war damals beruhigt: in der Tiefe wirbelten die Wogen, lagen die Räthsel noch ungelöst und verwirrt! Die Thränen hatten meine Leidenschaft nur augenblicklich gemildert und beruhigt.

So saßen wir Liebende noch geraume Zeit, ungleicher Stimmung und Gedanken voll, unter dem Schimmer der Luna, bis ich endlich das gute Mädchen in ernster Besorgniß zum Aufbruch antrieb, nachdem ich ihr das Wort gegeben, dieser Tage zu ihr, zu ihren Eltern zu kommen. Oben am Fenster gab sie mir ein verabredetes Zeichen, daß sie ganz unbemerkt wieder in ihrem Schlafzimmer angekommen sei, worauf ich erleichtert und froh aus dem Garten sprang, über den Fluß setzte, indem ich einmal bis

Miene zukommen läßt. Ich forderte eine größere, eine ganze Kerze. „Will denn der liebe Herr noch aufbleiben?“ fragte sie, „es ist schon so spät!“ — Ja, das muß ich, das will ich, war meine Antwort; und weck' sie mich morgen um sechs Uhr; dann will ich mich auf meinen Unterricht vorbereiten. — Sie ging langsam, den Kopf schüttelnd. Als sie mir die Kerze brachte, sagte sie, dieselbe überreichend, mir freundlich-flehend ins Auge sehend, in schmeichelndem Tone: „Ach lieber, guter Herr! schonen Sie Ihre Gesundheit! Sie können ja das nicht aushalten! — Speisen Sie wieder im Gasthofe, nicht mehr allein! Ach das kann nicht so fort gehen! Sie schlafen kaum so lange, als Andere zum Essen brauchen. Wenn Sie wüßten, wie Sie abgenommen haben; als Sie hierher kamen, blühten Sie, wie eine Rose, und jetzt....! Ach, lieber Herr, folgen Sie mir! Gehen Sie doch auch wieder unter die Leute!“ — Beruhige dich, entgegnete ich; heute muß ich noch wachen, morgen wird's besser gehen! Bald werd' ich wieder schlafen können. „Das wolle Gott geben!“ sagte sie, indem sie sich mit der bloßen umgekehrten Hand die Thränen aus den hohlen Augen und vom runzlichten Gesichte wischte.

Ich ging bewegt die Treppe hinauf, im Zimmer auf und ab. Diese ungebildete Alte, rief ich, nimmt an einem fremden, sie schlecht belohnenden Menschen einen solchen innigen Antheil, und ich — ich stoße den Dolch in ein Herz, das mich unendlich liebt. Ich sank auf meine Kniee nieder, lange Zeit meinen Thränen und meinem Schmerze hingegeben. Aber Jeder, rief ich endlich, muß Gott auf seine Weise dienen! Sie durch ihre schöne Theilnahme —

ich, daß ich fremde Theilnahme, die störend in mein beſtes Leben greift, von mir abwehre! Wohlan, ich will meiner Ueberzeugung folgen, und mein Geſchäft thun!

Ich ſetzte mich nieder und ſchrieb an Julie.

„Liebe, theure Julie!"

„Mitternacht iſt längſt vorüber. Aber ich ſitze und denke an Dich. Mir bringt die Nacht ſeit langer Zeit keinen Schlaf mehr: ich härme mich auch dann, wenn das geplagteſte Menſchenherz ſeines Weh's vergißt."

„Will ich Dich durch dieſe Worte zum Mitleid rühren? will ich Dein Gefühl beſtechen? Nein, ich will es nicht!"

„Julie, ich habe gegen Dich gefehlt, ſchwer gefehlt! Richte mich ſtrenge. Ich verdiene Deine herben, harten Vorwürfe. Ich beſtätige Dir jeden ſchweren Tadel. Aber Verachtung, Julie, verdient Dein Romeo nicht: er iſt kein ſchlechter, kein gemeiner Menſch. Er iſt Deines bleibenden Wohlwollens nicht unwerth. Siehe, ich habe mich vor Gott geſtellt, und vor ihm ſage ich Dir: Ich bin Deiner Achtung nicht unwerth."

„Siehe, gute Julie, dies wird Dir auch dieſer Brief beweiſen. Er macht mir unendlichen Schmerz und wird auch Dir Harm bringen. Aber was iſt es, Julie, was den Menſchen achtungswerth macht? Nicht wahr, daß er allen Schmerz, alles Kreuz auf ſich nimmt und thut, was ihm ſeine Ueberzeugung gebietet?"

„Julie, ſchwer habe ich gegen Dich geſündigt. Meine Hand zittert, indem ich es ſchreibe. Von Deiner holden Freundlichkeit überraſcht und von meiner Leidenſchaftlichkeit hingeriſſen, habe ich Dich glauben machen, ich liebe Dich. Ich will nicht den lockenden Augenblick, das aufregende Getränk beſchuldigen: ich, ich trage und büße die Schuld, und werde ſie büßen mein Leben lang, damit ich mich wieder mit mir ſelbſt, mit Gott verſöhne.“

„Aber ſoll ich nun Schuld auf Schuld häufen? ſoll ich Fehler an Fehler reihen? ſoll, was vielleicht jetzt noch gebeſſert und geheilt werden kann, dauernd gemacht werden für das ganze Leben? das wolle Gott nicht! Auf einer Lebensverbindung, die nicht aus der vollſten Hingabe beider Herzen hervorgegangen iſt, ruht der Segen des Himmels nicht.“

„Julie, wenn ich Dir ein getheiltes Herz in die Ehe brächte, wäreſt Du zufrieden? Könnte ich mich Deiner, alles Glückes freuen? Trüge ich nicht einen immer nagenden Vorwurf in mir? Müßt' ich mich nicht einen — Betrüger nennen? Du gibſt Dich ganz hin, und ich gebe mich Dir halb zurück!“

„Julie, ich muß Deiner Liebe entſagen, um Deine Achtung zu erhalten. Jener bin ich nicht werth: dieſe zu erringen, wird, Du ſollſt es ſehen, das Streben meines Lebens ſein.“

„Freundliche Julie! lange, vielfach habe ich mich geprüft. Und mein letzter Beſuch machte mir es unumſtößlich gewiß, — daß ich Alles, nur nicht Deine Liebe verdiene. O, wenn ich es Dir ſagen könnte, wie ich Dir wohl will, ich Dir gut und gewogen bin, als der Freund

der Freundin, wie der Bruder der Schwester! welches Wohlgefallen, welche Theilnahme Du in mir erregst! Aber Deine volle Hingabe verlangt ein gleiches Gegengeschenk. Bin ich Schuld daran, daß ich Dir Alles, Alles, nur dieß nicht zu geben vermag? Du stehst als eine reiche Königin vor mir, ich als ein Bettler Dir gegenüber."

„Julie, verlangst Du den Mann, der zu arm ist, für Liebe Dir Liebe zu geben?"

„Siehe, reiner Engel des Himmels, der Du Dich mir ganz anvertrautest, weil Du so schuldlos bist, wie das Kind, welches nicht einmal durch den Gedanken der Schuld befleckt ist — Julie, eine einzige, flüchtige, augenblickliche Wallung Deiner Liebe ist mehr werth, ist von ganz anderer Art, als ich Bettler bei der größten Anstrengung, bei allem Abmühen geben könnte, — wiegt ein ganzes von bloßem Wohlwollen und bloßer Freundschaft angefülltes Leben auf."

„Ach! ich kann Dein reines, klares Gefühl nicht mit gleichem erwiedern; und da hat sich mir — ich muß Dir meine ganze Schmach bekennen — schwere Leidenschaft untergeschoben, und diese habe ich lange für Liebe gehalten. Aber sie unterscheiden sich von einander, wie der leichte, goldne Wolkensaum am Abendhimmel von der nassen, schweren Scholle unter unsern Füßen."

„Julie, ich bin Dir in der Prüfung vorausgegangen. Julie, folge mir! Ich habe vielleicht auch in Dir eine Täuschung an dem Gegenstand Deiner Liebe veranlaßt. Prüfe Dich, ob es räthlich ist, Dein freundliches, gefälliges Dasein an den wirbelnden, reißenden Lebens-

lauf eines sich selbst nicht genügenden, wilden, unbehaglichen Menschen zu ketten!"

„Der Gattin freundliche, heitere Bildung und Ruhe müßte mir willkommen sein — Dir aber auch ein Gatte, der in seiner Selbstbildung erst Mitte inne stehend, mit sich selbst beschäftigt, vielfach von innen heraus beunruhigt und bewegt, Dir das nicht sein könnte, was Du billig von ihm erwarten dürftest?"

„Und was könnte ich, der ich Nichts besitze, als was ich mit meinen Händen verdiene, Dir für einen Ersatz bieten für die reiche Fülle und die leichte, ruhige Bequemlichkeit, in der Du aufgewachsen bist im elterlichen Hause?"

„Julie, betrachte mich, meine Eigenthümlichkeit, meine Lage, und Du wirst vielleicht finden, daß Deine Liebe sich täuschte in dem Gegenstand, sich täuschte nicht durch Deine, nur durch meine Schuld."

„Ich nenne Dich Du. O vergönne mir das Vorrecht, Dich so mein Lebenlang heißen zu dürfen! Bleibe meine Freundin: ich werde ringen, Dir als Freund einen Theil meiner großen Schuld abzutragen. Laß' uns durch die innigste, edelste Freundschaft immerdar verbunden sein! Soll denn nur Liebe Mann und Weib zusammenketten, nicht auch hohe, himmlische Freundschaft ihre Herzen verflechten können?"

„O Julie, da mein Herz Deiner Liebe nicht werth ist, laß mir den Trost, Dich immer Du, Freundin Dich nennen zu dürfen!"

„Julie, verweigere mir auf diese Zeilen, die ich nach tausend Martern unter tausend Thränen schrieb, die Ant-

wort nicht. Wie sehr Dich dieser Brief kränken mag: glaube mir, ich bin unendlich unglücklicher als Du, der ich das holdeste Geschöpf so kränken muß, — der ich so armen und leeren Herzens bin, das nicht geben zu können, was ich so gerne geben möchte, — dem nur die Erleichterung blieb, Dir sein Unrecht und sein Elend zu bekennen. Aber eben dieses Bekenntniß ist das Schwerste, Beste, was Du noch von mir empfingst, macht Deiner Achtung, Deiner Freundschaft werth.

Deinen

Romeo."

Ich hatte den vorstehenden Brief in der heftigsten Gemüthsbewegung geschrieben. Hundertmal setzte ich mich nieder, hundertmal setzte ich ab, und ging im Zimmer hin und her. Als ich endlich meinen Namen geschrieben hatte, fühlte ich die größte geistige und körperliche Erschöpfung. Mit bebender Hand faltete ich den Brief zu, versiegelte ihn und schrieb die Adresse. Ein Schauder rieselte mir durch alle Glieder. Ich hatte kaum die Kraft, das Licht zu löschen und die Paar Schritte nach dem Canapee zu gehen. Hier sank ich kraftlos nieder und bedeckte mich mit meinem Mantel, der zufällig darauf lag. Der Morgen glänzte trüb und kalt am Osten herauf. O, himmlischer Vater, schluchzte ich laut, nimm mich zu Dir! erlöse mich! Ich habe keine Freuden auf Erden mehr! Was soll mir Armen das Leben, wo ich immer gestrebt, nie errungen, immer entsagt, nie genossen habe! O mir schau-

ganzen Körper durchdrungen. Eine ähnliche Verklärung des Körpers, eine so unaussprechliche Liebenswürdigkeit hatte ich nie gesehen. Ihr Benehmen gegen mich, ihre ganze Erscheinung — ich erkannte beinahe die frühere Julie nicht mehr.

Meine Stimmung dagegen war fortwährend ernst und bestimmt, und wurde durch die ebenmäßige, unschuldige Freundlichkeit der Geliebten eher mit einer milden, weichen Wehmuth übergossen, als im geringsten in das Wilde und Ungeziemende hineingerissen. Ich betrug mich gegen sie wie gegen eine liebenswürdige Freundin, eine theure Schwester; von leidenschaftlichen Anwandelungen spürte ich damals und auch meistens seither keine Spur. Ein Gefühl, wie das ist, womit ich das Andenken Cäciliens umfasse, hatte ich gegen sie nie gehegt. Julie war mir damals so lieb, wie sie mir allein lieb sein durfte, lieb sein kann.

Ich war auf einmal zu ihr in das rechte Verhältniß getreten. Ich empfand gegen das freundliche Geschöpf ein ruhiges Wohlwollen, dem sich nichts Sinnliches beimischte. Sie fühlte es, daß die bessere Natur in mir den Sieg davon trug. Ich dankte Gott, ich war wieder zufrieden mit mir in einer reuig-ernsten, wehmüthig-festen, weichen und doch gehaltenen Gefühlsstimmung.

Nur zu dem Einen hatte ich keine Kraft, auch Julie in das rechte Verhältniß zu mir zu stellen. Daß aber dieß Eine unumgänglich nothwendig geschehen müsse, erkannte ich damals zuerst in lebendiger, innerer Erfahrung. Was ich mir bisher im Begriff vorgehalten hatte, ward Gefühl in mir, Ueberzeugung meines Herzens. Ich be-

ruhigte mich deßwegen über meine Schwäche, meinen Vorsatz, weßwegen ich eigentlich gekommen war, nicht durchsetzen zu können, weil dieser Vorsatz, indem ich ihn aufschob, selbst kräftiger und lebendiger wurde.

Julie entdeckte mir, sie habe ihren Eltern das Geheimniß anvertraut, und — sie habe von ihrem Vater die Einwilligung erhalten! Dieser habe gesagt, es sei seine Ueberzeugung, daß Eltern ihren Töchtern bei ihrer Verheirathung freie Wahl lassen müßten, wenn diese auf einen braven Mann falle. Als mich diese Nachricht in meiner gleichmäßigen Stimmung ließ, meinte Julie, ich sei heute ernst und wortkarg, doch Männer hätten ja bisweilen ihre Launen. Auch fand sie mich blaß, und magerer geworden. Sie wußte sich auch dieß zu ihren Gunsten zu deuten.

Sie spielte in meinen Locken, hielt ihr Haar an das meinige, um zu sehen, welches das schwärzeste sei; sie streichelte die Wangen, in welche die frühere Röthe nun bald wieder zurückkehren würde; sie zog mich durch einige kleinere Zimmer in den großen Gartensaal und zeigte mir vom Fenster aus durch die Bäume das Gartenhaus, in dem wir eine so schöne Stunde zugebracht hätten, an die wir uns noch oft erinnern würden; sie stellte sich mit mir vor den Spiegel, und meinte, wir wären ein schönes Paar, nur wäre sie etwas zu klein und ich zu mager; sie hieß mich zu ihr auf das Sopha sitzen und sah mich mit kindlicher, lieber Unschuld an, einen Arm auf meine Schulter gelehnt. Aber alles, was ich an diesem Abend sagte, fühlte, that, blieb in den Schranken der wohlwollenden Freundschaft, der Bruderliebe. Nur noch wehmüthige Reue

und der Vorsatz, meinen Fehler möglichst zu bessern, knüpfte meine Empfindung an meine frühere Liebe an.

Eine Magd kam in den Saal, wo wir geblieben waren, und kündigte den Besuch einiger Freundinnen an. Julie stand ganz ohne Verlegenheit von dem Sopha auf, indem sie der Magd Bescheid gab; woraus hervorging, daß auch das Gesinde schon von unserm Verhältniß wissen müsse. Als ich sie verlassen hatte, fühlte ich mich bei aller Reue und Wehmuth gestärkt und erhoben; ich glaubte meinen Vorsatz schon zur Hälfte ausgeführt zu haben, da ich in dieser Stimmung sei. Denn ohne die rechte Stimmung habe ich nie Etwas thun können, oder immer Alles verkehrt gethan.

Den 8. September.

Gerne und oft nenne ich mir dieser Tage die Dinge, die mich nicht ganz haben sinken lassen, die dem geistigen Princip in mir die Herrschaft bereiteten: Arbeit, Baden und Laufen, Natur, Einsamkeit; und ich halte jedem auf meinen einsamen Irrgängen, als meinen Wohlthätern, eine kleine Lobrede. Die tugendfördernde Kraft der Arbeit habe ich noch nie gehörig untersucht, nie gebührend gelobt gelesen. Die hohe geistige Bedeutung der Gymnastik, der Leibesübungen habe ich jetzt nicht nur erkannt, sondern erlebt. Ihren Werth werde ich mir in alle Ewigkeit von keinem Pedanten ausreden lassen. Der junge Werther bei Göthe wäre kein solcher Schwächling geworden, sein ganzes Leben hätte sich ihm nimmer in eine läppische

Phantaſie verdunſtet, wenn er geturnt hätte. Die Natur und Einſamkeit endlich! Die Einſamkeit, die Mutter in ſich geſchloſſener, vollendeter, großer Menſchen! Nimmermehr hätte ich mich im Geräuſch und Gedränge, in dem eiteln Jagen der Menſchen zurecht gefunden, ich wäre untergegangen. Aber draußen in der einfachen, großen Natur, fern von allen geſchraubten, erlogenen Verhältniſſen, Bedürfniſſen fand ich mich ſelbſt, fand ich die Idee, fand ich Gott wieder! O welch' ein unendlich verkehrtes, welch' ein unendlich unnatürliches Leben führen wir, daß wir deſſen größten Theil in den Stuben, dem ſtädtiſchen Gedränge zubringen, geſchieden und abgeſchloſſen ſind von dem unmittelbaren heilenden, regelnden, Geiſt und Körper erziehenden Einfluß der ewigen Natur, deiner Natur, Gott, in welcher ſich jeder Sinn, jedes Gefühl deiner Weisheit, deiner Güte öffnet und jede Empfindung ein Gebet wird!! —

Den 14. und 15. September.

Es war Mitternacht vorüber, als ich von meinen einſamen Wanderungen nach Hauſe kam. Meine beſorgte, alte Aufwärterin war, wie ſie es gewöhnlich aus Anhänglichkeit zu mir thut, aufgeblieben. Ich verwies ihr es, worauf ſie erwiederte, ſie könnte doch kein Auge zuthun, wenn ſie auch im Bett läge, ehe ſie mich zu Hauſe wüßte, ſie hätte zu viel Angſt um mich. Mich rührte dieſe treue Anhänglichkeit an einen Menſchen, der ſchroff und kalt, ihr ſelten ein gutes Wort gibt, ſelten eine freundliche

Miene zukommen läßt. Ich forderte eine größere, eine ganze Kerze. „Will denn der liebe Herr noch aufbleiben?“ fragte sie, „es ist schon so spät!“ — Ja, das muß ich, das will ich, war meine Antwort; und weck' sie mich morgen um sechs Uhr; dann will ich mich auf meinen Unterricht vorbereiten. — Sie ging langsam, den Kopf schüttelnd. Als sie mir die Kerze brachte, sagte sie, dieselbe überreichend, mir freundlich-flehend ins Auge sehend, in schmeichelndem Tone: „Ach lieber, guter Herr! schonen Sie Ihre Gesundheit! Sie können ja das nicht aushalten! — Speisen Sie wieder im Gasthofe, nicht mehr allein! Ach das kann nicht so fort gehen! Sie schlafen kaum so lange, als Andere zum Essen brauchen. Wenn Sie wüßten, wie Sie abgenommen haben; als Sie hierher kamen, blühten Sie, wie eine Rose, und jetzt....! Ach, lieber Herr, folgen Sie mir! Gehen Sie doch auch wieder unter die Leute!“ — Beruhige dich, entgegnete ich; heute muß ich noch wachen, morgen wird's besser gehen! Bald werd' ich wieder schlafen können. „Das wolle Gott geben!“ sagte sie, indem sie sich mit der bloßen umgekehrten Hand die Thränen aus den hohlen Augen und vom runzlichten Gesichte wischte.

Ich ging bewegt die Treppe hinauf, im Zimmer auf und ab. Diese ungebildete Alte, rief ich, nimmt an einem fremden, sie schlecht belohnenden Menschen einen solchen innigen Antheil, und ich — ich stoße den Dolch in ein Herz, das mich unendlich liebt. Ich sank auf meine Kniee nieder, lange Zeit meinen Thränen und meinem Schmerze hingegeben. Aber Jeder, rief ich endlich, muß Gott auf seine Weise dienen! Sie durch ihre schöne Theilnahme —

ich, daß ich fremde Theilnahme, die störend in mein beſtes Leben greift, von mir abwehre! Wohlan, ich will meiner Ueberzeugung folgen, und mein Geſchäft thun!

Ich ſetzte mich nieder und ſchrieb an Julie.

„Liebe, theure Julie!“

„Mitternacht iſt längſt vorüber. Aber ich ſitze und denke an Dich. Mir bringt die Nacht ſeit langer Zeit keinen Schlaf mehr: ich härme mich auch dann, wenn das geplagteſte Menſchenherz ſeines Weh's vergißt.“

„Will ich Dich durch dieſe Worte zum Mitleid rühren? will ich Dein Gefühl beſtechen? Nein, ich will es nicht!“

„Julie, ich habe gegen Dich gefehlt, ſchwer gefehlt! Richte mich ſtrenge. Ich verdiene Deine herben, harten Vorwürfe. Ich beſtätige Dir jeden ſchweren Tadel. Aber Verachtung, Julie, verdient Dein Romeo nicht: er iſt kein ſchlechter, kein gemeiner Menſch. Er iſt Deines bleibenden Wohlwollens nicht unwerth. Siehe, ich habe mich vor Gott geſtellt, und vor ihm ſage ich Dir: Ich bin Deiner Achtung nicht unwerth.“

„Siehe, gute Julie, dies wird Dir auch dieſer Brief beweiſen. Er macht mir unendlichen Schmerz und wird auch Dir Harm bringen. Aber was iſt es, Julie, was den Menſchen achtungswerth macht? Nicht wahr, daß er allen Schmerz, alles Kreuz auf ſich nimmt und thut, was ihm ſeine Ueberzeugung gebietet?“

„Julie, ſchwer habe ich gegen Dich geſündigt. Meine Hand zittert, indem ich es ſchreibe. Von Deiner holden Freundlichkeit überraſcht und von meiner Leidenſchaftlichkeit hingeriſſen, habe ich Dich glauben machen, ich liebe Dich. Ich will nicht den lockenden Augenblick, das aufregende Getränk beſchuldigen: ich, ich trage und büße die Schuld, und werde ſie büßen mein Leben lang, damit ich mich wieder mit mir ſelbſt, mit Gott verſöhne.“

„Aber ſoll ich nun Schuld auf Schuld häufen? ſoll ich Fehler an Fehler reihen? ſoll, was vielleicht jetzt noch gebeſſert und geheilt werden kann, dauernd gemacht werden für das ganze Leben? das wolle Gott nicht! Auf einer Lebensverbindung, die nicht aus der vollſten Hingabe beider Herzen hervorgegangen iſt, ruht der Segen des Himmels nicht.“

„Julie, wenn ich Dir ein getheiltes Herz in die Ehe brächte, wäreſt Du zufrieden? Könnte ich mich Deiner, alles Glückes freuen? Trüge ich nicht einen immer nagenden Vorwurf in mir? Müßt' ich mich nicht einen — Betrüger nennen? Du gibſt Dich ganz hin, und ich gebe mich Dir halb zurück!“

„Julie, ich muß Deiner Liebe entſagen, um Deine Achtung zu erhalten. Jener bin ich nicht werth: dieſe zu erringen, wird, Du ſollſt es ſehen, das Streben meines Lebens ſein.“

„Freundliche Julie! lange, vielfach habe ich mich geprüft. Und mein letzter Beſuch machte mir es unumſtößlich gewiß, — daß ich Alles, nur nicht Deine Liebe verdiene. O, wenn ich es Dir ſagen könnte, wie ich Dir wohl will, ich Dir gut und gewogen bin, als der Freund

der Freundin, wie der Bruder der Schwester! welches Wohlgefallen, welche Theilnahme Du in mir erregst! Aber Deine volle Hingabe verlangt ein gleiches Gegengeschenk. Bin ich Schuld daran, daß ich Dir Alles, Alles, nur dieß nicht zu geben vermag? Du stehst als eine reiche Königin vor mir, ich als ein Bettler Dir gegenüber."

„Julie, verlangst Du den Mann, der zu arm ist, für Liebe Dir Liebe zu geben?"

„Siehe, reiner Engel des Himmels, der Du Dich mir ganz anvertrautest, weil Du so schuldlos bist, wie das Kind, welches nicht einmal durch den Gedanken der Schuld befleckt ist — Julie, eine einzige, flüchtige, augenblickliche Wallung Deiner Liebe ist mehr werth, ist von ganz anderer Art, als ich Bettler bei der größten Anstrengung, bei allem Abmühen geben könnte, — wiegt ein ganzes von bloßem Wohlwollen und bloßer Freundschaft angefülltes Leben auf."

„Ach! ich kann Dein reines, klares Gefühl nicht mit gleichem erwiedern; und da hat sich mir — ich muß Dir meine ganze Schmach bekennen — schwere Leidenschaft untergeschoben, und diese habe ich lange für Liebe gehalten. Aber sie unterscheiden sich von einander, wie der leichte, goldne Wolkensaum am Abendhimmel von der nassen, schweren Scholle unter unsern Füßen."

„Julie, ich bin Dir in der Prüfung vorausgegangen. Julie, folge mir! Ich habe vielleicht auch in Dir eine Täuschung an dem Gegenstand Deiner Liebe veranlaßt. Prüfe Dich, ob es räthlich ist, Dein freundliches, gefälliges Dasein an den wirbelnden, reißenden Lebens-

lauf eines sich selbst nicht genügenden, wilden, unbehaglichen Menschen zu ketten!"

„Der Gattin freundliche, heitere Bildung und Ruhe müßte mir willkommen sein — Dir aber auch ein Gatte, der in seiner Selbstbildung erst Mitte inne stehend, mit sich selbst beschäftigt, vielfach von innen heraus beunruhigt und bewegt, Dir das nicht sein könnte, was Du billig von ihm erwarten dürftest?"

„Und was könnte ich, der ich Nichts besitze, als was ich mit meinen Händen verdiene, Dir für einen Ersatz bieten für die reiche Fülle und die leichte, ruhige Bequemlichkeit, in der Du aufgewachsen bist im elterlichen Hause?"

„Julie, betrachte mich, meine Eigenthümlichkeit, meine Lage, und Du wirst vielleicht finden, daß Deine Liebe sich täuschte in dem Gegenstand, sich täuschte nicht durch Deine, nur durch meine Schuld."

„Ich nenne Dich Du. O vergönne mir das Vorrecht, Dich so mein Lebenlang heißen zu dürfen! Bleibe meine Freundin: ich werde ringen, Dir als Freund einen Theil meiner großen Schuld abzutragen. Laß' uns durch die innigste, edelste Freundschaft immerdar verbunden sein! Soll denn nur Liebe Mann und Weib zusammenketten, nicht auch hohe, himmlische Freundschaft ihre Herzen verflechten können?"

„O Julie, da mein Herz Deiner Liebe nicht werth ist, laß mir den Trost, Dich immer Du, Freundin Dich nennen zu dürfen!"

„Julie, verweigere mir auf diese Zeilen, die ich nach tausend Martern unter tausend Thränen schrieb, die Ant-

wort nicht. Wie sehr Dich dieser Brief kränken mag: glaube mir, ich bin unendlich unglücklicher als Du, der ich das holdeste Geschöpf so kränken muß, — der ich so armen und leeren Herzens bin, das nicht geben zu können, was ich so gerne geben möchte, — dem nur die Erleichterung blieb, Dir sein Unrecht und sein Elend zu bekennen. Aber eben dieses Bekenntniß ist das Schwerste, Beste, was Du noch von mir empfingst, macht Deiner Achtung, Deiner Freundschaft werth.

Deinen

Romeo."

Ich hatte den vorstehenden Brief in der heftigsten Gemüthsbewegung geschrieben. Hundertmal setzte ich mich nieder, hundertmal setzte ich ab, und ging im Zimmer hin und her. Als ich endlich meinen Namen geschrieben hatte, fühlte ich die größte geistige und körperliche Erschöpfung. Mit bebender Hand faltete ich den Brief zu, versiegelte ihn und schrieb die Adresse. Ein Schauder rieselte mir durch alle Glieder. Ich hatte kaum die Kraft, das Licht zu löschen und die Paar Schritte nach dem Canapee zu gehen. Hier sank ich kraftlos nieder und bedeckte mich mit meinem Mantel, der zufällig darauf lag. Der Morgen glänzte trüb und kalt am Osten herauf. O, himmlischer Vater, schluchzte ich laut, nimm mich zu Dir! erlöse mich! Ich habe keine Freuden auf Erden mehr! Was soll mir Armen das Leben, wo ich immer gestrebt, nie errungen, immer entsagt, nie genossen habe! O mir schau-

dert auf dieser nassen, kalten Erde, fern vom Vaterherzen, vom Vaterhause! Ich bin hier ein Fremdling — es ist kein Herz auf dem Erdenrund, welches an mir hängt. Das einzige, erste, welches mich mit unendlicher Liebe umfaßt hatte, hast Du mir befohlen, von mir zu stoßen. Ich bin Dir gehorsam gewesen: aber, himmlischer Vater, jetzt nimm mich zu Dir. Ich habe jetzt Nichts mehr auf Erden! Meine letzte Stunde wird meine froheste sein!

Auf diese Weise rief, dachte ich fort in fieberhafter Hitze, bis mir endlich ein oft unterbrochener Schlummer zum Theil wenigstens das marternde Bewußtsein löschte. Bald nachher um sechs Uhr klopfte die Magd; ich rief ihr von dem anstoßenden Studirzimmer, wo ich lag, zu, und wollte mich aufrichten, aber sank ermattet auf mein Lager zurück. Die Alte hatte meine Antwort nicht gehört, sie öffnete leise die Thüre des Schlafgemachs und als sie von mir auf ihr abermaliges Rufen von der Studirstube aus Antwort erhielt, kam sie erschrocken herein gelaufen, und rief, mich anklagend, jammernd aus, daß ich nun gar nicht zu Bett gegangen sei. Ich ließ sie um sieben wiederkommen, bis dahin wollte ich wo möglich noch schlafen. Aber, dieß konnte ich so wenig ruhig, als nachher aufstehen. Ich hatte keinen sichern Schritt, meine Füße wankten, und ich fühlte eine ungekannte Entkräftung meines ganzen Körpers. Ich mußte heute, obwol sehr ungern, besonders da es das erste Mal war, die Schule aussetzen. Ich blieb auf dem Canapee liegen, welches ich mir etwas zurecht machen ließ. Die besorgte, klagende Alte pflegte mich mütterlich: sie hätte es schon lang vorausgesehen, sagte sie, daß das einmal so kommen würde.

Denn solch ein Leben könne auch der Stärkste nicht aushalten.

Um eilf Uhr kam Sabel ins Zimmer gestürzt. „Krank? unwohl?“ sagte er — „und Bräutigam dabei? Darf man gratuliren?“

Ehe ich hatte Antwort geben können, trat Nolten ins Zimmer. „Du hast zu spät zu mir geschickt. Ich war schon zu meinen Kranken ausgegangen. Sonst wäre ich schon lange hier. — Dein Körperübel hat wenig zu bedeuten“, versicherte er nach einigen Untersuchungen; „aber, was mich jetzt mehr, einzig interessirt: Wie steht's mit der Seele? Man sagt allgemein in der Stadt, Du seist der Bräutigam von Julie M...? — Schnell herausgesprochen: Ist's wahr?“

Nein, es ist nicht wahr, erwiederte ich langsam mit schwacher Stimme.

„Gottlob, daß es nicht wahr ist“, war die freudige, rasche Antwort Nolten's. „Ich fürchtete, ich wäre zu spät gekommen.“

„So sagst Du“, entgegnete Sabel verwundert, „und ich wollte eben unserm Freunde aus vollem Herzen Glück wünschen.“

Laßt mich, sagte ich, mich aufrichtend, ein Jeder seine Meinung — aber seine volle, ganze Meinung hören, damit ich mir meiner eignen Ansicht um so gewisser werde.

„Dann muß ich Dir sagen“, fing Sabel an, „daß ich in der ganzen Stadt keine bessere Partie für Dich wüßte. Ich kenne das Mädchen genau; sie ist früher, als ich noch ein Mädcheninstitut hatte, meine Schülerin gewesen. Du findest kein Mädchen, die so gutmüthig, so

im Herzen gut ist. Und ihr schöner Körper? Ich weiß in der That nicht, was an dem Mädchen auszusetzen wäre. Sie ist anerkannt eins der schönsten, und ich, ihr ehemaliger Lehrer, versichere Dir, sie ist das beste, liebste Mädchen in der Stadt. Nimm dazu die übrigen Verhältnisse: das schöne Familienleben, den vortrefflichen Vater und die gute Mutter, und, was doch auch in Anschlag zu bringen ist, das große Vermögen. Lieber Freund! wenn Du dieses Mädchen bekommen kannst, um die sich schon Mancher vergebens beworben hat, dann bist Du ein geborgener Mann, und das Glück Deines Lebens ist für immer gemacht. Dafür bürg' ich Dir, und Du kannst Dich auf mich verlassen, da ich die Verhältnisse genau kenne, und in dem Hause des Banquier seit Jahren aus- und eingehe."

Als Sabel aufhörte, ruhte mein fragender Blick auf Nolten. Dieser sagte:

„Ich bin gradezu der entgegengesetzten Ansicht. Unser Romeo ist verloren, wenn er dieß Mädchen heirathet. Der Vater — ja er ist ein vortrefflicher Mann, wenn man's nicht so genau nimmt. Ist er dem Plan unseres Bürgerbundes beigetreten? Nein! Und wenn er ein so vorzüglicher Mann ist, warum entledigt er, der Hunderttausende besitzt, sich nicht seines Geschäftes, an dem er doch keine Freude hat, und widmet sich dem Gemeinwohl? Er will immer reicher werden, und denkt gar nicht daran, daß jeder edle Reiche die Verpflichtung hat, sich einzig und ganz und gar dem Gemeinwohl hinzugeben. Und seine Frau — von der läßt sich wenig sagen. Mit Recht; sie sagt auch wenig. Ich glaub', ich habe noch keine drei Worte von ihr gehört."

Sabel entgegnete: „Du mußt auch keine allzu große Anforderungen machen; und die Menschen nicht mit einem ihrem Leben fremden Maßstab messen.“

„Aber ich muß doch sehen“, erwiederte der Andere, „ob sie zu Romeo passen. Und ich sage, sie passen nicht zu ihm. Was wird's nun geben? Romeo wird sich allmählich von seinen Ideen und seinem Streben ab zu ihnen hinüberziehen lassen. Er wird mit ihnen einen Frieden schließen, und seine beste Provinz abtreten.“

„Das glaube nicht“, rief Sabel hochversichernd, „ich kenne Romeo zu gut. Er steht zu fest in seinen Ansichten. Nein, er wird, wenn er dieser trefflichen Familie angehört, seine Ideen erst recht zu verbreiten Gelegenheit haben und recht viel Gutes wirken können. Habe ich nicht recht, Romeo?“

Ich bitte euch, sagte ich, fahrt fort, und erlaubt mir schweigend eurem Gespräche zuzuhören. Ihr thut mir den größten Freundschaftsdienst. Aber eure ganze, unverhohlene Ansicht!

„Dieß brauchst Du nicht hinzuzusetzen“, nahm Nolten das Wort. — „Ich sage, Romeo wird allmählig seine Weltansicht, sich selbst daran geben. Die Familie ist mit vielen in der Stadt verwandt, und weit verzweigt. Wenn Du ihr angehörst, mußt Du all' die vornehmen, unerquicklichen Fratzen mitmachen. Da mußt Du Dir eine Equipage anschaffen, und wenn Du mit der Gemahlin den reichen Nachbar besuchen willst, anspannen lassen. Dann wirst Du das geistreiche Gespräch der Vettern und Basen täglich einige Stunden anzuhören, das Vergnügen haben. Dann wird's Tractemente geben! So ist ein

Musterkartenreitor von London oder Paris hierher kommt, wirst Du mit ihm durch die ganze Stadt gezogen werden, von einer Tafel zur andern! Wie werden sich hier Deine Kenntnisse, Deine Ansichten vermehren und berichtigen! Welche interessante Bekanntschaften wirst Du knüpfen! Welche Sorgfalt wirst Du dann auf Deine Kleidung verwenden, auf die Kravatte, den Schnitt des Rocks, und auf die Meubles! — Glaube mir, edler Freund, wenn Du in dieses Leben hineinkommst, bist Du rein verloren. Du gehst zu Grunde. Wenn täglich Hunderte an uns ziehen, leisten wir zuletzt keinen Widerstand mehr, und geben uns hin. Es ist Nichts, was auch den bessern Menschen so sehr herunterbringt, als die alltäglichen kleinen Erbärmlichkeiten des Lebens. Vor dem Großen sind wir auf unserer Hut: vor dem vielen Kleinen nehmen wir uns — können wir uns nicht immer in Acht nehmen. Wir achten es einzeln gering, wir lassen uns von ihm beschleichen, gefangen nehmen. Zuletzt werden wir durch viele kleine Jämmerlichkeiten schlecht und gemein."

Sabel wandte ein, daß er die Gefahr übertreibe, und die Verhältnisse zu streng und schroff beurtheile.

„Ich übertreibe es wahrlich nicht", betheuerte Nolten. „Ich will Dir prophezeien, wie es mit Dir gehen wird. Du wirst Deine Weltansicht in Deinem Gefühl und in Deiner Ansicht vielleicht noch festhalten, aber in Deinem Handeln ein gemeiner Mensch werden. Du wirst ein halber Mensch bleiben, wie es unter uns die Meisten sind. Du wirst Dich auch mit den Redensarten trösten: „Es ist zwar schön, aber es läßt sich nicht ausführen." — — „Unsere Zeit ist für das Gute nicht

reif. — — „Das ist zwar in der Theorie, aber nicht in der Praxis richtig.“ Und wie die abgeschmackten Trostgründe der Menschen weiter heißen. Trostgründe für die eigne Jämmerlichkeit. Diese Leute wollen sittlich-hochstehend, edel, religiös sein: aber in ihrem Handeln sieht man es ihnen nicht an — außer daß sie bisweilen vornehm wohlthätig sind. Grade herausgesagt: so ungefähr wirst Du auch werden. Ein bischen besser oder schlechter macht keinen Unterschied.“

„Gesetzt dieses wäre auch wahr“, wandte Sabel ein, „so ist dieß überall so, und wenn Romeo kein Hagestolz werden will, so muß er sich in diese Gefahr hineinbegeben.“

„Falsch, lieber Freund“, unterbrach ihn Nolten, „ganz falsch! Braucht sich Romeo zu verheirathen? — Viele hochstehende Männer blieben unverheirathet, die Apostel und der große Epaminondas, weil sie fürchteten, durch Weib und Kind in der thätigen Wirksamkeit für ihre Idee gestört zu werden. Sie entsagten einem kleinen Glück, um sich eines großen ganz theilhaftig zu machen. Was diese Edlen entbehrten, ist auch uns als Muster vorgehalten. Keiner soll sich scheuen, nach der sittlichen Vollkommenheit eines Andern zu greifen! Keiner ist zu schlecht dazu, sittlich, edel zu werden! — Aber gesetzt auch, Romeo will dem Familienglück nicht entsagen: muß er sich ein Mädchen von hier wählen? und ein reiches Mädchen? und ein Mädchen von so verzweigter Familienverbindung?.— Wohlan, Romeo! sind jene Muster für Dich zu hoch, so will ich Dir ein anderes Muster sein! Ich will mein Leben noch einige Jahre so forttreiben, und mit

einen Rothpfennig verdienen. Dann nehme ich mir ein mir zusprechendes Weib: aber die erste Bedingung ist, daß sie arm sei. Für unsere Zeit, Freund, gilt es: Je reicher und vornehmer, desto verschrobener und gemeiner; und es ist das allerschlimmste Zeichen unserer Zeit, daß Alles darnach jagt, recht reich und vornehm zu werden. Ich will arm bleiben. Und Du mußt es auch, Romeo, sonst hörst Du auf, Lehrer zu sein. Die besten, größten Lehrer waren arm. Der Reichthum hat noch keinen begeisterter gemacht, aber viele entgeistert."

Die Freunde hatten fortwährend ihre Blicke auf mich gerichtet. Sabel saß vor dem Ruhebett, Nolten stand vor mir und ging bisweilen einige Schritte im Zimmer auf und ab. Ich hatte ihn selten so warm, so angegriffen reden hören. Sabel lächelte und sagte: „Du bist als Körperarzt hierher gerufen, und beträgst Dich, den Körper vernachlässigend, als Seelenarzt. Gehe! Du bist ein Mystiker! Du willst den Körper durch die Seele curiren!"

Ich richtete mich auf und sagte gelassen: Liebe Freunde, ihr habt mir das Versprechen gegeben, eure ganze Ansicht zu sagen.

„Er läßt Einen nicht zu Wort kommen", beklagte sich Sabel. „Aber von diesen theils nothwendigen, theils übertriebenen, theils (wie ich meine) ganz ersonnenen äußern Uebeln und Zufälligkeiten abgesehen, so bleibt doch immer das Mädchen die Hauptsache, und diese liebenswürdige, reine, freundliche Julie wiegt bei weitem alles Andere auf und wird allen Schaden heilen.

„Ich will keinem Menschen zu nahe treten, am wenigsten einem Mädchen", nahm Nolten das Wort, indem er mich prüfend ansah. „Aber wir sind unter uns Freunden, und es handelt sich hier um das Lebensglück unseres Romeo. Darf ich auch über Julie meine Meinung sagen, Romeo?"

Du darfst nicht nur, Du bist sogar verpflichtet, antwortete ich. Du hältst Dein Wort! — Sprich nur ohne Scheu, und sei versichert, daß ich Kraft und Muth habe, Alles anzuhören.

„Auch wenn mein Urtheil über sie nicht günstig — sehr ungünstig ist?" rief er mit einigem Affect fragend.

Auch dann, mein Nolten, wird es mich nicht erschüttern, war meine ruhige, bestimmte Antwort.

„Nun denn!" sprach der Freund in milderm Tone als früher, und behutsam, das Auge scharf auf mich gerichtet. „Sehr ungünstig ist es nicht: Julie hat allerdings viele Vorzüge, die einen Mann schon glücklich machen können. Aber unser Sabel ist, als der frühere Lehrer, nach meiner Ansicht für das Mädchen etwas eingenommen, und hat sie eben zu hoch gestellt. Doch hier kommt es hauptsächlich darauf an, ob Julie für unsern Freund paßt, ob beide mit einander übereinstimmen, und da meine ich, daß Romeo's Liebe das Mädchen nicht ganz richtig aufgegriffen habe, vielleicht zu poetisch — daß sie irr gegangen sei."

Er hielt inne. Ich redete ihm zu, fortzufahren. Er that es, indem er bei der Bemerkung meiner fortwährenden Gelassenheit stärker und bestimmter sprach:

„Wenn ich Julie recht kenne, und ich glaube sie zu kennen, so fehlt ihr just das, was Du, Dir selbst getreu, beim Weib immer suchen mußt, das geistige Leben, die edle Seelenbildung mit ihrer regen, wohlwollenden Theilnahme an allem Guten, Edeln, Wahren. Du, Freund Sabel, hast Julie blos in Geographie, Geschichte, Rechnen unterrichtet: aber der edeln Seelenausbildung, die mit allem diesen Stoff nichts oder wenig zu thun hat, wie sie uns an jenem Abende bei dem Fabrikherrn S. jene Fremde zeigte —"

Er hielt bei diesen Worten etwas inne. Mein Gesicht glühte; ich fühlte sich eine unbeschreiblich wohlthätige Bewegung in meinem Innern regen. —

„Von einem solchen weiblichen Seelenadel ist keine Spur in ihr. Sie ist kein Mädchen der ersten Classe. Sie ist eigentlich eine schön, fein, edel ausgebildete Sinnlichkeit, und wird einem Manne auch nicht leicht eine andere Liebe einzuflößen im Stande sein, als eine sinnliche. Die Ausbildung ihres geistigen Lebens erstreckt sich nur so weit, als diese gemäßigte, gefällige, sinnliche Natürlichkeit geht. Eine ideale Beziehung hat Nichts in ihr. Sie ist unseres Romeo nicht würdig — nicht einmal fähig, ihn zu fassen und zu lieben."

Sabel machte dagegen einige Einwendungen, die Nolten kurz, und wie mir vorkam barsch abfertigte. Ich lag ruhig. Das Gefühl der zufriedenen Heiterkeit in meiner Seele möchte ich schwer beschreiben können.

„Nun sage Du Deine Meinung", unterbrach Sabel die Stille, „Du mußt entscheiden!"

Ich richtete mich auf und sagte: Ich danke euch, Freunde — Freunde im wahren Sinne des Wortes. — Nolten, gehe Du an jenes Pult hin und öffne es. — Nimm den dort liegenden Brief an Julie und besorge ihn durch ihre Freundin, die Fräulein S. Dieser Brief löst mein ganzes Verhältniß mit Julie. Sorge, daß sie ihn noch heute erhält.

Nolten übernahm den Auftrag. Die Freunde gingen und überließen mich, den Erleichterten, dem ahnenden Gefühl schönerer, froherer Zeiten. Diesen Tag erhielt ich auch einen Brief von meinem Gustav, worin auch dieser mir rieth, mit dem Mädchen baldmöglichst abzubrechen, wenn ich meiner Liebe zu ihr nicht vollkommen gewiß wäre.

Den andern Tag mußte ich mich noch auf Befehl meines Arztes auf dem Zimmer halten. Aber ich war beinahe wieder ganz hergestellt. Nur eine Beklemmung auf der Brust fühlte ich noch, und das Athmen wurde mir etwas schwer.

Gegen Abend empfing ich von Julie ein kleines Paquet, in dem ein Brief von ihr, mein Brief an sie und eine Locke enthalten war, die sie mir bei meinem letzten Besuche, im Gartensaale abgeschnitten hatte. Gleich darauf, als ich die Antwort gelesen hatte, trat Nolten in mein Zimmer. Ich überreichte ihm die Zeilen. Er überblickte sie gleichgültig. Sie waren folgenden Inhalts:

„Allerdings mußte mir Ihr Brief, den Sie hierbei mit einigem Haare von Ihnen zurückerhalten, im Anfange auffallend sein. Doch bin ich Ihnen Dank schuldig, daß Sie zuerst ein Verhältniß aufgelöst haben, welches, wie Sie wol ahnen mochten, meine Eltern am Ende doch nicht

gebilligt hätten. Für den gütigen Antrag Ihrer Freundschaft sage ich Ihnen meinen gehorsamsten Dank: ich müßte ja fürchten, daß es Ihnen damit eben so wenig ernsthaft gemeint sei, als mit Ihrer Liebe. Auch meint mein Vater, Sie könnten nach unserm fernern Umgange nicht mehr sehr begierig sein. Er wird meinen Bruder von Ihrer Schule nehmen. Leben Sie wohl!"

„Julie M."

Als Nolten diese Worte flüchtig gelesen hatte, legte er sie ruhig und ohne Etwas zu sagen, auf den Tisch, setzte sich zu mir, gab mir die Hand und sah mir eine Weile zufrieden und wohlgefällig, ohne zu sprechen, ins Gesicht. Eine Thräne trat in sein Auge. Diese zurückdrängend sagte er: „Das Leben hat Dich in der Schule gehabt", und gleich darauf: „Euere Herbstferien sind nahe. Wie willst Du sie zubringen?"

Ich antwortete: Ich will eine Reise nach Paris machen. In der Betrachtung der dort aufgehäuften Meisterwerke des Alterthums und der italienischen Schule will ich mein Gemüth wieder ganz für das Schöne und Edle empfänglich machen. Es ist schon zu spät im Jahr, sonst ging ich nach der Schweiz.

Ende des ersten Theils.

Romeo,

oder

Erziehung und Gemeingeist.

Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers

herausgegeben

von

Dr. Karl Hoffmeister.

Zweites Bändchen.

Essen,
bei G. D. Bädeker.
1834.

Drittes Buch.

S

Den 24. September 182*.

Meine Reise auf dem Schnellwagen, Tag und Nacht hindurch, gleicht einem Fluge. Ich weiß selbst nicht, wie ich hierher, nach A., gekommen bin. Und doch habe ich in dieser kurzen Zeit schon so viel gehört und gesehen, daß sie mir in der Erinnerung so lange vorkommt, als einige Monate meines Lehrerlebens. — Man sollte eigentlich nicht von einem langen oder kurzen, sondern nur von einem vollen oder leeren menschlichen Leben sprechen. Wenn unser Leben Vieles umfaßt, beurtheilen wir es in der Erinnerung als lang, und wenn es wenige Sinneseindrücke, Begebenheiten und Handlungen enthält, ist auch das längste Leben gar kurz. Wir können ja das Maaß der Zeit nur nach den Gegenständen, — das Maaß der Lebenszeit nur nach dem Gehalte des Geistes abschätzen! Wessen Leben ganz leer wäre, der könnte von Länge und Kürze desselben gar nicht einmal reden: die Zeit flösse ihm ganz unvermerkt, unwahrgenommen dahin. Ein Greis hat nach dieser innern und wahren Schätzung sei-

nes Lebens nur dann lange gelebt, wenn er viel gesehen, gehört, gedacht, gethan, erfahren hat. Warum beurtheilt man doch das Alter nicht nur des körperlichen, sondern auch des geistigen Menschen immer nur nach jenem äußern Maaßstabe, und noch dazu im Widerstreit mit einem Gesetze der Erinnerung, welches doch jeder an sich selbst erfahren kann? —

Ich sitze gewöhnlich bei Tage — denn der Himmel ist seit meiner Reise klar und durchsichtig, die Berge begränzen den Horizont in einer unbeschreiblichen Reinheit, die Ebene spiegelt sich im Sonnenlichte — im vordern Cabriolet oder, wenn's nicht besser geht, auf dem Imperial und lasse mir vom Wagenmeister oder einem Passagiere — was an mir vorbeifliegt, nennen, erklären, erzählen, — gewöhnlich um es bald wieder zu vergessen. Denn Ein Eindruck verdrängt den andern, und was eben noch neu war, gehört bei diesem steten Wechsel nach einer Stunde schon zum Alten. Man hat zum Behalten die Zeit nicht, und die stündlich frischen Bilder und Anregungen entrücken mir mein wundes Herz, entrücken mich mir selbst!

In diesem Vorübereilen, in diesem Vorbeijagen, welches man jetzt Reisen nennt, in dieser raschen Bewegung liegt mir ein weit größerer Genuß, als ich ihn geahnet, als ich ihn früher gehabt habe. Ich wäre dieser Tage geneigt gewesen, der Schnelligkeit eine Lobrede zu halten. Alles Gute im Leben ist schnell, wäre mein Thema gewesen, wenn auch das Böse nicht immer langsam ist. Schnelligkeit in Gedanke, in Entschluß und That ist eine herrliche Sache. Wie schnell im Handeln

war ein Alexander, Cäsar! wie schnell im Denken ein Sokrates, welcher im Augenblick auf jeden Einwand die Antwort und Rechtfertigung seines Gedankens bereit hatte! wie schnell im Dichten ist jeder Genius, dem sich in einem Augenblicke hundert Bilder vor das Bewußtsein drängen! Leben ist Bewegung, und Schnelligkeit und Raschheit derselben ist die Bedingung des rechten Lebens, welche auch ein kurzes lang macht, indem sie jeden Augenblick desselben, in stätiger Reihe und ohne eine Lücke zu lassen, mit Gehalt füllt.

Den 25. September.

Auf der Durchreise durch einen Theil Deutschlands war mir das Gesicht und die Gestalt eines Mitreisenden aufgefallen, welcher, aber von mir getrennt, im Innern des Wagens saß. Ich hatte ihn nur beim Einsteigen in den Wagen in M. gesehen, wo er mit dem Conducteur über seine Bagäge in einem solchen Tone sprach, daß man es ihm gleich anmerkte, es sei seine Absicht, zu zeigen, daß er ein vornehmer Mann sei. Als in einem andern Orte die Pferde gewechselt wurden, knüpfte ich in der Gaststube ein Gespräch mit ihm an, und erkannte ihn sogleich für einen alten Universitätsfreund. Er erzählte mir, als ich mich zu erkennen gegeben, welch' wichtigen Posten er bekleide, er war über seine Verhältnisse, sein Glück Eines Lobens und Rühmens voll, und fügte hinzu, er wolle nun seinen Schwager den Herrn Geheimen Hofrath in R., besuchen. Doch lange konnte ich der Red-

seligkeit des veränderten Freundes nicht genießen, denn mein Wagen fuhr ab und er blieb zurück, um seine Reise in anderer Richtung fortzusetzen. Als ich einstieg, rief er mir zu: Ich hoffe dich auf deiner Rückreise von Paris in meiner neuen Vaterstadt wiederzusehen. Aber diese Worte waren in einem Tone ausgesprochen, der mir sagte, daß er auf diese Hoffnung keinen übertriebenen Werth legte. Der Freund bestätigte diesen wahren Sinn seiner Rede — durch einen schlaffen Händedruck. Es ist mir in meinem Leben nichts widerlicher gewesen, als ein matter Händedruck! Er widerspricht sich selbst, er spricht dem Scheine nach Freundschaft, der Wahrheit nach Gleichgültigkeit aus, er ist, wie die Versichernng der Liebe durch eine Maulschelle. Es sind nicht nur Scheinfreunde, sondern auch meistens weichliche oder vornehm verschrobene Menschen, welche die Rechte uns nur so eben berühren, oder uns gar nur den Finger geben.

Ich würde den glücklichen Freund schon nach einigen Stunden wieder vergessen haben, wenn mir der Zufall nicht noch denselben Tag einen andern Universitätsbekannten zugeführt hätte. Eine hagere, niedergedrückte Gestalt, bleiche Wangen, und von der frühern Lebendigkeit nur noch krampfhaftes Zucken der Mienen, Zittern der Hände und sich in unangenehmer Hast vorwärts jagende Worte. Ich würde ihn, wenn ich nicht zufällig seinen Namen gehört hätte, nicht mehr erkannt haben, und betrachtete ihn mit tiefem Mitgefühl. Er erzählte mir, wie er in die sogenannten demagogischen Umtriebe verwickelt, gefänglich eingezogen und verfolgt worden, und wie nun sein Lebensglück auf immer verscherzt sei. Das Furchtbarste

aber und das Entsetzlichste, was ihn getroffen habe, sei, daß sein eigner bester Freund an ihm zum Verräther geworden, und ihn in dieses Elend gestürzt habe. Dieser habe nämlich an ihn geschriebene freundschaftliche Briefe ausgeliefert, habe alle Geheimnisse ihrer Freundschaft in entstellter Gestalt, mit erlogenen Zügen an den Tag gebracht, und habe zuletzt gar vor dem Richter gegen ihn gezeugt, der Freund gegen den Freund. Dafür sei der Verräther schnell befördert worden, und bekleide nun noch als ganz junger Mann ein sehr bedeutendes Amt in D. Und wie heißt er? fiel ich ahnend ein. — Gustav! Gustav! es war jener Freund mit dem matten Händedruck!

Es ist nicht wahr, rief ich, du belügst mich oder du täuschest dich! Einen solchen Verrath kann es in Deutschland, kann es in dem Vaterlande der Treue nicht geben!

Er stellte sich gelassen vor mich und sein Blick ruhte auf mir. Sieh mich an, Romeo, mein zertrümmerter Körper bestätigt meine Worte, und könntest du in mich hineinsehen, mein zertrümmerter Geist bestätigte sie dir noch besser. Einen andern Beleg kann ich dir im Augenblick nicht schaffen!

Ich schweige, Gustav, in dem Gefühle, in welchem auch Xenophon den Verrath des Tissaphernes in der Anabasis trocken und ohne eine Spur der Mißbilligung erzählt.

Als wir so vor dem Posthause auf- und abgingen, lief ein Mensch an uns vorüber von einem sonderbaren, auffallenden Aeußern. Dieß, sagte mein Unterredner, als er meine Aufmerksamkeit auf jenen wahrnahm, dieß ist ein doppelt glücklicher Mensch: er ist reich und hat seinen

Verstand verloren. Das eine schützt ihn gegen die Noth des Lebens, das andere läßt ihn die Verkehrtheit unserer Zeit nicht fühlen.

Der Postillon blies; der Conducteur schob mich in den Wagen. —

Den 28. September.

Voll Gedanken, voll Erinnerung fuhr ich in Brüssel ein. Von all' den tausend Menschen, die sich geschäftig an einander vorübertreiben, versteht Niemand diesen stärkern Schlag des Herzens, den die Wehmuth zugleich hebt und dämpft, aber du verstehst ihn, Gustav! — Warum reisest du aber auch gerade durch Brabant? wirst du vielleicht fragen. Hast du denn eine Freude daran, das Schmerzhafte überall, auch im Auslande, aufzusuchen? — Aber ist es fromm und recht, der Grabstätte unserer theuren Heimgegangenen auszuweichen, ihren Namen aus unserer Rede zu vertilgen und ihr Andenken aus unserer Seele zu wischen, nur um uns einige schmerzhafte Empfindungen zu ersparen? — Gustav! ich reise nicht allein durch dieses Land, sondern verweile einige Tage in Brüssel, und besuche morgen die Stätte, wo meine Brüder mit tausend andern deutschen Brüdern schlafen.

Ich bleibe diesen Abend auf meinem Zimmer. Was sollte ich auch herumirren in der beleuchteten Stadt, oder in der Gaststube unter Franzosen und Flamändern sitzen? Dort finde ich ja nirgends das, und hier höre ich nicht von dem, womit sich seit einigen Tagen am liebsten, bei-

nahe ausschließlich, meine Seele beschäftigt. Von euch redet mir nur die Erinnerung, euch finde ich nur in meiner Liebe, treffliches Brüderpaar!

Ewig unvergeßlich, wie entscheidend für mein ganzes Leben, ist mir die Stunde eures Abschiedes, als ihr in den Kampf zogt, aus dem ihr nicht wiederkehrtet, und nur einige Meilen von eurem Grabe entfernt, beleben sich mir die kleinsten Umstände. Die gute Mutter lag krank darnieder, sie hatte sich stark gemacht und ihre Einwilligung zu dem gegeben, was sie nicht verhindern konnte, aber das zärtliche Mutterherz und der schwächliche Körper waren unter dem Wort ihrer Zustimmung zusammengebrochen. Auf dem Gesichte des Vaters hing ein großer, stolzer Gram. Unser Haus war dieser Tage wie mit stiller Wehmuth angefüllt; jeder that Alles still und ging immer leise durch das Haus; wir saßen ohne zu sprechen bei einander um das Krankenbett der Mutter, jeder scheute sich den andern zu fragen und der Gefragte faßte sich kurz in seiner Antwort. Es war, als sollte das Wort aufhören, da der Tag unsterblicher Thaten aufglänzte, aber die Hände lagen in einander und führten beredt wechselsweise den Herzen die Liebe zu. Nur das Heimchen zirpte und die Schwester, ein harmloses Kind, lief Stube ein Stube aus, sprang von einem Schooß auf den andern, und ergötzte uns durch ihre unschuldigen Fragen, durch ihre contrastirenden Einfälle, so daß sogar mir, dem störrigen Knaben, aus Freude und Schmerz oft Thränen in die Augen traten. Die Stunde schlug, der besorgte Vater wollte die theure Gattin auch nicht eine Stunde verlassen, ich allein sollte die Brüder eine Strecke

begleiten. Ich selbst aber wollte ganz mit ihnen ziehen, so hatte auch mich der allgemeine Enthusiasmus für König und Vaterland begeistert. Als sich meine Brüder zurecht machten und das letzte Lebewohl sagten und empfingen, hatte ich mich auf meiner Schlafstube schnell in meine besten Kleider geworfen, legte einen längst geschriebenen Brief, in dem ich von meinen Eltern Abschied nahm, auf den Tisch, nahm einiges erspartes Geld zu mir und stürzte durch die Hinterthüre aus dem Hause, um meine Brüder hinter der Gartenhecke zu erwarten. Als der Vater mich laut beim Namen rief, schrie ich ihm von hier aus zu, daß ich schon vorausgegangen. Die Brüder kamen und hatten in ihrer Stimmung auf mich wenig Acht, so daß sie meine veränderte Kleidung nicht bemerkten. Ich frohlockte in mir, daß mir Alles so gelungen war, die zurückgelassenen Eltern kümmerten mich damals wenig. Ich wollte nun meine Brüder von meiner körperlichen Stärke überzeugen, und daß ich fähig wäre, den Kriegsdienst mitzumachen. Gieb mir deinen Ranzen und deine Flinte, sagte ich zu dem jüngern Gustav, welcher vor Kurzem erst seine akademischen Studien vollendet hatte und in das väterliche Haus zurückgekehrt war, ich will sie dir tragen! — „Du bist zu schwach, Romeo!“ — Wie, war meine Antwort, ein Tertianer sollte diesen Ranzen und diese leichte Flinte nicht tragen können! Wenn ich in den Ferien von der Stadt nach Hause gehe, bin ich viel schwerer beladen. Ich will's euch zeigen, daß ich noch was anderes kann! Denn ich will's euch nur gerade herausſagen: ich gehe mit euch in den Krieg gegen die Franzosen, ich bleibe bei euch, ich will's euch

zeigen, wie ſtark ich bin und ihr ſollt euch meiner nicht zu ſchämen haben! Ich bitte dich, gieb mir Kanzen und Flinte!

Die Beiden ſchauten mich einige Zeit lang mit großen Augen an. Dann verklärten ſich deine Blicke, Georg, welche bisher in der Wehmuth deines weichern Herzens ſchwammen, in ein freundliches, wohlgefälliges Lächeln, du aber, Guſtav, ſtandeſt ernſt, überlegend, vor mir und deine gewohnte Begeiſterung trat deutlicher, ſtärker aus deinen Mienen hervor, wie die volle Blüthe aus der jungen Knospe.

Willſt du deine kranke Mutter verlaſſen? ſagte hierauf der ältere Bruder in ſeiner ſanften, herzergreifenden Sprache; ſie weint jetzt um ihre ältern Söhne, bald vielleicht wünſcht ſie dich an ihr Krankenbett und will ſich tröſten an deinem Anblicke. Der Vater ruft dich, ſucht dich im Hauſe, im Garten, er ſchickt nach dir aus. Du biſt nirgends zu finden, die Kunde kommt zu den Eltern, auch du ſeieſt mit uns in den Krieg gezogen, und dieſe Nachricht ſenkt den Tod in das Herz deiner Mutter, die du ohne Abſchied verlaſſen willſt, und macht deinen Vater troſtlos. Hätten die Eltern dieß um dich verdient?

O laß mich mitgehen, ſah ich zu dem ſchweigenden Guſtav empor, und ſchloß mich bittend näher an ſeine Seite an. Aber ſeine Worte durchbohrten mir das Herz und brachen meinen Muth: Du darfſt, du kannſt nicht! Das Vaterland will von keinen Kindern vertheidigt ſein. Die Zukunft und der Friede brauchen auch Männer. Du gehſt wieder zurück, bleibſt noch einige Tage bei den Eltern, dann kehrſt du wieder in die Stadt zum Gymnaſium

und setzest deine Studien fort. Aber Ranzen und Flinte sollst du tragen, Junge, bis auf den Hügel hinter dem Filial unseres Vaters. Dort scheiden wir!

Wir gingen weiter, ich mit der geforderten Last schnellen Schritts rasch voran, um meine Stärke zu zeigen, mürrisch und erzürnt, daß ich so mißkannt würde. Das Gespräch war abgebrochen, unzusammenhängend, einsilbig; mir wurden von den Brüdern manche Aufträge an Eltern, Verwandte und Bekannte gegeben, und Gustav stimmte bisweilen einzelne Verse aus deutschen Freiheitsliedern an. Mich ärgerte es, daß die Beiden so fest voraussetzten, ich würde ihnen folgen und nach Hause zurückkehren.

Unterdessen als wir auf den bezeichneten Hügel gekommen waren, hatte mich die Ermüdung und das Nachdenken zugänglicher und folgsamer gestimmt. Doch wollte ich hier meine Bitte, durch Gründe unterstützt, erneuern. Aber Georg kam mir mit den Worten zuvor: Kehre nun zurück, Romeo, und versprich mir, du wolleſt ruhig in der Heimath fortstudiren, und ohne der Eltern Einwilligung nie einen solchen verwegenen Schritt thun, an dem Gott und Menschen keinen Gefallen haben. Dieß versprich uns hier in die Hand!

Ich zögerte, entschuldigte mich, aber Gustav schnallte mir den Ranzen ab und nahm die Flinte und Georg sagte: erfülle vielleicht die letzte Bitte deiner Brüder! Ich konnte der bestimmten Zurückweisung jenes und den freundlichen Bitten dieses nicht widerstehen: ich gehorchte schluchzend aus Trauer über den Abschied, aus Trauer über die vereitelte Hoffnung.

Ob wir uns wieder sehen, Romeo, sagte Georg, indem er die ihm dargereichte Hand festhielt, wissen wir nicht. Aber fasse dich, es waltet ja die ewige Liebe über unserm Leben und der Ehre unseres Vaterlandes. Kehren wir nicht zurück, so ersetze du unsere Stelle bei den trauernden Eltern. Sei du dann ihre Freude, ihre Hoffnung, ihre Stütze. Wenn wir beide fallen, haben die Eltern ihre Schuld an das Vaterland mit zwei Söhnen bezahlt: mögest du dann, ihr letzter, ihr einziger, ihnen selbst verbleiben! Nicht wahr, du studirst Theologie? Der Vater tritt dir vielleicht nach Jahren in seinem Alter die Pfarrei ab, und die Eltern verleben bei dir in glücklichem Alter ihre letzten Tage!

Ach, ihr kehret ja wieder, lieber Georg, Gustav! rief ich darein; aber Georg deutete seine Ergebung durch einen Blick zum Himmel an. Gustav aber nahm das Wort: Romeo, wir sehen uns nicht wieder!

Er hielt hierbei inne, denn ich weinte laut und die Thränen flossen mir reichlich und groß über die Wangen.

Du bist unser Bruder auch dem Geiste nach, sprach er weiter, und deine Gesinnung ist älter, als deine Jahre. Warlich, Knabe, auch du wärst werth, für das Vaterland zu bluten! Aber lebe du für das Vaterland, für welches du nicht sterben darfst, für welches wir sterben werden. — Wir sehen uns nicht wieder! Ich weiß es! Lebe wohl, mein Bruder, lebe wohl meine heißgeliebte Heimath mit deinen Bergen, deinen Thälern! — Weine dich aus, Romeo! du verlierst dich liebende Brüder! O ich kann dir nicht sagen, wie lieb du mir geworden bist seit einer Stunde, seit ich weiß, daß auch

du schon ein Vaterland hast. Aber verschweige den Eltern meine Worte: sie würden ihren Gram vermehren und ihren herbsten Schmerz vervielfachen. Wenn ihr aber einst weinend Siegeslieder mitsingt, wenn der Vater die Kanzel besteigen will, um Gott für den Sieg zu danken und ihn zu bitten, den Seelen der Heimgegangenen gnädig zu sein, dann sag' es den Eltern, sag' es Jedermann, daß wir in den Freiheitskampf zogen mit der Gewißheit, siegend zu sterben.

Georg fiel ihm mißbilligend in die Rede, und meinte, es sei nicht recht, mir mit solcher bestimmter Sprache das Herz zu zerreißen, und als bestimmt das auszugeben, was zu bestimmen und voraus zu sehen sich doch allein die Vorsehung vorbehalten habe.

Aber, Bruder, sagte der andere, ich weiß, was ich spreche und was ich thue! Ich schaue das Schicksal meines Vaterlandes, und ich ahne mein eignes. Wir werden siegen, aber wir werden uns des Siegs nicht erfreuen! — Du weißt nun, wohin ich gehe, wandte er sich zu mir, und die Thränen und der Schmerz haben dem, was ich dir noch zu sagen habe, den Zugang zu deines Geistes tiefster Empfindung geöffnet. So höre denn meine letzten Worte, und vergiß sie nie, vernimm mein letztes Vermächtniß. Warum verspritzen wir unser Blut für das Vaterland? Wir wollen unserm Volke ein freies, gerechtes, durch Religion verklärtes Dasein erkämpfen. Wir wollen das Himmelreich der Wahrheit in unserm deutschen Vaterlande, wir wollen eine neue Zeit herbeiführen, wie sie unsere Weisen schauen und ahnend verkünden, wie sie die Culturstufe des Jahrhunderts und

der Volksgeist erheischen. Romeo! lebe für das, wofür wir sterben. Setze das fort, was wir wollten. Strebe mit aller Kraft und Entschiedenheit nach dem Höchsten, was deine Gedanken erreichen, was dein Herz umfaßt. So wirst du unser würdig leben und mit uns verbunden bleiben. Jede deiner Empfindungen für das Edle und Schöne wird mich im Himmel erfreuen, und dein reines Leben im Dienst des Vaterlandes wird mir freundlicher leuchten und mich mehr entzücken, als alle Pracht der Sterne. Willst du meinen Auftrag vollziehen, so gieb mir die Rechte!

Ich gab ihm die Hand, und umarmte und küßte den begeisterten Jüngling — wie er es vorher gesagt hatte, zum letztenmal. Ich stand, als beide nun gingen, wie versteinert, und dann rief ich, so lange ich die Dahineilenden noch sehen konnte, manches Lebewohl. Sie antworteten mir durch ihre emporgeschwenkten weißen Tücher — und jetzt waren sie verschwunden! für immer verschwunden! Es kam mir vor, als sei die Welt ausgestorben, und ich die einzige athmende Seele. Ich sank auf der Stelle, wo ich stand, zusammen, und das glühende Gesicht in das Gras gedrückt, versenkte ich mich tiefer und tiefer in die letzten Worte des theuern Bruderpaars!

So blieb ich lange. Ich hatte mich als ein fünfzehnjähriger Knabe niedergeworfen; als ich aufstand, war ich — ein gereifter Jüngling. Knabenspiele hatten für mich keinen Reiz mehr, mein Leben hatte eine durchgreifend ernste Richtung und höhere Beziehung bekommen. Die Ideale gingen mir auf, aber sie schwammen in dem

Schmerz und der Wehmuth um die geliebten Brüder. Dieſer Schmerz ward nachher durch die Zeit gelindert, aber eine elegiſche Stimmung blieb im Gemüthe zurück.

Den 29. September.

In welcher Stimmung ſollte ich nach Waterloo gehen, und über das weite Feld der ſchlafenden Helden hinwandeln? Hier ruht ihr, Brüder, unter Tauſenden, die euch gleich waren. Heil euch! ihr ſtarbt in der Blüthe der Jugend, vom Schmutze des Lebens unberührt, ihr ſtarbt, wie ihr lebtet, mit vollem Herzen. Glücklich, daß euch die Göttin des Sieges den Todtenkranz um's Haupt wand! Während eure Körper blutend zur Erde ſanken, trugen die ewigen Ideen, die Brüdergeiſter himmelwärts, und während die Todesnacht ihren tiefen Schlaf auf euer ſinnliches Auge ſtreute, ward euer geiſtiges verklärt durch der unvergänglichen Schönheit Morgenlicht. Die Fülle und Klarheit, die ihr durch's Jugendleben trugt, ſchlug in eurer letzten und zugleich ſchönſten Stunde zu einer mächtigen himmliſchen Flamme zuſammen, und läuterte euch vom irdiſchen Daſein! Und ihr habt euer Daſein verlängert über euer Daſein hinaus, und ihr ſeid nun eines doppelten Lebens theilhaftig, eines ſeligen jenſeits, und eines fortwirkenden diesſeits! Ich aber bin euer euch durch ein heiliges Band verbundener Bruder, ich bin nicht nur der Erbe des Glückes, welches ihr mir und euerm Vaterlande herbeigeführt habt, ſondern auch der Beſitzer und Fortbildner eures Geiſtes!

— So sollte ich sagen können. Aber ich kann's nicht. Ich reise jetzt in die Hauptstadt des Volkes, gegen welches kämpfend ihr euer edles Leben aushauchtet! In der Hauptstadt der Franzosen suche ich, ein Deutscher, die verlorne Ruhe, den eingebüßten Frieden der Seele wieder! Ich lebe nicht in deiner „neuen Zeit", Gustav, und dein „Himmelreich der Wahrheit" finde ich nirgends; ich fühle seine Beglückungen nicht, mein Ringen nach ihm hat mir nur Jammer und Schmerz gebracht! — Als ich nach jenem letzten Abschied nach Hause zu den betrübten Eltern kam, sprach ich ihnen Trost zu, und versicherte, ich würde ihnen Ersatz sein für die herrlichen Brüder, wenn sie nicht mehr heimkehrten. Der Jüngling, der Mann hat nicht gehalten, was der Knabe versprach: er hat seine Eltern, — er hat auch seinem Vaterlande die Schuld nicht bezahlt! Weder auf mein Glück noch auf meinen Werth kann sich mein Muth stützen, daß ich Waterloo's geheiligten Boden heiter und stolz betreten könnte. Ich sollte euch preisen, meine Brüder; aber meine Seele beklagt euch! —

Den 30. September.

Ich habe die Stätte aufgesucht, wo ich vermuthen konnte, daß die Brüder fielen, und die Stätte, wo sie begraben liegen. Auf ihren Hügel hab' ich Blumen gestreut, Thränen gesäet. Weinend ist mir es wohler im Herzen geworden, und ich habe mich von neuem dem Geiste der Theuern geweiht und verbunden. Ich habe

mich der Eltern erinnert, und zu Gott gebeten, daß er mich nicht verlassen möge; denn ich besitze ja keine Brüder mehr, und lebe fern von Vater und Mutter.

Wenn ich einst wieder zu euch komme, werdet ihr nicht darnach fragen, wie glücklich ich war, sondern ob ich werth war, glücklich zu sein.

Denselben Tag.

Ihr seid großentheils vergessen, und eure Namen sind unter uns verklungen, weil euer Sinn von uns gewichen ist, euer Fest wird nicht mehr oder nur lau noch von uns gefeiert, ihr Helden von belle-Alliance. Aber es ist warlich nicht recht so. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo man eure Geister beschwören wird, — dann aber werdet ihr nicht erscheinen!

Auch der Lehrer deutscher Jugend sollte in euerm Geiste leben und wirken, — auch wenn unter den tausend Brüdern nicht seine leiblichen liegen. Tief in seiner Brust sollte eure Vaterlandsliebe fortglühen, ihr Helden, denn auch er soll ja ein entsagender Held stillen Schaffens und unscheinbaren Wirkens sein. Des Lehrers enges Tagewerk wird bedeutend dadurch, daß er es in ächtem patriotischen Sinne vollzieht. Durch die Erinnerung an euern Siegestod gewinnt sein Thun eine höhere Beziehung, sammelt er sein Gemüth, wird er euer Nachfolger, ihr Seligen! Ist es doch Ein Gut, für welches ihr starbt, und der Lehrer lebt: ihr wolltet, wenn ihr euch recht verstanden habt, und dieser will ächt menschliche

Bildung, die Frucht und Krone eines selbstständigen und freien Volkes und nur eines solchen.

Es scheint, das Schicksal habe beschlossen, uns nur langsam erblühen zu lassen, was in vergangenen Zeiten glücklichern Völkern bisweilen heiterer und leichter in's Leben reifte. Die Zeit — wer wollte es läugnen? — ist hinter den Anforderungen und Erwartungen derer, die sie hervorriefen, zurückgeblieben. Eine lange Zeit, in der Jünglinge zu Männern erstarkten, Männer zu Greisen erblichen, und auch viele Edle ihrem Volke für immer entrissen wurden, ist dahingeflossen, und, nur der Verblendete kann es sich verhehlen, es ist vieles versäumt, vieles auch verkehrt begonnen und fortgesetzt worden. Die oft ungenannten und unbekannten Nacheiferer der Helden von **belle-Alliance** haben einen nicht gleich ruhmvollen und hochbegeisterten, aber einen eben so tapfern und hartnäckigen und einen langwierigern und mehr ermüdenden Kampf zu kämpfen nicht des Schwerdtes, sondern der Gesinnung und des Wortes. Aber das Gute macht dennoch täglich größere Fortschritte, schlägt täglich tiefere Wurzeln, gewinnt täglich einen weitern Spielraum, von Manchen nicht bemerkt, den sein Unglaube zum Kurzsichtigen machte, und zum fortwährenden, wachsenden Aerger derer, die in vergangener Rohheit vergangener Jahrhunderte und in deren veraltetem Wahne und Aberglauben eine Rechtfertigung suchen ihrer Anmaßungen und eine Beschönigung ihrer selbstischen Absichten. Denn viele Treffliche bemühen sich eifrig in Wort und That um eine edlere Gestaltung des öffentlichen und häuslichen, des wissenschaftlichen und kirchlich-ästhetischen Lebens. Viele wirken allenthal-

ben, auf dem Throne und in der Schulſtube, auf der Kanzel und dem Katheder, im Staate und in der Wiſſenſchaft, im Ernſte des Geſchäftes und im Spiele der Kunſt, wenn auch vereinzelt und ſcheinbar ſich widerſtreitend; — ſie wirken in Uebereinſtimmung, in unſichtbarem Bunde für den Einen hohen Gedanken der Veredlung unſeres Geſchlechtes nicht nur in unſerm Vaterlande, ſondern weit über ſeine Grenzen hinaus; durch Sitten, Sprachen, Berge, Meere getrennt, aber durch das gleiche Streben verbrüdert! Dieſem Chore der Edeln ſchließt ſich in großer heroiſcher Entſagung auch jeder Lehrer und Erzieher an, der dieſes Namens würdig iſt.

Nicht wahr, ich habe Recht, Guſtav! Sieh', dieß habe ich auf den Gräbern meiner Brüder gelernt, oder doch von neuem umfaſſender erkannt, als bisher. —

Morgen geht's weiter! Ueberſchicke inliegenden Brief an meine Eltern und ſchreibe ſelbſt einige beruhigende Zeilen hinzu, daß ſie ſich wegen meiner Reiſe keine Sorgen machen. Du weißt, deine Worte gelten bei ihnen viel. Ich ſelbſt reiſe dann viel beruhigter.

Paris, den 14. October.

Heute iſt es der eilfte Tag, ſeit ich in der Hauptſtadt Frankreichs bin. Du ſollſt mich nicht umſonſt ermahnt haben, ein Tagebuch zu führen, denn ich habe nie ein größeres Verlangen gehabt, mich mit Dir zu unterhalten, als hier. Wenn Du bei mir wärſt, würde ich wenigſtens doppelt ſo viel ſehen und hören, und ein drei-

faches Vergnügen haben. Das war der unverständigste Streich, daß ich allein reis'te! — Ich habe mich in der ungeheuern Stadt endlich ziemlich zurecht gefunden, und schweife jetzt allein in ihr umher, freilich nicht ohne mich oft nach dem Weg zu erkundigen, den gestochenen Plan von Paris um Rath zu fragen, und mich dann und wann zu verirren. Hätte ich nur eine Seele hier, in welche ich jeden Gedanken, jede Empfindung frisch und warm niederlegen könnte, mir wäre wohl und leicht in diesem leicht bewegten Leben.

— — Mit der französischen Sprache geht mir's eigen: ich kann mich beinahe besser Andern verständlich machen, als ich Andere verstehe. Die Pariser sprechen höchst schnell, sie verschlucken oder überhüpfen Vieles. Wenn sie mit einander sprechen, verstehe ich gewöhnlich manches gar nicht. Ich selbst kann mich verständlich machen, sagte ich, — aber nur bis zu einem gewissen Grad. Was das Leben unmittelbar angeht, läßt sich gut ausdrücken; wissenschaftliche, eigne Gedanken französisch zu geben, ist mir unmöglich.

— — Dem Franzosen scheint alles, was in Paris ist — soll ich auch sagen: war und sein wird? — unvergleichlich, einzig. Und doch haben sie viele Schätze, welche jedes andere Volk besser benutzen würde, als sie, Schätze, welche von den Ausländern auch besser benutzt werden, als von ihnen. Hätte mich nicht die Zeit und mein Nolten entschieden dem praktischen Leben zugewandt, mir käme vielleicht die Lust an, mich in die Bibliothek der Manuscripte zu vergraben, und die arme Gegenwart in einer reichen Vergangenheit zu vergessen.

Um als Philologe doch etwas zu thun, ſuchte ich mir eine vortreffliche, noch nicht collationirte Handſchrift einiger Geſpräche des Platon aus. Der Bibliothekar, ein geborner Deutſcher, deſſen Gefälligkeit und Humanität mir unvergeßlich ſein wird, gab mir das Manuſcript in meine Wohnung, wo ich es nun nach Muße vergleiche und excerpire. Komme ich in die Heimath, dann erſcheint von mir flugs eine neue Edition, mit gelehrtem Apparat, mit einer Introductio, mit Adnotationen und Excurſen verbrämt — und mein Ruf iſt gegründet und mein Glück iſt gemacht durch die Mühe weniger Wochen! Meine Verdienſte um die Wiſſenſchaft werden in Literaturzeitungen geprieſen — ich werde citirt, und meine gelehrten Freunde und ich ſelbſt nennen mich einen **virum clarissimum, doctissimum** u. ſ. w.

Den 15. October.

Wenn Du fragſt, was ich ſchon geſehen habe, müßte ich Dir eine lange Herzählung aufzeichnen, welcher nur die ausführlichſte Schilderung einiges Leben mittheilen könnte. Ich bemühe mich immer, das Geſehene auf klare Begriffe zu bringen und ſo zu meinem wahren Eigenthume zu machen. Aber es will mir oft ſchlecht gelingen, und überall fühle ich Mangel an Kenntniſſen. So ſehe ich z. B. deutlich, daß ich von der Architectur gar keine Begriffe habe, und ein Gebäude alſo auch gar nicht zu beurtheilen verſtehe. Ich mag mich am **hôtel des invalides**, am neuen Börſenhauſe, an den verſchiedenen Kir-

chen und Palläſten herumplagen, wie ich will, ich kann zu keinem andern Urtheile kommen, als: dieſe Gebäude ſind ſchön, herrlich, großartig. Und ſo viel weiß ein Kind auch zu ſagen. — Kant urtheilt irgendwo: es überzeugt den Menſchen nichts ſo ſehr von ſeiner Unwiſſenheit, als die Aſtronomie, — und als das Reiſen, füge ich hinzu. Mein Geſichtskreis erweitert ſich und ich werde beſcheiden, aber auch von neuem beunruhigt. Was helfen dem Menſchen alle Meiſterſtücke der Kunſt, wenn er ſie und ihre Herrlichkeit nicht zu würdigen verſteht? Mit einem dumpfen, unentwickelten Sehen kann es doch unmöglich genug ſein! Und doch ſollte man ſich nicht gebildet nennen, ohne wenigſtens einiges des Herrlichſten, was die Kraft des Menſchengeiſtes hervorgebracht hat, geſehen, genoſſen und verſtanden, ohne die Meiſterſtücke des claſſiſchen Alterthums, ohne was in neuerer Zeit die Engländer, Deutſchen, Franzoſen, Italiener Vortreffliches hervorgebracht, in ſich aufgenommen zu haben! Aber wie weniges von allem dieſem ſieht und genießt, und ach! wie weniges von dem, was man ſieht, verſteht man! So geht man aus dem Leben, ohne die Bekanntſchaft des Beſten, was dieſes Leben hat, gemacht zu haben. Der arme Menſch treibt ſich in dem kleinen Geſchäfte des Tages herum, wie ein blinder Gaul, welcher im engen Kreiſe herumläuft, um eine Maſchine in Bewegung zu ſetzen, bei aller Anſtrengung niemals von der Stelle kommt; und für Alles, was jenſeits liegt, verliert allmählich das Auge und das Herz Sinn und Gefühl. Iſt es nicht nothwendig, daß ſo viele Lehrer, und vielleicht gerade die wackerſten und gewiſſenhafteſten, Pedanten ſind?

Wie fühle ich mich so trocken, ungelenkig, so ungeschickt im Auffassen und Beurtheilen, so ungewandt im Fragen und Antworten!

Den 16. October.

Die Größe der Stadt, die Menschenmenge, die aufgehäufte Pracht, alles dieses hat doch meine Erwartung übertroffen. Man nennt wohl eine Million Menschen so hin, aber man versteht diese Menge erst, wenn man in ihrer Mitte lebt. Und unter dieser Million, was gelte ich mit meinem Streben, mit meinen Leiden und Freuden? — Eifrig, schnell und still drängen sich hier Tausende an mir vorüber. Und unter so Vielen, wo Niemand sich um mich bekümmert, erheitert mich nur der Gedanke, daß doch das Gefühl und die ewige Liebe einiger verwandter deutscher Herzen mich hier unsichtbar begleite. Auf dem Grunde dieses vielbewegten, veränderlichen Pariser Lebens schweben mir unveränderlich und unwandelbar eure Gestalten, ihr Geliebten der Heimath! Ich fühle in dieser großen Stadt deutlich, wie unendlich lieb ich euch habe, und daß ich ein Deutscher bin!

Denselben Tag.

Soll ich es läugnen und soll ich mich schämen, daß auch Du mich umschwebst, Cäcilie, und daß ich in meiner hiesigen Muße auf Dich gar manches beziehe? Es

ist nur ein freundlicher Schein, den ich mir aber nicht vertilgen mag! Rettete sich doch der harte Dulder Odysseus durch jahrelange Irrfahrten und aus dem Schiffbruche liebevoll und sinnig das Andenken an eine Palme herrlichen Wuchses, welche er staunenden Herzens einst in Delos am Opferaltar des Apollon gesehen hatte. So verwahre ich mir, ein weicherer Mensch, Dein schöneres Bild.

Den 18. October.

Heute war ich im jardin de plantes und in den dortigen Naturaliensammlungen. Himmel! welche Vorstellungen bewegten mich den ganzen Tag und als ich Abends längs der Seine einsam, voll fremder, ungewohnter Gedanken und Regungen nach der fernen Wohnung zurückkehrte! Wie schlecht habe ich Kant vor einigen Tagen in meinem Tagebuch vervollständigt, daß ich meinte, nicht nur die Astronomie, sondern eben so gut auch das Reisen belehre den Menschen über seine Unwissenheit. „Alles wiederholt sich nur im Leben", hätte mir beifallen sollen, und Du magst Dich hinwenden, wohin Du willst, Du siehst überall nur denselben Menschen und seinen Jammer. Unendlich mannigfaltig und reich, und unbefleckt ist nur die Natur! Und in dieser Natur bin ich, buchstäblich genommen, unwissender, als ein Kind. In ein untergegangenes Menschenleben und in todte Sprachen, in Dinge, welche einem doch immer fern bleiben, bemühte ich mich, mich hineinzureden, hineinzuleben, aber

die immer nahe, allumfassende Natur ließ ich unbeachtet, um die Erde unter mir und um den Himmel über mir bekümmerte ich mich bisher so wenig, als wenn beide nicht da wären. So wurde ich unterrichtet, und so unterrichte ich Andere! Ich fange zu ahnen an, wie ganz unnatürlich, verkehrt, verschraubt meine Bildung ist. Aber ich muß mehr Muße haben, um dieß weiter zu verfolgen.

Den 19. October.

Auf der Menschen Treiben und Wesen zu achten und mir menschliche Aeußerungen zu deuten, ist mir schon leichter und geläufig, denn alle meine Studien bewegen sich ja in dieser Sphäre. Da wird dann mein Blick vom Jugend- und Stadtleben, auf dem er bisher vorzugsweise verweilte, auf das Völkerleben erhoben und erweitert: denn Paris ist eine Welt, in die eine Nation zusammengedrängt ist, und es tritt mir hier der Gegensatz zwischen Deutsch und Französisch bestimmter vor das Auge.

Ich bewundere hier unter anderm die gesellige Bildung, aber diese scheint mir doch nur Hülle zu sein und kein treues Bild des innern Lebens. Ein deutscher Denker lobt einmal den guten Schein in der Gesellschaft, weil man durch diesen doch gezwungen sei, die Tugend wenigstens äußerlich darzustellen, wodurch diese dann, zur Gewohnheit und Geläufigkeit geworden, sich leichter Eingang in die Gesinnung und den Charakter verschaffe. Wenn aber ein gewisser Schein einem ganzen Volke ha-

bituell geworden ist, so nimmt ihn der Mensch als Kind schon an, und, indem es ihm keine Mühe kostet, zu scheinen, erinnert er sich bei Hervorbringung und Festhaltung des Scheins, der Tugend nicht mehr. Der Schein ist ihm schon zur festen Gewohnheit geworden, ehe der Charakter sich in ihm zu entwickeln anfängt. Er ist eine ganz leere Form, und Keiner denkt mehr daran, mit derselben sein inneres Wesen in Uebereinstimmung zu bringen, sondern thut unter dieser äußern Hülle, die Jeder für das nimmt, was sie ist, er thut, was ihm beliebt. Das gesellige Leben ist kein Zügel und kein Treiben mehr für die innere Gestaltung des Lebens, worauf es doch eigentlich ankömmt. Ich meine daher eine solche überwiegende Ausbildung des geselligen Lebens, welches seiner Natur nach immer Schein ist, sei für die sittliche Menschenerziehung, die doch immer eine der innern Gesinnung ist, nachtheilig; sie ist aber auch für die intellectuelle nicht vortheilhaft. Denn sie kann sich sehr leicht des Ausdrucks des Geistes, ich meine der Sprache, so bemächtigen, daß sie denselben und somit den Geist selbst gewissermaßen stabil macht. Auf jeden Fall aber verhindert dieser gesellschaftliche Despotismus den Einzelnen, daß er seine Gedanken und Gefühle in eigenthümlicher, freier Weise ausdrücken kann, denn er ist bis in's Einzelne an gewisse sprachliche Normen, Phrasen und Convenienzen gebunden, und indem die eigenthümliche Ausdrucksweise verpönt ist, wird gewiß auch die eigenthümliche, originelle Denkweise und Gefühlsart erstickt.

Dagegen lobe ich mir deutsche Art und Weise. Die Formen sind bei uns weniger feststehend und dominirend,

und daher kann sich in ihnen der Geist freier bewegen und eigenthümlicher entwickeln. Bei uns hat doch nicht das Kind schon den Schein eingesogen und sich für immer mit ihm abgefunden, sondern es kostet dem Jüngling noch eine heilsame Anstrengung, den Schein hervorzurufen, und weil dieser bei uns nicht so feststehend und gleichsam einförmig ist, wird er sich bei dieser Bemühung oft unsicher benehmen, in seiner Wahl fehlgreifen und sich so, zu seiner Selbstbeschämung, große Blößen geben, bis er endlich seinem sittlichen Genius, der ihm befiehlt mit dem Schein die Sache zu verbinden, nicht länger mehr widerstehen kann. Auch hierin unterstützt ihn weiter unsere ausgezeichnete gesellige Sitte, welche überall darnach fragt, ob es einem Menschen mit seinen Worten auch Ernst sei, und ob die Handlungsweise und das Benehmen aus einer entsprechenden Gesinnung fließe, während solche Fragen in Frankreich für das gesellige Leben gar nicht aufgeworfen werden möchten. Und während in Frankreich der Anstand wirklich die höchste Tugend und die Bedingung jeder andern ist, verzeiht die feinere deutsche Weise manchen Fehler im Umgang, manche Eigenheit, indem sie wirklich überall den Blick über die bloße Erscheinung hinaus auf den Gehalt richtet, und jene schonend und liebevoll nach diesem beurtheilt, für den Mangel dieses aber in der Glätte jener keinen Ersatz findet. Nehme ich dazu, daß bei uns in der Gesellschaft Jeder sich in der Sprache ausdrücken kann, beinahe wie er will — denn der eine spricht viel, der andere wenig oder beinahe gar nichts, der eine schnell, der andere langsam, der eine in abgebrochenen, der andere in langgedehnten Sätzen, der

eine in scherzender, der andere in gemüthlicher, ein dritter in erzählender, ein vierter in reflektirender Rede — und daß in dieser unbeschränkten Mannigfaltigkeit des Ausdrucks Jeder sein Geistesleben gemüthlich, phantastisch, witzig, drollig, räsonnirend, heiter, ernst oder in welcher Gestalt er es sonst in sich hat, gleichsam ausleben und seine ganze Eigenthümlichkeit in seiner eigenen Sprachweise befestigen, veredeln und sich ihrer erfreuen kann, während sich in Frankreich die Unterhaltungen, auch bei verschiedenartigem Gehalt, bei allem lebendigen, glänzenden, ununterbrochenen Flusse doch im Allgemeinen ohne den vollen eigenen Geist der Sprechenden in ewig wiederkehrenden, todten Phrasen fortbewegen: so finde ich in diesem Allen einen entschiedenen Vorzug des deutschen Lebens. In Frankreich dient der gesellige Geist der starren Formen der Sprache, und die äußere Sitte hat mit der innern nichts mehr zu schaffen. In Deutschland ist die Sprache überall nur Mittel, und die Sitte ist so fein gewoben, daß sie den Gehalt des Menschen überall durchscheinen läßt. Irre ich mich daher nicht, so ist die sittliche und intellectuelle Volkserziehung in Frankreich sehr erschwert, wogegen das deutsche Leben sich hierin einer vollen, kräftigen Gesundheit erfreut und die Bedingungen einer herrlichen Geistesausbildung gegeben sind. — Heil! daß ich deutscher Lehrer bin, mit französischem Volke und seiner Jugend möchte ich es wahrlich! nicht zu thun haben. Von allem Andern abgesehen, wenn ich z. B. einem französischen Jünglinge eine Ansicht über irgend einen geistigen Begriff, den er nicht eingesogen hätte und der nicht in der Gesellschaft lebt, beibringen wollte, — es würde

unmöglich sein, oder, wenn ich es doch zu Stande brächte, mein Zögling würde ihn bald wieder vergessen, weil er im geselligen Leben nicht damit hervortreten dürfte. Denn in diesem findet man nur Beifall mit den Gedanken — sie müßten denn auf materielle oder handgreifliche Dinge gehen oder Witze sein, — welche alle Andere eben auch sagen können. Und selbst diese Witze scheinen mir von Einer Art zu sein; sie sind nämlich ihrer Form nach reine Verstandeswitze, ihrem Inhalte nach meistens politisch. Bei uns giebt es z. B. auch drollige, gutmüthige Witze, für welche die Franzosen keinen Sinn haben.

Den 20. October.

In die Gallerien der Gemälde und Bildsäulen im Louvre gehe ich beinahe jeden Tag. Wie ich es vermuthete, eine ganze große Welt eröffnet sich hier der erstaunten Seele. Ich habe gestern fünf Stunden unter diesen herrlichen Bildsäulen zugebracht, und werde nachher um zehn Uhr wieder hingehen. Ich studire diese Ueberreste der vollendetsten Kunst der Vorwelt recht durch, indem ich mich über die Gestalt einer Büste, einer Statue, die sich mir durch fleißige Betrachtung tief in die Seele prägen, der Idee des Ganzen und der einzelnen Theile nach, möglichst zu verständigen suche. Die erste Zeit ging ich, wie betäubt, umher in dieser Herrlichkeit; nun freue ich mich, ihr immer mehr mächtig zu werden. Mein Sinn für ihre hohe Schönheit, mein Urtheil über

ſie ſchärft ſich. Meine Philologie belebt ſich, das Alterthum tritt anſchaulich, ſinnlich zu mir heran. Dieſe Studien werden für mich von bleibendem Einfluß ſein; dieſe ruhige, freie, klare, erhabene Schönheit, dieſe Kraft und Hoheit, Lieblichkeit und Anmuth, die ich in dem kalten Steine erblicke — o Himmel! daß ſich ein kleiner Theil von ihr mit meinem eignen Leben verſchwiſtere, dauernd, ewig! — Mit ſchön und kräftig durchgeführten Verkörperungen hoher, himmliſcher Ideale habe ich meine Phantaſie bepflanzt. Sie werden mich bewahren, mein Leben lang, nie dem Matten, Weichlichen, Dürftigen, Ideenloſen meinen Beifall und meine Liebe zu ſchenken, es ſei, wo es wolle. Auch in Bezug auf die Attribute der Götter und Heroen, die Stellung und Kleidung der Bildſäulen und Aehnliches, habe ich manches Nützliche gelernt. Wenn ich nach Hauſe komme, wird unſer, auch hier gefeierter, Winkelmann mein Studium ſein.

— — Der Unterſchied der italieniſchen und franzöſiſchen Malerſchule iſt mir hierbei ganz verſtändlich geworden. Wenn Regelmäßigkeit und Farbenglanz für ſich Schönheiten wären, und Anatomie und Verſtandesberechnung für ſich Schönheit erzeugten, dann wären die franzöſiſchen Gemälde Meiſterſtücke. Es fehlt ihnen aber nur Eins, ohne welches Eine aber leider! nichts ſchön iſt, nämlich nur — die äſthetiſche Idee. Ich traue es meiner geſunden Natur zu, daß mir die meiſten Erzeugniſſe der franzöſiſchen Schule auch dann nicht gefallen und zuſagen würden, wenn ich Kant's Kritik der Urtheilskraft d. h. das Tiefſinnigſte, was je über Schönheit geſchrieben worden iſt, nicht geleſen hätte; aber dann könnte ich mein

Urtheil gewiß nicht so bestimmt und fest aussprechen. Eine neue originelle Gestaltung der Malerei wird von den Deutschen ausgehen.

Den 21. October.

Die politische Bildung möchte bei uns im Einzelnen mit der französischen gleich groß, ja tiefer und vorurtheilsfreier sein, aber das politische Interesse ist hier so allgemein, daß das unsrige dagegen in nichts verschwindet. Es wurzelt dieses Interesse in der stolzen Vaterlandsliebe, im verbrüdernden Selbstgefühl der ganzen Nation, und wird unterhalten durch die Volksvertretung und Preßfreiheit, ja sogar durch den allgemeinen Haß gegen die jetzige Regierung und Geistlichkeit. Es ist höchst interessant, es zu verfolgen, wie dieses Nationalgefühl und Interesse an dem Oeffentlichen sich überall, im Theater, in der Literatur, in der plastischen Kunst, in aller Unterhaltung, ja in den Worten, den Mienen, dem Betragen, selbst dem Gange auch des gemeinsten Kerls wiederfindet und allen diesen Dingen ein Volksgepräge aufdrückt. Dieser Gemeingeist ist der Träger der französischen Bildung, der Leiter, welcher einem jeden, auch dem Niedrigsten, eine gewisse Intelligenz, ein besseres, menschliches Gefühl mittheilt und sein Handeln mehr oder weniger bestimmt, welcher hier die Schulbildung gewissermaßen ersetzt. Ein Bauer mag hier nicht so gut lesen, rechnen und schreiben können, ja er soll, nehme ich an, gar nicht zu lesen und

ſchreiben verſtehen; ſo ſind doch ſicher einige in ſeinem Dorfe, welche im Leſen Geläufigkeit haben. Von dieſen lieſ't einer jenem und ſeinen übrigen Nachbarn aus der Zeitung vor, was ſich im Vaterlande und im Auslande zuträgt, was die erleuchtetſten Männer in den Kammern verhandeln und ſprechen, was die ausgezeichneten Mitarbeiter des Blatts hierüber urtheilen oder ſonſt wünſchen und denken. Das Vorgeleſene aber — und ſo iſt's wirklich in den meiſten Dörfern Frankreichs, vielleicht den äußerſten Süden ausgenommen — wird weitläufig durchſprochen, beſtritten und gerechtfertigt, und ſo belebt ſich das Intereſſe, und ſchärft ſich die Urtheilskraft und Einſicht dieſer Leute fortwährend. Auch ſonſt zügelt und hebt, lenkt und regelt dieſer Gemeingeiſt das franzöſiſche Volk überall. Denn es habe z. B. der Knecht mit dem Herrn zu reden, ſo tritt jener dieſem mit der Leichtigkeit und Unbefangenheit eines franzöſiſchen Bürgers gegenüber, und den Herrn zwingt die Achtung und Furcht vor dem Gemeinſinn, dieſen bürgerlich zu behandeln. Er wechſelt mit ihm, wohl auch über das vorliegende Geſchäft hinaus, freundliche, zutrauliche Worte, ertheilt ſeinen ſtrengen Befehl in einer liberalen Form und indem der Knecht ſo als Ebenbürtiger, als Mündiger fortwährend behandelt wird, reift er gewiß zur geiſtigen Mündigkeit heran; indem er dem Herrn ſo nahe gerückt iſt, geht von dem Herrn nothwendig ein Theil ſeiner Anſichten, Einſichten, — ſeiner Bildung über. Das Geſinde ſteht in Frankreich der Herrſchaft menſchlich näher, als bei uns; dieſer würde es warlich! übel zu ſtehen kommen, wenn ſie ihre Knechte, Diener und Mägde, gleichſam als Halbmenſchen,

schnöde oder auch nur mit erniedrigender Vornehmthuerei behandeln wollte; und auch die übrigen Stände sind enger mit einander verbunden, ja sie fließen in Bezug auf die Achtung, die sie erweisen und empfangen, beinahe in einander über. Das allgemeine: Monsieur! ist nicht allein Zeichen, sondern es liegt ihm immer noch die Sache zu Grunde, ja es hilft fortwährend die Sache hervorbringen. Die befreundete Stellung und dieses Ineinandergreifen der Stände aber muß nothwendig die französische Bildung zu einer allgemeinen, öffentlichen des ganzen Volks und diese jedem Einzelnen leicht und schnell zugänglich machen, so daß auch der Aermste nicht ganz leer ausgeht und, wie die gemeinschaftliche Luft, auch einen Theil der gemeinschaftlichen Bildung einathmet.

Kurz, Gustav! diese ganze, große, langdauernde Schule des Gemeingeistes scheint mir viel mehr werth zu sein, als unsere deutsche Volkserziehung, wie es jetzt noch mit ihr bestellt ist und wie sie — zu unserer Schmach — vom Gemeingeist bis jetzt nicht vervollständigt und fortgesetzt wird. Denn wahrlich! unsere bisherige Volkserziehung ist doch eigentlich nur Kinderunterricht. Und was lernen die Kinder? Lesen, Schreiben und Rechnen. Rechnen lernen sie, damit sie nachher ihren Vortheil und Nutzen besser ausrechnen können. Was schreibt das Volk aber? Seinen Namen etwa, oder vielleicht einmal einen Brief, wodurch doch seine Bildung nicht unterhalten wird. Und Himmel! was lies't es? was giebt man ihm für seine Lectüre in die Hand? Bücher, welche so allgemein hingestellte Wahrheiten enthalten, daß der ungebildete Verstand unmöglich die Anwendung derselben auf

den speciellen Fall im speciellen Leben zu finden vermag, die zum Theil so schwer zu verstehen sind, daß der mit allen Kenntnissen ausgerüstete Gelehrte sie kaum zu erklären im Stande ist, und die so viel Fremdartiges, Außerwesentliches von unserer Denkweise, unsern Sitten und unserm Leben ganz Abweichendes, ja ihm Widerstreitendes enthalten, daß die richtige Auswahl praktischer Wahrheiten für seine eigne Veredlung dem gemeinen Mann nicht zugemuthet werden kann. Solche Bücher sind unsere Volksbücher, die demselben ohne Auswahl und ohne Erklärung in die Hände gegeben werden! Ist's ein Wunder, daß das Volk (welches durch den Kinderunterricht seine Bildung doch noch nicht vollendet hat!) aus solchen Büchern gerade auf das verfällt, was am meisten unbrauchbar, dunkel und abstrus ist? oder daß es, wenn es nahe bei Städten wohnt, sich aus Leihbibliotheken die fadesten, ja die verderblichsten Romane zu verschaffen weiß, und so das Mittel zu seiner Veredlung, zu seiner Entsittlichung und Verschraubung mißbraucht? — Nehmen wir nun noch dazu, daß das gemeine Volk auf dem Lande und in der Stadt von den gebildeten Ständen wirklich als Halbmenschen, wenn nicht theoretisch betrachtet, doch behandelt wird, daß es als eine niedere, gedrückte Kaste zu uns, den Bevorrechteten, hinaufsehen und hinaufkeuchen muß, so daß sich in ihm die Menschenwürde nie beleben kann, — so könnten wir doch unsern eignen Lobeserhebungen unserer Volkserziehung einmal zu mißtrauen anfangen. Die Schule thut wenig und das Leben vernichtet das wieder, was die Schule wollte oder sollte.

Nur wenn ſich unſerer Volkserziehung der Gemeingeiſt vermählt, wird jene taugen. Dann beginnt für uns ein neues Zeitalter, und ein ſchöneres, als es je die Geſchichte ſah.

Den 22. October.

Es iſt ſo! Das franzöſiſche Volk im Allgemeinen — denn bei den Gelehrten und den höher Gebildeten, iſt, wie ich es vielfach erfahre, das Urtheil anders — verachtet die Deutſchen nicht, aber es achtet ſie wenig, als beſchränkt gutmüthige und hyperphiloſophiſche Leute, aber die Preußen, welche es ganz von den Deutſchen trennt, die Preußen haßt und — achtet es. Wenn ich daher gefragt werde, ob ich ein Deutſcher ſei — gewöhnlich aber gelte ich für einen Engländer, denn man pflegt hier einen jeden etwas ſteifen Ausländer, der das Franzöſiſche nicht gut ausſpricht, κατ' ἐξοχὴν einen Engländer zu nennen — wenn ich alſo doch bisweilen von einem Plebejer gefragt werde, ob ich ein Deutſcher ſei, ſage ich: Nein, ich bin ein Preuße! — **Ah! c'est une autre chose! Nous les connaissons, les Prussiens!** bekomme ich dann zur Antwort. Einmal ſagte ich, es ſei kein Unterſchied zwiſchen Deutſchland und Preußen, denn es würde bald ganz Deutſchland preußiſch werden, die Geiſter hätte Preußen ſich jetzt ſchon unterworfen. Hierauf aber bekam ich keine Antwort.

Den 23. October.

In einigen zum Theil langweiligen Sitzungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatoren, so wie in einigen Privatcirkeln, von denen ich Dir früher schrieb, habe ich schon viele hiesige Gelehrte aus allen Fächern, wenigstens gesehen und sprechen hören, manche auch selbst gesprochen. Eben aber war ich in einer Gesellschaft mit Alexander v. Humboldt zusammen! — Was ist eine so unbedeutende Person einem solchen Manne gegenüber, den die Franzosen so gern den ihrigen nennen möchten! Aber durch das Gespräch des Gefeierten belebte sich das frühere heilsame Gefühl meiner Unwissenheit von neuem und beinahe schmerzlicher als damals. Ich habe mir eine zweite Eintrittskarte in jenen Naturpallast im jardin des plantes zu verschaffen gewußt, und werde morgen abermals einen Tag dort zubringen. — Von Humboldt habe ich noch nichts gelesen, als seine „Ansichten der Natur", und diese nicht eigentlich der Sache, sondern Bruchstücke aus ihnen, der Form wegen, mit meinen Schülern zum Behuf des deutschen Stils durchgenommen. Jetzt aber tritt mir durch das, was ich hier sah und hörte, was ich von diesem Büchlein noch im Gedächtniß habe, bedeutsamer, seiner eigentlichen Geltung nach in die Erinnerung. Des Endes der Vorrede erinnere ich mich ganz genau: „Ueberall habe ich auf den ewigen Einfluß hingewiesen, welchen die physische Natur auf die moralische Stimmung der Menschheit und auf ihre Schicksale ausübt. Bedrängten Gemüthern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. Wer sich herausgerettet

aus der stürmischen Lebenswelle, folgt mir gerne in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf den hohen Rücken der Andeskette. Zu ihm spricht der weltrichtende Chor:

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. —

Zu welchen elenden Schulmeisterfratzen habe ich bisher diese heiligen Worte und andere dieser Schrift mißbraucht: um meinen Jungen einen eleganten Stil anzueignen! Ich hätte ihnen sagen sollen: „Erfüll' dein Herz, wie groß es ist, und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist — dann schreib', wie du willst." Was liegt der Welt an einem eleganten Stil, und wie kann ein Stil schön sein, wenn der Schreibende nicht in sich selbst schön ist? — Morgen gehe ich nun wieder in die reichste Naturalienſammlung, die es vielleicht giebt: es sind aber doch nur todte und aus ihrem natürlichen Zusammenhang gerissene Dinge, es sind einige abgestorbene, zerstreute Bruchstücke, welche ich zu sehen bekomme. Aber die Natur erst in der Natur, und nicht auf Stunden, sondern lebenslang zu studiren, und nicht nur anzublicken, sondern mit Hülfe der Philosophie und Mathematik „und in Bezug auf die moralische Stimmung der Menschheit und ihre Schicksale" zu durchdringen und zu ergründen, und sie nicht nur in den Verstand, sondern auch liebevoll in Gemüth und Phantasie aufzunehmen — ha! es muß etwas Herrliches sein.

Den 24. October.

Kein Wunder, daß hier in einem eine gewisse Sehnsucht nach der Einfachheit, Unschuld und Reinheit, nach der stillen Größe und ruhigen Majestät entsteht, wie die Natur sie uns entgegenträgt. Denn das Leben in Paris ist doch, wenn man ihm näher zusieht, übertüncht, geschraubt, im höchsten Grade unnatürlich, man müßte denn sagen, die Künstelei sei selbst zur Natur geworden. Es mag hier nur ein entartetes oder ein sich selbst vergessendes und täuschendes Gemüth volle Befriedigung finden. Die eifrige Bearbeitung der Naturwissenschaften in Paris — welche dann im übrigen Frankreich nachgeahmt wird — scheint mir nur eine verständig festgehaltene und ausgebildete Sehnsucht zu sein, aus der Künstelei der Gesellschaft zur Natürlichkeit zurückzukehren. Wir Deutsche befriedigen die gleiche Sehnsucht, wenn sie in uns erwacht, lieber dadurch, daß wir uns in das Alterthum versetzen. Es ist mir ganz recht, daß ich dieser Tage hier abreise, denn ich habe diese zugestutzten Menschen und verschnittenen Bäume nun genug besehen.

Den 26. October.

Ich brachte heute dem Professor H. das Manuscript des Platon zurück, indem ich ihm dabei gleichgültig sagte, daß ich mit der Collation nicht fertig geworden sei. „Wie", fuhr er auf, „Sie sind nicht fertig geworden? Das thut mir doch leid, daß Sie den Zweck Ihrer Reise

verfehlt haben! Können Sie nicht noch einige Tage hier bleiben?“ — Ich bemerkte, die Post bis nach Strasburg sei schon bezahlt.

— Den ganzen Tag mußte ich wegen meines Passes herumlaufen. Ich reise durch die Champagne und Lothringen zurück, ununterbrochen Tag und Nacht. Am vierten Tage, sagte man mir, würde ich in Strasburg sein. Zum letztenmal ging ich diesen Abend durch einige wohlbekannte gasbeleuchtete Straßen, Hallen und Durchgänge der Hauptstadt. Ich meine, ich sei dennoch *nicht* umsonst in Paris und Frankreich gewesen, — aber die schmeichelhafte Aussicht auf meinen philologischen Ruhm in meinem Vaterlande ist freilich dahin. Ich bringe keine Lesarten mit! Mich erwartet deßwegen Schande bei meinen Amtsgenossen, und ich werde ihnen meine Reise zu verheimlichen wissen.

Den 30. October.

In Strasburg besuchte ich den alten Schweighäuser. Wenn ich auch auf diesem Umweg nichts Anderes gesehen hätte und nichts Neues mehr zu sehen bekäme, als ihn, so wäre ich hinlänglich belohnt. Der Greis ist in den achtzigen. Wir sprachen von Wolf, von Brunk, von Creuzer, von Voß, von den Pariser Philologen, die ich besucht hatte, von Schweighäuser's Sohn, welcher des Greises Stelle übernommen hat und nun mit einem Werke über die elsaßischen Alterthümer beschäftigt ist. Er erkundigte sich genau nach dem Stand der Philologie in

Deutschland, nach meinen eignen Verhältnissen. Sein letztes Werk, welches er ausgearbeitet hat, ist sein herodoteisches Lexicon: just so lange behielt er sein Gesicht. Seine Augen sind jetzt zum Lesen unbrauchbar: er muß sich von seiner Tochter vorlesen lassen. Dennoch hielt er noch den letzten Winter — oder war es in einem frühern? — vor einigen seiner Freunde und vor seinem Sohne ein Collegium über Thukydides. Einer las jedesmal eine Stelle vor, und der Alte übersetzte und erklärte sie aus dem Kopfe. So gingen sie die zwei ersten Bücher durch und verbrachten die Winterabende auf die angenehmste Weise. Dieß alles und noch vieles andere erzählte mir der ehrwürdige Greis, und indem er so gemüthlich fortredete und mir meine Theilnahme abfühlte, wurden seine Worte mit jeder Minute bewegter und wärmer. Ich merkte auch, daß sein Gedächtniß schon abgenommen hatte, denn er erzählte mir kurz hintereinander zweimal, daß Creuzer von einem gewissen Baron eine vorzügliche Handschrift des Herodotos erhalten, und diese ihm selbst mitgetheilt habe. Aber seine Urtheilskraft war ungeschwächt und größere Heiterkeit des Gemüthes kann ein Jüngling nicht haben. Mir that diese erste naive deutsche Natur, welcher ich an meines Vaterlandes Grenze wieder begegnete, deßwegen so wohl, weil sie sich mir in Contrast mit französischem Wesen und Leben setzte. Glücklicher Mann, der du dir aus der Noth und Angst des Lebens bis zum Rande des Grabes hin diesen heitern, unbefangenen Sinn gerettet, ihn dir noch als zitternder Greis erhalten hast! Ich verglich sein Geschäft mit dem eines Mannes, der aus der Erde einige kostbare Bildsäulen ausgegraben hat, und nun

alle seine Zeit und Kraft daran setzt, sie zu säubern und wieder in ihre ursprüngliche Gestalt und Schönheit herzustellen. So hat auch Schweighäuser sein ganzes Leben darauf verwandt, einige kostbare Schätze, die uns das Alterthum hinterlassen, zu reinigen und zu ergänzen. Mit der Textverbesserung des Polybios, des Herodotos u. s. w. hat er sein ganzes Leben zugebracht. Er hat das Gute nicht hervorbringen, aber erhalten helfen. Er hat das Schöne in der Menschengeschichte nicht vermehrt, aber es doch den Menschen zugänglicher gemacht. Er hat sich einen engen, aber edeln Beruf erwählt, und Heil ihm! was er wollte, hat er erreicht. Er sagte mir ruhig lächelnd, als ich ihn fragte, ob er bei erstarkten Augen nicht etwa noch andere Classiker herausgeben werde: „Man muß anzufangen, aber auch zu endigen wissen.“ — Gott! wenn ich auch einst so ruhig auf das Werk meines Lebens zurückschauen könnte!

In unbeschreiblicher Empfindung nahm ich von ihm Abschied. Leben Sie wohl, sagte ich, und ergriff seine Hand und hielt sie fest und betrachtete die freundlichen Mienen und das Silber seines Hauptes und prägte mir es tief ein. O Gott! ich möchte ein bedeutender Mann sein, damit Andere einen hohen Werth darauf legten, wenn ich sage: Theurer Mann! ich achte, ich liebe dich! Er empfahl mir, den Creuzer in Heidelberg zu grüßen, und auch den alten Voß zu besuchen. Ich sagte, ich hätte letzteres schon früher vorgehabt, worauf er erwiederte: Versäumen Sie es ja nicht! und ich aus ganzer Seele, immer noch in sein ehrwürdiges Antlitz vertieft und seine beiden Hände festhaltend: Nein, gewiß, gewiß nicht! —

Der Greis begleitete mich durch mehrere Zimmer hindurch bis zur Treppe, und hier sagte ich ihm noch einmal Lebewohl — vermuthlich auf immer, und eine große Thräne stand mir im Auge.

Wie macht den Menschen ein einfaches Werk, dem er sich mit ungetheilter Kraft ausschließlich hingiebt, so glücklich; mich aber treibts vom Wissen zum Wissen, und alles, was ich lerne und sehe, vermehrt nur meine innere Unruhe!

Den 2. November.

Mein Weg führte mich nach Karlsruhe, wo ich einen Tag blieb. Als ich die neue, von Weinbrenner erbaute evangelische Kirche betrachtete, zwang ich meiner Unwissenheit in Allem, was die Baukunst betrifft, doch Ein Urtheil ab, welches mir wenigstens gegründet zu sein scheint. Der Kirchenbau, wie ihn Weinbrenner hier einführte, paßt nicht zu dem Geiste der christlichen Religion. Aus den Evangelien weht uns ein anderer Geist entgegen, als aus der evangelischen Kirche zu Karlsruhe. Diese freundliche Heiterkeit des Baues, diese leicht aufstrebenden jonischen Säulen, diese schmuckvollen und glänzenden Verzierungen, diese farbigen Guirlanden und Kränze an den Wänden waren gewiß dem Cultus des hellenischen Volkes entsprechend; aber sie sind nimmermehr ein Symbol des tiefen, einfachen und in erhabener Demuth lebenden christlichen Glaubens. Das ächtgläubige christliche Gemüth kommt wahrlich mit ganz andern Gefühlen

in das Gotteshaus, als die sind, zu denen die evangelische Kirche zu Karlsruhe uns auffordert. Die ernste, zum Himmel strebende Baukunst des Mittelalters ist aus dem innersten Leben des Christenthums hervorgegangen; dieser heitere, freundliche, hellenisirte Kirchenbau aber ist eine Pflanze, die in einer fremden Zeit und Stelle erwachsen, in unserer nicht gedeihen kann. Die eigenthümliche Richtung unseres Glaubens ist in ihm nicht nur nicht ausgesprochen, sondern widerstreitet ihm auch. —

Ich besuchte den trefflichen Hebel, den allemannischen Dichter. Er ist von mittlerer Größe und untersetztem Bau. Seine Gestalt schien mir kleiner geworden, denn meine sich zurückerinnernde Einbildungskraft — ich hatte ihn früher einmal gesehen — hatte ihn sich zu groß gedacht. Sein Haupthaar ist schon mit vielen Lilien durchflochten, seine Gesichtszüge sind menschenfreundlich und wohlwollend, seine kleinen Augen schalkhaft, die Lippen feingebildet und edel, der Wohnsitz attischen Scherzes, aber auch attischer Weisheit, von denen ich den natürlichen Fluß der schöngebildeten Rede aufmerksam und begierig in mich aufnahm. Im Zimmer auf- und abgehend, sprachen wir manches mit einander, und seine geistvolle Laune wußte auch das Unbedeutende interessant zu machen. Der Prälat war gegen mich, wie gegen einen wohlbekannten jüngern Freund, oder vielmehr, es war der Prälat nicht, es war nur der liebenswürdige Naturdichter und Naturmensch. Die Seele ging mir auf in seiner Gesellschaft. Als ich von ihm weggehen wollte, sagte er mir abgebrochen, es thue ihm leid, daß ich nicht im Badischen angestellt sei; ob ich vielleicht eine Anstellung im Schul-

amte im Badiſchen annehmen würde? Freudig überraſcht dankte ich dem lieben Manne für ſein Zutrauen, lehnte aber den Antrag ab. — Ich würde ja auch hierher meine Leiden, meine wirklichen und ſelbſtgeſchaffenen, tragen, und ſie würden auch in dieſem Theile Deutſchlands alte oder neue Nahrung finden. Auch hier mangelt ja der Gemeingeiſt, den allein ich überall ſuche und in Deutſchland nirgends finde, in dem allein ich vielleicht geneſen könnte.

Den 4. November.

In Heidelberg angekommen, ging ich den andern Tag frühe auf das Schloß. Der Morgen theilte mir ſeine Heiterkeit, die Berge und die großartige Ruine ihre Ruhe mit. Geſammelten Geiſtes lenkte ich, in Betrachtung verſunken, die langſamen Schritte durch die lange, ſchmutzige Berggaſſe nach der Vorſtadt zurück, wo Voß wohnt. Ich überlegte, was ich von ihm oder über ihn geleſen hatte, und mir fielen manche Worte ein, durch welche Göthe dieſem Geiſte huldigt. — Kann ich Herrn Voß ſprechen? fragte ich, etwas zu naiv für deutſche Umſtändlichkeit und noch an franzöſiſche Einfachheit gewöhnt, ein Dienſtmädchen, welches mir die Thüre öffnete. Die Gefragte aber verbeſſerte meine Worte, indem ſie ſagte: Sie wollen vermuthlich zu dem Herrn Hofrath? Wäre mir franzöſiſche Sitte gleichſam als ehrenwerthes Beiſpiel nicht ſo neu und geläufig geweſen, ſo hätte ich wegen meines Fehlers vor einer Magd roth werden müſſen, und doch ſollte ſich

das Herz nicht schämen dürfen, wenn es über dem Mann dessen Titel vergißt oder nicht weiß.

In einem sauber eingerichteten, freundlichen Kabinete fand ich den Greis. Natürlich kam die Rede nach den ersten einleitenden Fragen und Antworten bald auf die Symbolik und Mythologie. Ich gestand, daß ich bis jetzt noch immer nicht im Klaren über die Bedeutsamkeit der Mythen, über die eigentlichen Symbole, sei, und daß ich den Zusammenhang der helleniſchen Mythen mit den aſiatiſchen und nordiſchen weder läugnen noch behaupten könne. In der Seele aber sei mir die willkührliche, phantaſtiſche Deutung der mythologiſchen Sagen verhaßt, und das Spiel des Witzes, welches in dem Fernſten und Verſchiedenartigſten nicht nur Aehnliches, ſondern auch Gleiches und Einerlei finde, könne ein geſundes Urtheil doch unmöglich befriedigen. Dieß Letztere ſchien ihm nicht zu mißfallen, und er ſprach ſich hierüber, indem er mich belehrte, mit Wärme und Beſtimmtheit, und bei weitem milder und einfacher aus, als ich ſeine Anſichten geſchrieben zu leſen gewohnt war. Ein zahmer Kanarienvogel flog, während er ſprach, zutraulich und unbeſorgt hin und her auf ſein Haupt, ſeine Schulter, ſeinen hingeſtreckten Finger.

Man beſtrebt ſich jetzt ſogar, fuhr er fort, die Creuzer'ſche Symbolik in Schulen einzuführen und es werden zu dieſem Ende eigene ſymboliſche Mythologien für Gymnaſien ausgearbeitet.

Wollen Sie dieſem Unfug nicht ſteuern? fragte ich ihn, denn Unfug konnte ich dieſes Unternehmen mit Ueberzeugung nennen, weil ich glaubte, daß ſich für Schüler

blos eine klare Ueberſicht der gegebenen mythologiſchen Thatſachen eigne, daß es aber eine Verkehrtheit ſei, die dem Streit unterliegende Deutung derſelben mit ihnen zugleich an die Jugend zu bringen.

Voß antwortete auf meine Frage, daß er ſelbſt alt ſei und die Fortſetzung des Kampfes jüngeren Männern überlaſſen müſſe; er ſetzte ſein Zutrauen auf Lobeck.

Im Verlaufe des Geſpräches ſah ich ein, warum Voß den Myſticismus und Obſcurantismus in der Theologie und Kirche in einen ſo genauen Zuſammenhang mit dieſer ſymboliſirenden Behandlung des Alterthums ſetzt. Sein ganzes Streben nämlich iſt auf Gedankenfreiheit, auf Veredlung unſeres Geſchlechtes durch Wahrheit gerichtet, und als ein Hauptmittel zu dieſem großen Zwecke ſieht er die hiſtoriſch klare Kenntniß der antiken Welt an. Wer nun in die Alterthumskunde ſeinen eignen Aberglauben und ſeine Myſtik hineinträgt, der ſcheint ihm, des edelſten und ſicherſten Mittels zur Humanität uns zu berauben, mit dem Böſen im Bunde zu ſtehen und als ein Feind ächtmenſchlicher Aufklärung bekämpft werden zu müſſen.

Da die Rede einmal auf das Schulweſen gekommen war, ſo erlaubte ich mir, ihn über das eine und andere um ſeine Anſicht zu befragen. Die Mathematik bezeichnete er mir als ein vorzügliches Bildungsmittel des jugendlichen Geiſtes, doch werde dieſer Wiſſenſchaft in manchen deutſchen Staaten, namentlich im Preußiſchen, auf Gymnaſien zu viel Zeit gegeben und zu viel Kraftanſtrengung für ſie in Anſpruch genommen. Die Mathematik bilde keine beſondere, der Philologie nicht zugängliche

Geisteskraft, und wer ein tüchtiges Sprachtalent habe, werde sich auch schnell in mathematischen Studien zurecht finden. So sei er selbst in seinem Knabenalter ein tüchtiger Kopfrechner gewesen.

Die Philosophie wollte Voß auf Gymnasien aufgenommen wissen. Vorzugsweise müsse die Logik in allen ihren Theilen, besonders aber das Kapitel von den Schlußformen, vollständig und möglichst ausführlich vorgetragen und praktisch eingeübt werden. Denn ein klarer Stil beruhe vornehmlich auf deutlichem Denken, und wer bei hinlänglichem Sachverständnisse seinem Bewußtsein die logischen Gesetze recht einheimisch und geläufig gemacht habe, sei vor Irrthum und Schwärmerei geschützt. So hätten es die Väter gehalten, ein Lessing und Winkelmann; auch noch in ihre lebendigsten und erhabensten Darstellungen begleite sie kaltes Denken. Selbst der Dichter bringe nur Ungehaltenes, Ungeregeltes an den Tag ohne logische Bildung. Als ein trefflich zu benutzendes Handbuch empfahl mir Voß die Logik von Reimarus.

Ich fragte, was er von dem Lateinschreiben hielte? Er antwortete: Es gilt, wie die Uebung, lateinische Verse zu machen, nur als Mittel, die Alten besser zu verstehen. Es ist eine bloße pädagogische Uebung; sonst hat es keinen Werth, ja ist schädlich und verderblich. Sehen Sie doch zu, rief er aus, was uns in unserer Bildung bis hierher gebracht hat! Nichts anderes, als daß Luther anfing deutsch zu schreiben und daß alle, welche seither sich für das Licht der Geistesaufklärung bemühten, seinem Beispiele hierin nachfolgten. In lateinischer Sprache konnte man wohl von einem gestorbenen, ja einem verwesenden

Gotte reden, weil man bei den ererbten Worten nichts zu denken gezwungen war; als man aber anfing, deutsch zu sprechen, sträubte sich Gefühl und Gedanke gegen solchen sanctionirten Unsinn. So befreite uns die Muttersprache von heidnischem Aberglauben, die Muttersprache, in welcher geistige Bildung allein erstrebt werden und gedeihen kann! Denn nur in ihr können wir selbstständig denken und richtig sprechen. Als mir vordem Wolf seine lateinisch geschriebenen Schriften nach Eutin zum Geschenk schickte, ließ ich sie durch meine Schüler corrigiren und schickte sie ihm corrigirt zurück.

Das Gespräch hatte sich über die Philologie hinaus verallgemeinert und es gab sich die Gelegenheit, daß ich ihn fragen konnte, was er von der Gegenwart, was er von der Zukunft hoffe? Voß aber schwieg, warf einen trostlosen Blick auf mich und zuckte die Achseln. Haben sie mir doch sogar meine Pension rauben wollen, sagte er endlich, und wenn Paulus nicht gewesen wäre, es wäre ihnen gelungen. — Es giebt viele jüngere Männer, versicherte ich ihn, die Sie achten und lieben, die Ihren lebenslänglichen Kampf für Licht und Wahrheit fortsetzen werden. Der Greis schien an den warmen Worten des Jünglings Gefallen zu haben und lobte die Gesinnung und den Vorsatz, aber er fügte bedenklich hinzu: Ob der Jesuitismus nicht obsiegen werde, bleibt wenigstens ungewiß.

Der ehrwürdige Alte wurde zum Essen gerufen. Ich ging mit ihm zum andern Stockwerk hinunter. Hier lernte ich seine Gattin kennen. Ich ward zum bereit stehenden Mittagsmahl eingeladen. Auf meiner ganzen Reise

hatte mir noch nichts so leid gethan, als daß ich mich schon anders wohin versagt hatte. Einen so lehrreichen Morgen erinnere ich mich nicht erlebt zu haben!

Abends wandelte ich noch einmal, zum letztenmal, allein durch den herrlichen Schloßgarten. Ich überdachte und verarbeitete in mir die ganze Unterredung mit Voß. Welche vielfachen Anregungen bringe ich von dieser Reise nach Haus zurück! Bin ich wieder in meiner Vaterstadt angekommen, dann will ich Alles, was ich gesehen und gehört habe, in meiner Einsamkeit und in guter Muße unter sich und mit Früherm verbinden, untersuchen und zu einem rechten Eigenthum meines Lebens machen. Jetzt muß ich mich auf klares Auffassen und bestimmtes Festhalten beschränken, daß nicht ein Eindruck den andern überschütte und sie alle unbegrenzt in ein unbestimmtes Chaos in einander fließen.

Denselben Tag.

Welche entgegengesetzte Menschen und Gelehrte sind doch diese beiden Philologen, Schweighäuser und Voß! Jener ist ein bloßer Interpret der Alten, Voß aber ist in dem Umgang mit diesen, selbst ein antiker Geist geworden. Das Alterthum ist in ihm neu aufgestanden, in dem Rhythmus seiner Rede, in der Klarheit seines Denkens, in der Großartigkeit seiner Gesinnung; seine Alterthumskenntniß ist ihm die Fackel, mit welcher er sein Jahrhundert erleuchten will! — Und nun, Romeo,

wenn du die Richtung des einen oder andern nachahmen könntest und dürftest? Die Wahl sollte dir wahrlich nicht schwer werden! Die Zeit des bloßen Sammelns, Erklärens und Erläuterns in der Philologie ist vorüber, ist endlich vorüber! In unserm eignen Leben verjüngen müssen wir das Große und Herrliche der alten Welt, — oder sie ganz fahren lassen! Ihre zerstückelte historische Auffassung ist für sich kleinlich, ihre umfassende tiefe Ergründung ist ehrenvoll; der Gebrauch aber des tief Ergründeten zu unserer eignen Menschenveredlung ist allein noch die Aufgabe unserer und kommender Zeiten!

Den 6. November.

Seit ich wieder auf deutschem Boden reise, habe ich hin und wieder einige meiner frühern Freunde aufgesucht, zum Theil aus alter Liebe, zum Theil um zu sehen, was aus ihnen geworden sei und wie sich ihr Leben gestaltet habe. Die meisten haben nicht erfüllt, was sie einst versprachen. Nach einem Naturgesetze werden unsere Leiber bis zu einem gewissen Lebensalter gediegener, kräftiger und gesunder; sollten nach derselben Naturordnung, in männlichen Jahren nicht auch die Geister vollkommener, edler und tüchtiger sein, als in den ersten Jahren der Jugend, in denen doch alles Geistige gleichsam erst beginnt und alles ganz unvollständig ist? Müßten wir nicht auf unsere Kindheit und Jugend, als auf einen unvoll-

kommenen Zustand, mit einer gewissen sittlichen Scham zurückblicken, statt, wie wir es thun, mit Sehnsucht? Beweis't diese Sehnsucht nicht nur nach dem Glücke, sondern auch nach der Reinheit, nach der Uneigennützigkeit und Güte jüngerer Jahre, beweis't diese Sehnsucht nicht, daß unsere ältern Tage an diesen Tugenden und vielem andern verarmt sind? Woher aber diese Erscheinung, daß, wann die Körperkraft sich erst zur festen Gesundheit entwickelt hat, das geistige Leben gewöhnlich schon mehr oder weniger verkrüppelt und verkümmert ist? Diese Erscheinung, daß wir mit dem Alter gewöhnlich schlechter, statt besser werden? Ist es nicht naturwidrig, daß die sittliche Gesundheit unseres Geistes eher aus unserm frühsten Lebensalter anklingt, als in dem spätern zu finden ist? Ist es nicht vernunftwidrig, daß unsere wahrhaft schönen Jahre auf so kurze Zeit beschränkt sind? Woher kommt dieß? —

Solche Gedanken und Fragen wurden dieser Tage, als ich schnell meiner Heimath zufuhr, in mir erregt oder vielmehr von neuem belebt durch die Erinnerung an jene Freunde, welche ich besucht hatte. Der eine war Landprediger geworden. Ungeachtet er, welcher zugleich Weinhändler ist, seinen ganzen Keller mit vollen Weinfässern angefüllt hat, setzte er mir ein Getränk vor, welches ich kaum zu trinken vermochte. Auch sonst noch in der Haushaltung schien mir der erwerbsüchtige Geiz beinahe ausschließlich zu herrschen. Seine Kinder aber behandelte der ehemals so milde und schonende Freund auf eine rohe Weise und jähzornig. Er und seine Frau unterhielten mich mit allerlei Erzählungen, in welchen es mir unmög-

lich war, irgend eine Belehrung, eine Anregung, eine Erhebung, einen Genuß zu finden. Als ich endlich mit Mühe einen geistigen Gegenstand zur Sprache brachte, fand ich in dem Freunde die alten, mir noch gut erinnerlichen Vorurtheile und Irrthümer, aber nicht mehr das alte Interesse an Wahrheit wieder. Da ich einige bessere, neuere Ansichten aufstellte, bestritt er mich so rechthaberisch, so hartnäckig und leidenschaftlich, daß es hätte scheinen können, als hätte in umgekehrter Weise er sich seit unserer Trennung mit Geistesbildung beschäftigt, ich mich auf den Erwerb beschränkt. Mir wurde, ich kann es nicht sagen, wie unheimlich, bei diesem Disput, welcher weder im rechten Geiste begonnen war, noch fortgesetzt wurde, bis ich mich endlich zufrieden gab. Jetzt zeigte mir mein Wirth sein, freilich schlecht meublirtes, Haus, seinen Garten, seine angekauften Aecker und seine jüngst angelegten Weinberge. Wenn während dieses Ausfluges Bewohner seiner Gemeine zu ihm kamen, so verhandelte er mit diesen ein Langes und Breites über ökonomische und andere Dinge und behandelte mich — den lang nicht gesehenen, ehemals so theuern Freund, mit dem er nur auf wenige Stunden wieder vereinigt sein konnte — als eine Nebensache. Auch fragte er mich über meine bisherigen Lebensschicksale oder über mein inneres Leben beinahe gar nicht, und die anfängliche alte Herzlichkeit, womit mich der Ueberraschte bewillkommt hatte, hatte sogleich einer gleichgültigen Alltagsprosa Platz gemacht. Ich trennte mich von ihm mit einem unendlich wehmüthigen und unbefriedigten Gefühle. Das ist einer von den Menschen, welche die schönen Jugendanregungen nicht selbstthätig

weiter bildeten. Das Gute und Edle lebte ehemals warm und lebendig in ihm, aber nur in seinem Gefühle und seiner Phantasie, sein Verstand hat es nicht festgebunden, nicht in sein Leben verwebt, so daß es entfloh, und nur einen kahlen Lebensstamm zurückließ.

Den 7. November.

Bei einem andern Freunde in *** wollte ich Ersatz suchen. Dieser aber hatte ein furchtbares Schicksal erlebt. Nach seinen Universitätsjahren hatte er sich als Theologe examiniren lassen und als solcher in seiner Vaterstadt oft gepredigt. Da er aber keinen Beifall fand, oder sah, daß er sich zum Pfarrer nicht eigne, war er am Gymnasium angestellt worden. Er verwaltete aber sein Amt so sehr nach eignen Grundsätzen, daß er seine Entlassung erhielt oder sie selbst zu nehmen für gut fand. Er entschloß sich nun, Jurisprudenz zu studiren. Aber das Mißglücken aller seiner Plane, Unzufriedenheit mit sich und den gesellschaftlichen Verhältnissen, und die von der Universität mitgebrachten, noch nicht ganz erloschenen politischen Träumereien wirkten auf seinen Ehrgeiz so verderblich ein, daß er den Verstand verlor, und von den übrigen Aerzten gänzlich aufgegeben, nur durch die Sorgfalt und Geschicklichkeit seines eignen Bruders gerettet ward. Jetzt nach langen Leiden ist er in Begriff, sich zur untersten Lehrstelle eines Gymnasiums zu melden, welche ihm nur ein höchst spärliches Gehalt auswirft. Wir gingen in den Anlagen vor der Stadt

spatzieren. Da sagte er mir, daß er sich seiner auf der Akademie verlebten Zeit recht eigentlich schäme. Nichts sei ihm jetzt widerlicher, als Begeisterung, nichts hasse er so sehr, als das Phantasiren. Enthusiastische Menschen hätten nie etwas geleistet; jegliches Große sei durch einen trockenen Mann geschehen. Die angenehmste Erinnerung aus seinem Studentenleben sei es ihm, sagte er mir, daß er sich in einem Bierhause auf der Universität **, welches er mir namhaft machte, oft voll Bier getrunken. Denn damals habe er doch in der Wirklichkeit gelebt. Er erzählte mir darauf viel von einer besondern Philosophie, die er sich gebildet. Wie das Irdische und Sichtbare, so wirke auch das Unsichtbare auf den Geist ein; bisher aber sei der Mensch noch nicht so weit gekommen, in dieser Einwirkung den Gegenstand von dem Eindruck zu unterscheiden. Er fragte mich, ob diese Ansicht in der Geschichte der Philosophie schon vorkomme. Ich aber sagte, darauf komme es nicht so sehr an, als ob sie wahr sei. Er führte nun seine Meinung weitläufig aus; ich aber hörte nur zerstreut zu, antwortete wenig und widerlegte beinahe gar nichts. Mich beschäftigte und bewegte die veränderte Person meines Unterredners zu gewaltig, zu tief, als daß ich seinen philosophischen Erfindungen ein aufmerksames Ohr hätte schenken können.

So verwirrt oder zertrümmert hatten die Verhältnisse einen Geist, der zu etwas Besserm geboren war. Einen andern Bekannten dagegen, welchen ich einige Tage später antraf, hatte sein stupider Fleiß und seine angesehene Familie zu einem glücklichen Professor der Jurisprudenz gemacht. Er erzählte mir viel von seinem Bücherruhm,

und sein mir von früher her bekannter Mangel an Urtheil und seine Geistlosigkeit verbarg sich ihm hinter einem behaglichen, leichten Wesen, wie wir es bei Menschen sehen, denen Alles glückt und denen es wohlgeht. — Ich finde es überall, die Mittelmäßigkeit kann auf ein gutes Glück und auf ein behagliches Dasein rechnen, der bessern Geisteskraft hingegen scheint ein böser Dämon zugesellt. Ist dieß immer so gewesen, oder ist es nur in unserer Zeit so? —

Den 8. November.

Während die Passagiere in dem andern Zimmer noch an der Tafel sitzen und sich bei guten Speisen und einem lahmen Gespräche wohl befinden, will ich hier in der Nebenstube, bis der Wagen wieder abfährt, eine allgemeine Bemerkung oder Grille zu Papier bringen, welche mich schon seit einiger Zeit plagt und beunruhigt. Es ist eine allgemeine Mißstimmung in der Welt! Wo man hinkommt, in Frankreich und in Deutschland, hört man klagen, und wo man nicht klagen will oder darf, sieht und fühlt man's den Menschen an, daß es ihnen unbehaglich zu Muthe ist, daß sie sich nicht wohl fühlen. Ihre Blicke, ihre Mienen reden, wo sie selbst schweigen. So leise, so rücksichtsvoll, mit so gedämpfter Stimme, so abgebrochen reden keine glückliche Menschen! Und auch ihr Schweigen ist beredt! Aber selbst ihre einzelne, seltene Freude ist schwerlich rechter Art, sie scheint ihrem Mißbehagen abgestohlen zu sein. Wer, um sich zu freuen,

erst vieles, alles vergessen muß, ist nicht glücklich zu preisen.

Die Vögel in der Luft, die Fische im Wasser, das Wild im Walde sind froh, aber der Mensch in der Gesellschaft? —

Ich selbst habe manche Kenntniß in mich aufgenommen, manche Anregung empfangen, aber komme ich auch glücklicher nach Hause zurück? —

Als ich noch in Frankreich reis'te, fiel mir oft des Contrastes wegen die platonische Republik ein, wo die Regenten zum Regieren gezwungen werden müssen, weil sie sonst natürlich die unendliche Last und Verantwortlichkeit (nicht vor Gott, sondern vor dem Volke) nicht auf sich nehmen würden. Die Bourbonen aber haben diesen Zwang nicht abgewartet. — Auf! der Postillon bläs't! Ich muß mich noch einige Tage rütteln und schütteln lassen. So werden mir meine hypochondrischen Gedanken vergehen!

Den 9. November.

Wie will ich mein einfaches, oder vielmehr einförmiges Lehrerleben wieder anfangen und von neuem gestalten? Diese Frage beschäftigte mich schon lange, und tritt jetzt lebendiger vor mich, da sich in der Ferne wieder die ersehnten grauen Berge meiner Heimath dem Blicke zeigen.

Wie eitel waren doch alle meine Plane, das gesellschaftliche Leben zu veredeln und dem Gemeingeist aufzu-

helfen. Was vermag ich einzelner Menſch mit ein paar Freunden unter ſo vielen Millionen? — O Guſtav! vertilge doch alle meine Papiere, welche ich Dir über dieſes ganze Unternehmen mittheilte! Sie ſind geſchmacklos und kindiſch, wie das Unternehmen ſelbſt!

Jetzt bin ich in kurzer Zeit erfahrener und klarer, aber, Guſtav, Guſtav, — ich bin nicht wärmer geworden!!

Den 10. November.

Geſtern fuhr ich, ſtill und bewegt, wieder in meine Vaterſtadt ein. Ich ſtürzte auf mein Zimmer. Meine alte Aufwärterin hatte es mir ſauber gereinigt und aufgeputzt, und auf dem Studirtiſch prangte ein friſches Bouquet von Aſtern und andern ſeltenen Blumen der ſpäten Jahreszeit. Meine Bücher ſtanden noch in der alten Ordnung, aber ſie waren ſorgſam vom Staube gereinigt. Seid mir gegrüßt, wandte ich mich gegen ſie, ſeid mir herzlich willkommen! Ich war lange von euch entfernt, aber ich kehre mit alter Liebe und neuem Verlangen zu euch zurück, ihr erheiternden, tröſtenden, erhebenden Denker und Genien der alten und neuen Zeit. Manches habe ich ſeither geſehen und genoſſen, aber einen ſo ungetrübten und vollen Genuß, als bei euch, habe ich doch nirgends gefunden! Nehmt mich nun wieder als euern Zögling in eurer Mitte auf! In euerm Umgange, ihr Vollkommenen, werde ich die Unvollkommenheiten der Welt vergeſſen! In eure Welt eingebürgert, ihr Edeln, in dem

Strahlenlichte eures Geistes denkend und fühlend, will ich vergessen, wie draußen in einem entarteten Geschlechte das Gemeine, Rohe und Flache vorherrscht, und in ihm das Schöne sich nur zerstreut, kaum geachtet und geduldet, meistens verfolgt, nur als flüchtige Erscheinung zeigen kann! Euch, ihr Besten unseres Geschlechts und meinem Lehramte will ich mich von nun an ganz, ungetheilt widmen!

Diese Apostrophe unterbrach die hereintretende Alte, welche mir, indem sie mich mit vielen Worten lobte, daß ich so gesund und gut aussehe und weit stärker geworden sei, zwei, während meiner Abwesenheit angekommene Briefe überreichte, einen sehr erfreulichen von meinen Eltern, daß meine Schwester einem alten Schulfreunde von mir verlobt sei, und einen zweiten — was sag ich mehr? — einen zweiten von Dir, Gustav!

Abends kam Freund Nolten und die Collegen Dahlheim und Sabel. Heitere Stunden flossen nun dahin in neubelebter Freundschaft. Wir blieben bis Mitternacht beisammen. Nolten meinte, ich sei in meinen Bewegungen freier geworden, und der Haltung meines Körpers sehe man es an, daß ich in Frankreich gewesen sei. Mit der Auskunft, die ich auf die Erkundigungen der Freunde gab, waren diese wohl zufrieden. Sabel besonders war nach seiner Art ganz begeistert, wie er es so leicht ist, und wünschte ein über das andere Mal, die Reise mitgemacht zu haben.

Die Collegen nannten mir als Unterrichtsgegenstände, die ich dieses Jahr zu geben hätte — der neue Lectionsplan war aus Nachlässigkeit des Directors erst während

meiner Abwesenheit gemacht worden — unter andern auch das Griechische und zwei wöchentliche Lehrstunden in der Philosophie, beide in der ersten Classe. Ich war und bin sehr erfreut darüber.

Dahlheim erzählte mir, der Verordnung, daß nun auch der philosophische Unterricht als ordentlicher Lehrgegenstand aufgenommen werden sollte, habe sich im Lehrercollegium L. widersetzt. Er habe nämlich behauptet: er wolle gar nicht seine und jedes erfahrenen Lehrers Ueberzeugung geltend machen, daß ein eigner philosophischer Unterricht auf Gymnasien ganz überflüssig sei, indem der Wahrheit nach wirklich Philosophie praktisch gelehrt werde, nämlich eigentlich überhaupt in jeder gründlich gegebenen Lehrstunde, besonders in den grammatischen und mathematischen; er mache nur darauf aufmerksam, daß durch die Aufnahme eines neuen Unterrichtgegenstandes die vielerlei Lehrobjecte, die jetzt schon die Geistesthätigkeit der Schüler allzusehr zersplitterten, und seinen Fleiß durch diese Theilung ermüdeten und entkräfteten, abermals um Eins vermehrt würden; wo denn das hinführen solle? denn daß kein Ende abzusehen sei in diesem Zusammenhäufen von immer mehr Bildungsmitteln auf die arme geplagte Jugend, liege am Tage! ob man denn in Anfertigung von Lectionsplänen jenes goldne: **multum, sed non multa**, ganz und gar vergessen habe? — Durch diese und ähnliche Gründe, erzählte Dahlheim weiter, habe L. den Director und das Lehrercollegium vermocht, eine Remonstration an die nächste Schulbehörde mit dem Wunsche ergehen zu lassen: sie möchte unsere schon allzu sehr in Anspruch genommene Schuljugend mit dem philosophischen

Unterrichte verschonen; es sei aber bald darauf der Bescheid angelangt, es habe bei der gegebenen Verfügung sein Bewenden, denn es sei der ausdrückliche Wille des Ministers, daß die philosophischen Studien schon auf Gymnasien eingeleitet und vorgeübt würden. Nun habe man in einer zweiten Conferenz lange darüber berathschlagt und hin und her gesprochen, welchen von den Lehrern dieser neue Unterricht übertragen werden solle? bis endlich Dahlheim sich erhoben und entschieden hineingeredet habe. Es scheine ihm beinahe lächerlich, habe er gesagt, wie man sich über eine Sache berathe, bei der man gar keine Wahl habe. Nur Romeo vermöge diesen Unterricht zu ertheilen, und es werde eine Schande für sie selbst und die Anstalt sein, wenn sie es mit einem andern versuchen wollten. Dieses kräftige Wort habe schnell den Ausschlag gegeben „bei dieser jämmerlichen Berathung."

Gustav an Romeo.

Ich sollte zwar mit Dir schmälen, mein Romeo, daß Du meine Hoffnung, Dich in Deinen Ferien bei mir zu sehen, zu nichte gemacht hast, und statt zu mir und den Deinigen zu eilen, Dich plötzlich gegen unsere Erwartung in entgegengesetzter Richtung in's Ausland und zu fremden Menschen wandtest, als ob die verlangte Erheiterung Dir dort eher zu Theil würde, als im Kreise Deiner Lieben. Da aber der rasche Schritt einmal gethan ist, so muß ich Dir nun das, was ich längst für und auch gegen Dich

auf dem Herzen, und bisher der mündlichen Unterhaltung und Besprechung vorbehalten habe, brieflich mittheilen. Denn während Du Dich in Frankreich zerstreust und gewiß Deinem Geiste manchen Gewinn verschaffest, muß ich als achtsamer Freund auf eine sichere Weise dafür sorgen, daß Dein künftiges Leben in *** nicht wieder von ähnlichen Stürmen beunruhigt sei, wie in Deinem ersten dort verlebten Schuljahre, und daß Du in Zukunft die Mißgriffe vermeidest, die Du bisher vielleicht gemacht hast.

Ich kann an die schönen Phantasien Deines Tagebuches anbinden, die Du mir von Brüssel aus zuschicktest. Allerdings ist es natürlich und löblich, daß Du Deiner Brüder, deren früher Tod ja auch mich schmerzlich traf, an dem Orte, wo sie begraben liegen, in erneuter Liebe und Wehmuth gedachtest, und die Gefühle und Gedanken, welche Du bei dieser Gelegenheit aussprichst, machten nicht nur auf mich einen tiefen Eindruck, sondern sie würden auch wohl jeden wohlgestalteten Menschen, der Dich nicht kennte, ergreifen und Dir zum Freunde machen. Wenn Du nun aber weiter gehend, die dort erregte Stimmung in Deinem künftigen Leben dauernd machen, und die dort gefaßten Vorsätze in ihrem ganzen Umfange und in ihrer Großartigkeit in Deinem Lehrerleben anwenden wolltest, so würdest Du Dir nur neue Schmerzen bereiten, ohne von den alten, kaum vernarbten, völlig genesen zu können, und würdest Dir das freundliche und erfolgreiche Wirken im festbegrenzten Kreise sicherlich nur verwirren und stören. Denn jene großerhabene Seelenbegeisterung und jene Gedankenerweiterung und gleichsam gigantische Auffassung des Lebens, wie sie in Tagen der Noth und

der Gefahr Deine trefflichen Brüder hatten, als sie für das Vaterland in den Tod gingen, und wie die Erinnerung und Andacht sie auf dem Schlachtfelde von Waterloo wieder in Dir hervorrief, stimmt nicht zu unsern ruhigen Tagen der friedlichen Entwickelung und der geordneten Geschäftsführung, ja sie ist sogar mit ihnen unverträglich. Selbst Deine seligen Brüder würden, wenn sie sich mit uns des Friedens erfreuten, den sie erkämpfen halfen, jetzt nicht mehr so stürmisch und gewaltsam von den Gefühlen ihrer Vaterlandsliebe bewegt werden, und Du würdest es ihrem gemäßigten Urtheile wohl zutrauen, daß sie nach großen Opfern und tapfern Thaten mit Berücksichtigung der Umstände, die ja nicht immer und ganz des Menschen Werk sind, bescheidenere Ansprüche machen würden, als die Hoffnungen kühn waren, die ihnen damals der patriotische Enthusiasmus in das Herz flößte und in den Mund gab. Um so weniger dürfen wir, die wir dem Vaterlande noch nichts oder nur weniges geleistet haben, und ihm nichts als rückständige Schuld anrechnen können, die bestehenden Verhältnisse nach Wünschen beurtheilen, welche nur die zu hegen und zu verkünden berechtigt waren, welche sich anschickten, ihr Leben zum Opfer zu bringen, wenn wir nicht veränderte Verhältnisse mit einem fremden Maßstabe messen, das vielfache Gute unserer Zeit entweder ganz übersehen oder zu gering schätzen und uns selbst die Ruhe unseres Lebens verkümmern oder zerstören wollen.

Du siehst leicht ein, vor welchem gefahrvollen Irrwege ich Dich abmahne, indem ich Dir rathe, in einem friedlich und allmählig immer zum Bessern sich gestaltenden

Leben nur rücksichtsvolle Ansprüche und bescheidene Wünsche zu nähren, und die Gegenwart in ihrem eignen Werthe vorurtheilsfrei aufzufassen, sie aber nicht nach einem auswärtigen, unanwendbaren Gesetze einseitig zu tadeln und sie mit trübem, wehmüthigem Gefühle zu betrachten. Meine Abmahnung aber würde weniger ernst und nachdrücklich sein, wenn Du nicht in Gefahr stündest, selbst durch Deine eigne treffliche Naturanlage gleichsam ohne Willen in diesen oder einen ähnlichen Irrthum gezogen zu werden.

Und hiermit bin ich erst zu dem Punkte gekommen, über welchen der Freund mit Dir reden, sich mit Dir verständigen möchte. Ich kann hierbei festsetzen, und Du stimmst leichtlich darin mit mir überein, daß Du vor vielen Menschen darnach strebst, Dein ganzes Leben und alles, was mit ihm in Berührung kommt, von einem idealen Gesichtspunkte aus harmonisch zu gestalten. Welcher bessere Mensch sähe diesem Deinem Bemühen nicht mit innigem Wohlgefallen und einer sittlichen Erbauung zu? und wie sollte ich Dich wegen dieses Strebens, welches meine Philosophie gut heißt und gebietet, und welches der Ernährer und der Träger unserer Freundschaft ist, aus dem Knabenalter durch die Jünglingsjahre bis zur Schwelle der männlichen Reife, nicht loben und schätzen? Aber indem es Dir, Du Guter, um eine schöne Lebensgestaltung recht Ernst ist und indem Du ganz in der Idee lebst, ist es natürlich und nothwendig, nicht nur, daß Dich manches, was die Stunde bringt, unbefriedigt läßt und feindlich berührt, sondern auch, daß Du in der An-

wendung der Idee nicht immer von Mißgriffen und in der Beurtheilung der Dinge von Fehlern frei bist.

Da ich aber ganz Bestimmtes im Auge habe, so will ich, unserm Aristoteles folgend, welcher behauptet, daß sich die Ethik immer nur mit den Einzelnen beschäftige, die besondern Fälle namhaft machen, welche mir die entscheidenden und wichtigsten zu sein scheinen.

Die ideale Richtung Deines Geistes scheint mir Deinen Wissenstrieb so sehr erweitert zu haben, daß dieser zugleich beinahe alle Felder der Wissenschaft zu umfassen bemüht ist, ungeachtet eine mehr als tausendjährige Forschung und Ueberlieferung jeden Theil der Wissenschaft so sehr vergrößert hat, daß der Zeitraum und die Kraft eines langen Menschenlebens kaum hinreichen, ein einzelnes Fach ganz kennen zu lernen und in ihm etwas zu leisten. Wenn Du Dir von den drei Wissenschaften, der Sprachkunde, der Geschichte oder der Philosophie, diejenige zum besondern Studium und zur eignen Bearbeitung herausſuchtest, welche Deiner Neigung am meisten entspricht und mit Deiner Amtsthätigkeit in der engsten Verbindung steht, so könntest Du bei Deinem Eifer und Talente etwas Ausgezeichnetes leisten! Wenn Du alle großen Gelehrten befragst, so wirst Du von ihnen zur Antwort erhalten, daß sie nur dadurch zur Vollkommenheit hinanreiften, daß sie ihre ganze Thätigkeit eng begrenzten, oder doch Eine Wissenschaft zum Mittelpunkte ihrer Bestrebungen machten. Auch Du, mein trefflicher Romeo, wirst Deine Thätigkeit nicht in's Weite schweifen und sich zersplittern lassen, sondern eng und knapp zusammenziehen

müſſen, wenn Du die Beſtimmung Deiner Natur in die Erwartungen Deines Freundes erfüllen willſt.

Vielleicht aber antworteſt Du mir, daß Dein Streben eigentlich nicht darauf gehe, ein ausgezeichneter Gelehrter, ſondern ein ausgezeichneter gelehrter Schulmann zu werden, und der Beruf, den Du einmal erwählt haſt, modificirt allerdings nothwendig Deine wiſſenſchaftliche Beſchäftigung auf eine eigenthümliche Weiſe, indem er zugleich Deine Kraftanſtrengung von der bloßen Theorie zur Praxis und zur Anwendung hinüberzieht. Nach dieſer Deiner Stellung kannſt Du allerdings nicht Eine Wiſſenſchaft ausſchließlich, aber Du kannſt doch Eine vorherrſchend und als Dein Lieblingsſtudium bearbeiten, und wenn Dich vielleicht eine blos theoretiſche Beſchäftigung unbefriedigt läßt, ſo fordert Dein Amt mit Nothwendigkeit eine bedeutende und ſchwierige Erweiterung derſelben in das Leben hinein. Wenn Du alſo Deine ganze Kraft auf Deine Schulwiſſenſchaften, und unter ihnen vorzugsweiſe auf Eine, als Dein Lieblingsſtudium, und auf Deine Lehrerthätigkeit beſchränkſt; ſo haſt Du hiermit einen Kreis, welcher gewiß groß genug iſt, um alle Deine Zeit und Dein ganzes Talent in Anſpruch zu nehmen, und über welchen hinaus Du Dich nur zu Deinem eignen und zum Nachtheile eines erfolgreichen Forſchens und Wirkens mit Deinem Denken und Streben ausbreiten könnteſt.

Mögeſt Du, was jenſeits dieſes Dir eigenthümlichen Wirkungskreiſes Würdiges und Schönes Deinen Blicken ſich anbietet, nicht zu eignen Gegenſtänden Deines Eifers und Trachtens machen, ſondern daſſelbe vielmehr als

etwas Fremdartiges, Unerreichbares oder zu weit Führendes von Deinem Leben abhalten, welches wahrlich nur in gedrängter Zusammenfassung gedeihen kann.

Wovon ich Dich durch diese Worte abmahnen möchte, wird Dir klar sein. Wie ich Dich oben für die vorzugsweise Bearbeitung Einer Wissenschaft zu gewinnen suchte, so kann ich alle Deine Bestrebungen und Unternehmungen im praktischen Leben, welche über Deine eigentliche Amtsthätigkeit hinausgehen, wenn sie auch mit ihr zusammenzuhängen und ihr zu dienen scheinen, nicht gut heißen. Es nimmt ja jedes geistige, und besonders das Lehramt und die Erziehungskunst, auch wenn ihr äußerlicher Umfang beschränkt ist, so viele Anstrengung von unserer Seite in Anspruch, daß uns keine Kraft und Zeit für Anderweitiges übrig bleibt oder wir unsere Natur in eine uns aufreibende und unnatürliche Thätigkeit versetzen müssen, um zugleich den unendlich vielen Anforderungen unseres Amtes genügen und uns in eine sonstige Unternehmung ernsthaft und also erfolgreich einlassen zu können. Ich glaube aber keinen Augenblick, daß Du bei euerm sonst lobenswerthen Streben, das gesellige Leben in Deiner neuen Vaterstadt zu veredeln und den erloschenen Gemeingeist wieder anzufachen, irgend eine Anforderung Deines Amtes unerfüllt ließest; vielmehr habe ich guten Grund, den zweiten Fall anzunehmen, daß Dein doppeltes Wirken und Streben in der Schule und im städtischen Leben Dir allzuviel aufbürdete, und Dir bisher die Muße raubte, die Muße, die uns Menschen zu einer natürlich gesunden Entwickelung unentbehrlich ist und in welcher einzig wir unser Dasein rein genießen. Dieß Letztere

könnte ich Dir, wenn es noch einer Bestätigung bedürfte, schon aus Deinem Herodot beweisen, welcher sehr treffend den König Amasis eine ununterlassene Anstrengung einem stets gespannten Bogen vergleichen läßt, der dadurch nothwendig erschlaffen müsse. Dein rastloses Treiben läßt Dir auf jeden Fall keine Muße und Ruhe, Dich selbst zu genießen, und würde im Verfolge vielleicht sogar erschöpfend auf Dein eignes Leben zurückwirken.

Glaube mir, Freund, nur durch die Begrenzung und Beschränkung, durch das Entfernen alles Ueberflüssigen und Uebertriebenen kann unser Leben Wohlgestalt gewinnen und ein edles Kunstwerk werden.

Oder ich darf Dir auch vom Glücke sprechen, welchem auch der Edle einen wohl untergeordneten, aber dennoch bedeutenden Werth beizulegen bekennen mag. Glücklich aber macht uns nicht sowohl und allein ein edles Streben, sondern in dem Gelingen und guten Erfolge desselben findet der Mensch sein schönstes Glück. Dieses kann Dir wohl aus der Bearbeitung einer Wissenschaft und aus treuer und gestatteter Erfüllung gegebener Pflicht reichlich zufließen; aber wenn Du nach dem selbstgeschaffenen Ziele der Erweckung des Gemeingeistes, welches in unserer Zeit unter den Deutschen wenigstens dem Einzelnen unerreichbar ist, unablässig streben wolltest, so würdest Du Dir Dein eignes Lebensglück trüben und bald ganz vernichten.

Wenn ich aber oben sogar von Irrthümern sprach, welche durch eine vielleicht ungemessene ideale Geistesrichtung herbeigeführt oder veranlaßt werden können, so muß ich, um ein Beispiel davon anzuführen, wieder auf Deine

Ansicht zurückkommen, daß die häusliche Erziehung zum Behuf der öffentlichen so gut wie aufgehoben werden müsse. Ich habe Dir schon früher die Gründe genannt, warum ich glaube, daß diese Meinung wegen ihrer Uebertreibung falsch sei.

So wäre ich denn zum Ende meines Schreibens gekommen, aus dem Du, was Deiner freien Prüfung als wahr und recht erscheinen wird, für Deine Zukunft gebrauchen mögest. Aber noch einen stillen Wunsch hege ich in der Seele, welcher freilich zu zart ist, als daß ihn selbst meine Freundschaft auszusprechen wagte, weil sie nicht ohne Besorgniß ist, sie möchte dem Gefühle des Freundes vorgreifen. Hauptsächlich deßwegen hätte ich gewünscht, daß Du diese Ferien zu mir gekommen wärest, nicht um Dir mein Familienleben als ein Muster aufzustellen, aber doch in der Ueberzeugung, daß dasselbe seine harmlosen und stillen Freuden auch in Dein Herz getragen und daß es vielleicht den Wunsch und Vorsatz in Dir erregt hätte, Dir baldmöglichst ein ähnliches zu gründen.

Lebe wohl, Romeo! Ich und meine Sophie, welche mit mir gleichen Antheil an Deinen Freuden und Leiden nimmt, grüßen Dich herzlich.

Dein
Gustav.

Den 11. November.

Heute, Gustav, kann ich noch den Inhalt Deines Briefes überdenken, welcher wunderbar mit eignen Vorsätzen, die ich auf meiner Rückreise faßte, zusammen-

ſtimmt. Kann ich es läugnen, daß ich durch meine auswärtigen Beſtrebungen manches in meiner Amtsführung verſäumte oder doch nicht Alles ganz genau that, und daß mich manches zerſtreute und zerſplitterte? Ich kann es nicht! Ich weiß nun, was ich ſoll und will. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Die Reiſe hat meinen Zug zur Einſamkeit verſtärkt, und eine Sehnſucht nach einer regelmäßigen Thätigkeit in mir rege gemacht. — Das, was ich in den drei Wochen, welche mir auf mein Geſuch zu den Ferien hinzugefügt wurden, bei meinen Schülern verſäumt habe, muß ich jetzt meinem Verſprechen gemäß durch geſteigerte Thätigkeit nachholen.

Den 13. November.

Wie contraſtirt doch das Reiſen vom Unterrichtgeben! Es kommt mir immer noch vor, als müßte ich morgen wieder fort, als könnte ich in der nächſten Stunde in's Louvre, in den jardin des plantes gehen. Aber der Drang meiner überhäuften Geſchäfte bringt mir allmählig eine andere Ueberzeugung bei. Des Nachts in meinen Träumen bin ich immer noch auf der Reiſe, und bisweilen wandelt mich eine Verwunderung an, daß ich auf meinem Zimmer das donnernde Rollen der Wagen nicht mehr höre, wie in Paris, ſondern alles ſo ſtill um mich iſt.

Den 20. November.

Einen Vortheil wenigstens habe ich für den Unterricht mitgebracht. Mein Vortrag ist leichter und fließender geworden. Den Nutzen haben wir, wenn wir uns abmühen, eine fremde Sprache zu sprechen, daß wir unsere Muttersprache besser handhaben lernen.

Den 30. November.

Ich kann es nicht vermeiden, mit meinen Collegen häufig zusammenzukommen. Das gemeinschaftliche Geschäft macht eine öftere Besprechung nothwendig, und dürfte ich dazu beitragen, das ohnehin lockere collegialische Band noch loser zu machen? So kam ich gestern unter andern Amtsgenossen auch mit L. in Gesellschaft, und so oft ich mit diesem zusammentreffe, gerathe ich mit ihm in pädagogischen Streit. So auch dieses Mal.

„Nun, hub er an, Sie haben eine große Reise gemacht, welche in der That manchem von uns, die wir drei Wochen lang Ihre Lehrstunden zu geben hatten, etwas gar zu lange dauerte. Zum Ersatz dafür kann der Dank, den Sie uns schuldigerweise schon abgestattet haben, nicht hinreichen. Sie müssen uns jetzt Rede stehen, was Sie auf dieser Reise für das Lehrfach gelernt, damit wir andern zur Entschädigung unserer Mühe, von Ihrem Reisen auch einen Gewinn haben.“

Wenn ich mir Schulkenntnisse hätte einsammeln wollen, wäre wohl Frankreich das letzte Land gewesen, in

welches ich gereis't wäre. Ich würde lange Zeit brauchen, um es Ihnen verständlich zu machen, was mich zu dieser Reise antrieb; deßwegen will ich mich gegen Sie kurz zusammenfassen, und, um keine Antwort schuldig zu bleiben, Ihnen nur sagen, daß es eine Erholungsreise war.

„Dagegen kann Niemand etwas haben, denn der Schulmann bedarf allerdings der Erholung, nur muß er allein solche gerne haben, welche mit seinem Amte in einer Verbindung stehet, weil ihm nur diese vortheilhaft ist."

Wenn uns aber nur solche Erholungen erlaubt wären, so müßte mancher Schulmann, — und vielleicht auch Sie, von ökonomischen Geschäften, vom Gartenbau, von der Blumenliebhaberei oder gar vom tagtäglichen Kartenspiel ablassen, weil ja alle diese Ergötzungen dem Lehramte keine Ausbeute bringen. Ich meine aber, jede edle Erheiterung nützt, wenn sie auch nicht rendirt.

„Es ist aber hier nicht von Erholungen die Rede, welche nur Augenblicke oder Stunden wegnehmen, sondern von langen und kostspieligen Vergnügungsreisen. Wenn ein gewissenhafter und besonders ein junger Lehrer solche machen will, so sollen es nur gelehrte Schulreisen zunächst in unserm Staate sein. Denn solche Reisen gewähren ihm, indem er fremde Anstalten und Schulmänner kennen lernt, unfehlbar ein großes Vergnügen und zugleich nicht einen eingebildeten, sondern einen reellen Nutzen, indem sie ihn ganz in seiner Sphäre lassen."

Wohlan, ich will nicht streiten. Ich werde vielleicht auch einmal eine solche Reise machen, welche unmittelbar die Schulwissenschaften vermehrt, nachdem ich nun eine

der andern Art gemacht habe, welche mehr Anregungen, als positive Kenntnisse zurückläßt.

„Das werde ich Ihnen sehr rathen! Sie werden dann sehen, daß die sogenannten Anregungen gewöhnlich nichts zurücklassen, die Kenntnisse aber nicht nur allein auf die rechte Weise anregen, sondern auch rückhaltig sind. — Da Sie also, Ihrem eignen Geständniß nach, nichts für das Schulwesen gelernt haben, so haben Sie doch manches gesehen, gehört und erfahren, und sind dadurch vielleicht von frühern Irrthümern und Einbildungen abgeführt worden, welche Sie uns, die wir schon längst an Ort und Stelle das Schulwesen handhaben und leiten, sogleich bei Ihrem Antritt in's Amt als hohe Weisheit anprieſen."

Drücken Sie sich deutlicher aus, worauf Sie zielen.

„Ich meine unter andern Ihren „bürgerlichen Erziehungsverein" und alle Gedanken, welche mit diesem Ihrem Vorschlage in Verbindung stehen."

So viel habe ich freilich auf dieser Reise nicht gelernt, daß ich von der Grundidee dieses Vorschlages abgeführt worden wäre, ganz im Gegentheil bin ich in der Ueberzeugung an ihre unumstößliche, ewige Wahrheit gerade in Frankreich bestärkt worden.

„Und was wäre denn diese Grundidee? denn ich habe das Meiste, was Sie uns damals in der Aula vordocirten, längst wieder vergessen, — wie denn alle solche Ideen nur sogenannte Anregungen sind, und daher unmöglich als feste Erkenntnisse haften können, sondern vielmehr in ewigen Fluß sind."

Der Gemeingeist! Noch immer bin ich des Glaubens, daß unserm ganzen Leben und Vaterlande allein durch den Gemeingeist geholfen werden kann, und daß ohne ihn namentlich eine Volkserziehung, wie sie die Zeit fordert, ganz unmöglich ist. Nicht die Schule und nicht das Haus reichen zur Erziehung hin, sondern der Gemeingeist ist der große Erzieher der Völker und des Einzelnen im Volke. Für diese Idee, für die Erweckung des Gemeingeistes im Dienste der Jugenderziehung, einen wenn auch unzulänglichen Vorschlag gewagt zu haben, werde ich mir nie zum Vorwurf machen. Aber ganz unzulänglich kann ich ihn nicht nennen, er ging nur hier nicht und in der Weise nicht durch, wie wir uns ihn ausgedacht hatten. Damit ist aber noch nicht bewiesen, daß er nicht an einem andern Orte, zu einer andern Zeit, unter glücklichern Umständen und auf eine andere Weise in das Leben reifen und seine köstlichen Früchte tragen könne. Um den Gemeingeist anzufachen, muß kein Versuch gescheut, keine Mühe gespart, kein Opfer verweigert, keine Gefahr gefürchtet, selbst Hohn und Schmach mit Ergebung übernommen werden! denn der Besitz dieses Gutes wird uns jedes andere bringen. —

Ich setzte mich wieder nieder, denn ich hatte mich im Eifer der Rede von meinem Sitze erhoben. Ich fühlte, daß ich nur durch Begeisterung der kränkenden Kälte des L. überlegen sei; es entstand eine Pause, während welcher dieser das Wort suchte. —

„Ich will einmal annehmen, daß dieser Gedanke des Gemeingeistes im Allgemeinen wirklich einmal etwas Reelles werden könne, so ist seine Einwirkung auf die Jugend

schon deßwegen unmöglich, weil die öffentliche Schule fast das ganze Leben der Zöglinge in Beschlag nimmt, und nur ein kleiner Ueberrest zur Erholung und Ruhe übrig bleibt. Hieraus folgt, daß Ihr imaginirter Bürgerverein für öffentliche Erziehung und Ihr vielleicht eben so blos imaginirter Gemeingeist der nothwendigsten Bedingung, nämlich der Zeit, ganz ermangelt, um auf die Jugend erziehend einwirken zu können, und hieraus ergiebt sich wieder unabweislich, daß von den öffentlichen Schulen die eigentliche Erziehung durchaus nicht getrennt werden dürfe, wie Sie es wollen, weil sonst unserer Jugend überhaupt beinahe blos Unterricht, aber gar keine Erziehung zu Theil würde."

Wenn Sie sich meines hierüber gehaltenen Vortrags*) noch erinnerten, so würden Sie mich nicht beschuldigen, daß es mir je eingefallen, von unsern öffentlichen Schulen das Erziehungsgeschäft absichtlich trennen zu wollen. Vielmehr sage auch ich, daß auf öffentlichen Schulen auch für die Erziehung so viel als möglich gesorgt werden soll, nämlich mittelbar durch den Unterricht, und unmittelbar durch die Schuldisciplin. Aber ich behauptete damals und behaupte auch jetzt noch, daß diese ganze Schulerziehung unvollständig und unzulänglich sei.

„Damit haben Sie eben nichts Absonderliches gesagt, sondern etwas, was Alle sagen. Denn erstlich ist jedes menschliche Werk unvollständig, und dann ist nicht allein die Schulerziehung, sondern eben so gut auch der Schul-

*) Er ist im ersten Bändchen S. 175 abgedruckt.
Anmerk. des Herausgebers.

unterricht unzulänglich. Die Schule kann in dem einen ſowohl, als dem andern nur den rechten Weg zeigen, nur die Bahn öffnen, welche er künftig zu verfolgen hat, das nachherige Leben bildet erſt das Erkenntnißvermögen ſowohl, als das Gemüth und den Willen völlig aus."

Dies Letztere iſt völlig wahr, aber das Erſtere nicht ganz. Wenn Sie ſagen, daß die Schule zu dem, was die Erziehung des Menſchen betrifft, den rechten Weg zeige, ſo läuft dieſes wieder auf bloßen Unterricht hinaus. Ich aber verlange zur eigentlichen ſittlichen Erziehung vorzugsweiſe das lebendige Beiſpiel, Uebung und Gymnaſtik. Durch dieſe Mittel aber könnten unſere Schulen auch dann, wenn der Unterricht nicht beinahe alle Zeit verſchlänge, nicht ſicher auf den Zögling wirken, weil ſie ihn nicht ganz beſitzen. Denn wer einen Andern unterrichten will, der bedarf ſeiner nur auf Stunden; wer ihn aber erziehen will, dem muß er ganz übergeben ſein. Denn die vom Lehrer zu entwickelnde Erkenntniß des Zöglings wird nicht leicht unmittelbar durch deſſen Umgang mit andern Menſchen geſtört, irre geleitet und verkehrt; die habituellen Stimmungen ſeines Gemüthes aber und ſeine praktiſchen Gewöhnungen, alſo gleichſam die Anfänge und Grundlage ſeines ganzen ſittlichen Lebens — denn aus Erkenntniß und Einſicht entſpringt keine Tugend, — ſind ganz und gar von der Umgebung des Zöglings abhängig und durch ſie beſtimmt. Der Lehrer hat alſo auf die eigentliche Erziehung unmittelbar einen nur ſehr unbedeutenden Einfluß, zumal da der Unterricht beinahe die ganze Zeit einnimmt, in welcher er den Schüler beſitzt. Im Gegentheil wird durch die häufig oder meiſt entgegen-

gesetzten sittlichen Einwirkungen der Schule und des häuslichen und städtischen Lebens ein gewisses Schwanken in Gewöhnung und Denkart des Zöglings hervorgebracht, welches der Anfang seiner Charakterlosigkeit und fortdauernden Unentschiedenheit ist. Ich meine daher, eine heilsame Umbildung unseres Schulwesens müsse von der Ueberzeugung ausgehen, daß es zwar mit unserm Unterrichtswesen gut oder doch leidlich bestellt ist, daß aber eine öffentliche Erziehung uns ganz fehlt.

„Daß aber doch hierin das Beispiel und die Persönlichkeit des Lehrers viel vermag, dieß lehrt uns schon die Erfahrung in jeder Dorfgemeine."

Dieß muß ich im Allgemeinen geradezu läugnen. Wo die Schule in Uebereinstimmung mit dem Haus und dem bürgerlichen Leben zu wirken das Glück hat, da wird sie versittlichend zu wirken — scheinen, denn eigentlich gehen die Hauptwirkungen da nicht von ihr aus; wo sie aber im Widerstreit mit ihnen steht, da wird sie auf kein erfolgreiches Wirken in dieser Hinsicht mit einiger Sicherheit rechnen können. Ich kenne eine Stadt, in der es den gewissenhaftesten Lehrern bisher unmöglich gewesen ist, ihre erwachsenen Schüler in Zucht, Ordnung, Scham und Nüchternheit zu halten, weil die Einwohner mit den entgegengesetzten Lastern behaftet sind. Aehnlicher Erfahrungen muß sich jeder Lehrer in Menge erinnern, der nicht darauf ausgeht, sich selbst über sein Wirken zu täuschen, oder, wie es so oft geschieht, das, was er leisten will, nicht mit dem verwechselt, was er wirklich leistet.

„Nun wohlan denn! Wir wollen einmal annehmen, daß Sie, ein junger Mann und Anfänger, mehr Erfah-

rung haben, als wir ältere und Veteranen. Vorausgesetzt also, Sie hätten Recht, wie wollen Sie denn diesem vorausgesetzten Uebel abhelfen?"

Dagegen, kann ich getrost sagen, giebt es nur zwei Mittel. Entweder wir müssen nach dem Vorschlage des herrlichen Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation alle zu erziehende Jugend in eigens allenthalben dazu erbauten großen Nationalerziehungshäusern, getrennt von den Ihrigen, zum Charakteradel hinanerziehen; oder wir müssen den Gemeingeist, wie ich meine, durch Bürgervereine zur lebendigen, thätigen Theilnahme an dem großen gemeinschaftlichen Erziehungsgeschäfte zu erwecken und bei ihr festzuhalten suchen. Jener großartige Vorschlag möchte, weil er zu gewaltsam ist, in unserer weichlichen und kleinlichen Zeit zu viel Widerspruch und Verketzerung finden, als daß er ausgeführt werden könnte; auch möchte er nicht jederzeit unbedingt sicher zum Ziele führen, weil in jenen abgesonderten Erziehungshäusern die Jugend vielleicht von der öffentlichen unbewacht gegen das Interesse dieser herangebildet werden könnte, und weil überhaupt im Völkerleben durchaus nichts Großes gelingt, was nicht von dem Gemeingeiste getragen, unterstützt und beseelt wird! Dagegen greift mein Plan nicht so gewaltsam in geschichtliches Herkommen ein und würde auf langsamem Wege, ohne ächtmenschliche Interessen zu verletzen, wohl ein ähnliches und gewisseres Resultat herbeiführen.

„Aber Sie haben meine obige Frage umgangen, wie denn dieser vergötterte Gemeingeist auf die Jugend nur wirken könne, da diese in aller ihrer Zeit von dem Unterricht in Anspruch genommen ist."

Richtig! Sie sagten oben, der Unterricht lasse dem Zögling unserer öffentlichen Schulen nichts, als einen kleinen Ueberrest seiner Zeit zur Erholung und Ruhe. Aber eben in diese Mußestunden, die Erheiterungen, Freuden und Spiele des Knaben, des Jünglings müßte dieser erziehende Gemeingeist vorzugsweise ordnend, mäßigend, beflügelnd eingreifen. Ferner endigt die Schulzeit in der Regel schon etwa im achtzehnten Lebensjahre, meine öffentliche Erziehung durch den Gemeingeist aber soll den Jüngling bewachen, beschützen und bilden bis etwa in sein dreißigstes Jahr, wo er erst sittlich mündig wird. Und dann — könnten nicht vielleicht die Lehrobjecte vereinfacht, ja manche ganz beseitigt werden? wodurch dann Zeit für die wichtigere Erziehung gewonnen würde.

„Wenn dieß aber so steht, dann sind Sie, ein Lehrer unseres Gymnasiums! selbst noch nicht sittlich mündig, oder sind es erst geworden."

Als Lehrer glaube ich mündig geworden zu sein, als Erzieher würde ich nur unter dem Auge des Bürgervereines wirken, und mich von ihm gerne und freudig weiter erziehen und sittlich bilden lassen.

„Hiermit gestehen Sie, daß Sie lehren, ohne erziehen zu können. Einen solchen Mann aber, welcher blos unterrichten, und nicht erziehend unterrichten kann, nenne ich wenigstens einen Abrichter, — damit ich Ihnen ein Prädikat, womit Sie mich früher beehrten, hiermit zurückgebe, als seinem rechtmäßigen Eigenthümer." —

So war der Disput ganz persönlich und gehässig geworden, wie L. überhaupt jede Gelegenheit benutzt, um sein beleidigtes Selbstgefühl — dem ich aber nicht weichen

werde, wenn's die Wahrheit, oder, was bei uns Menschen einerlei ist, meine Ueberzeugung gilt — an mir zu rächen. Wir gingen auseinander, wie wir zusammengekommen waren, — uneins, verschiedener Meinung.

Den 1. December.

Der Streit mit L., theuerster Gustav, hat mich wieder an Deinen Ausspruch erinnert, die meine Ansicht, durch die anzustrebende öffentliche Erziehung müsse aller häusliche Einfluß so viel als möglich beschränkt und aufgehoben werden, des Irrthums zeiht. So gerne ich mich Deinem klaren Urtheile anbequemen möchte, so ist mir es bisher nicht gelungen, mir eine andere Ueberzeugung zu verschaffen. Du schreibst mir in einem Deiner frühern Briefe: „Die großen Wirkungen der häuslichen Zucht sind nicht zu läugnen; die ganze Entwickelung der Individualität, der unmittelbaren, unzerstörbaren Neigungen und Gefühls- und Willensrichtungen, knüpft sich an das Beispiel, die Angewöhnung, Denk- und Handlungsweise in dem blutverbundenen Kreise, und der hier gleichsam eingeflößte und eingeathmete sittliche Instinkt erweist sich oft beharrlicher und mächtiger, als jede weitere verständige Unterweisung. Diesen Einfluß überhaupt zu vernichten der beklagungswerthen Nachtheile wegen, die ein unvernünftiger Widerstreit mit der Schule häufig erzeugt, ist eben so unmöglich als naturwidrig, und daher ein falscher Grundsatz der öffentlichen Pädagogik. Diese muß vielmehr, was Du für vergeblich hältst, allerdings sich be-

ſtreben, jenen Einfluß mit ihrer Thätigkeit in Uebereinſtimmung zu bringen." — Ich denke mir Dich, als Du dieſe Worte ſchriebſt, mitten in Deinem ſchönen, freundlichen Familienkreiſe, auf den Du Dir keine Angriffe gefallen laſſen willſt, — und ich werde in meinem Urtheile ja nicht durch den Beſitz des Familienglückes unterſtützt. So mögeſt Du mir den Widerſpruch verzeihen! Eine Uebereinſtimmung der, jederzeit kleinlichen Erziehung des Hauſes mit der großartigen öffentlichen zu bewirken, halte ich für eine unauflösbare Aufgabe. Sind aber beide im Widerſtreit, welche ſoll obſiegen? Doch die öffentliche! Folglich muß die Privaterziehung unterliegen und, auf möglichſt humane Weiſe, unterdrückt werden. Dieß trifft aber natürlich nur das Alter nach etwa dem achten Lebensjahre, und vorerſt mehr die Knaben, als die Mädchen, denn mit der Mädchenbildung iſt es bei uns bei weitem beſſer beſtellt, als mit der Erziehung der männlichen Jugend. Ich würde Dir, Guſtav, alſo doch Dein Familienleben nicht mit roher Hand zerſtören, ſondern nur Deine Knaben Dir in einem ſtörrigen Alter ganz entreißen, wann ſie wirklich der Erziehung der Mütter in der Regel entwachſen ſind, alſo in das Haus, der Natur der Sache und wohl alſo auch dem Willen Gottes gemäß, nicht mehr gehören; und ich bin überzeugt, daß die meiſten Eltern mir wegen dieſer Erleichterung danken und ſich bei dem Mangel der erzogenen Kinder, durch den Gedanken einer trefflichen Erziehung tröſten würden. Auch könnte der Vater ſich um ſo muthiger ſeinem Berufe hingeben und die Mutter um ſo heiterer in die Zukunft ſehen, wenn beide bei dieſer Gewißheit einer Sorge überhoben

wären, der sie in der Regel nicht gewachsen sind. So würde sich der Gedanke Fichte's in dieser Hinsicht im Leben ausnehmen; ließe man aber die männlichen Kinder bei den Eltern im Hause, so müßte die öffentliche Erziehung andere Maßregeln treffen, um sich der Knaben nach ihrem achten Jahre vollkommen zu bemächtigen und also den willkührlichen Einfluß der Eltern auf sie möglichst zu schwächen. Im achten Jahre hat auch der Knabe schon jenen „sittlichen Instinkt im blutverbundenen Kreise" eingesogen, den Du so schön andeutest; später aber wird von der Familie in der Regel mehr an ihm versäumt, als gethan, und was gethan wird, ist meist verkehrt. Kurz, wir wollen patriotischgesinnte, aufopferungsfähige Männer, welche der kommenden großen Zeit gewachsen seien. Solche aber können meiner Meinung nach nicht in engen Privatvorurtheilen und Interessen aufwachsen, nicht im kleinen Familienkreise heranreifen!

Den 2. December.

So steht es denn leider! fest in meiner Ueberzeugung, daß die Charakter- und die religiös-ästhetische Bildung im Großen nur die Frucht eines vom Gemeingeist getragenen und durchglühten öffentlichen Lebens sei. Leider! leider! Denn Gemeingeist ist ja nirgends unter uns zu finden! —

Wie arm hat mich die Erfahrung gemacht! Wie hoffnungsreich war mein Herz, wie weit und herrlich

meine Aussicht, als ich mein Amt antrat! Und wie beschränken sich jetzt meine Gedanken, wie unbedeutend kommt mir mein Wirken vor!

Trauert um mich, meine Mitlehrer weit und breit! Schenkt mir, gleichgestimmte Seelen, euer schönes Mitgefühl! Laßt uns unsern Schmerz zu einer allgemeinen, großen Klage vereinen, ob sich unser Volk unser, seiner selbst erbarme! Manches Lebensglück habe ich als Knabe, als Jüngling weinend über Bord geworfen, manchen Schmerz mir bereitwillig zugesellet, denn das ernste Ideal befahl es, und ich gehorchte. Und nun verläßt mich — das selbstgeschaffene Gebilde, das als himmlische Geliebte mir erschienen war, der zum Opfer ich die irdische mir krampfhaft vom wunden Herzen riß! — Aber täuschen wir uns nicht, nahe und ferne Freunde! Lieber als unsere weichliche Hoffnung muß uns die harte Wahrheit sein, welche allein, wenn noch Rettung möglich ist, uns zum Ziele führen kann.

Den 5. December.

Meine bodenlose Hoffnungslosigkeit wird mir recht anschaulich, wenn ich mich in Gedanken auf meine Reise versetze, in jenes verstandlose Gewimmel von tausend sorglosen, unbekümmerten Menschen hinein. Die gehen alle ihren Gang, und die Stimme auch des Edelsten, wär' er auch vom Himmel gesandt, wird nicht gehört.

Den 7. December.

Mein Vorsatz, mich eng zusammenzuziehen, wird mir auch durch meine äußern Verhältnisse geboten, die sich seit meiner Nachhausekunft ganz verändert haben. Noch vor Kurzem, als ich mit dem Banquier gut stand, und das Gerücht ging, ich sei mit Julie verlobt, war ich überall sichtbar gern gelitten, überall wohl aufgenommen, wurde ich von den Leuten mehr aufgesucht und in mehr Familien eingeladen, als mir lieb war und ich Einladungen anzunehmen Zeit und Lust hatte. Jetzt, wo ich mich von jenem angesehenen, einflußreichen Hause ausgeschlossen habe, vermeiden mich die Leute ordentlich, und die am meisten, welche früher sich am meisten an mich herandrängten. Ich muthmaße sogar aus einzelnen, willkührlich hingeworfenen Aeußerungen von Sabel, daß allerlei schlimme Reden über mich in der Stadt herumgehen, und meine Collegen, welche gegen mich mehr oder weniger durch L. eingenommen sind, thun wahrscheinlich auch ihr Möglichstes, um die städtische Stimmung gegen mich aufzureizen. — O Freunde, Gustav, Nolten, Dahlheim, haltet fest an euerm unglücklichen Romeo, daß ich die Menschen, gegen die ich noch vor Kurzem nur Liebes und Argloses im Herzen trug, nicht verachte! —

Den 30. December.

Ich halte mich um so mehr an meiner wissenschaftlichen Thätigkeit und an meiner Amtswirksamkeit fest, je

weniger es mir tagtäglich draußen gefällt. Das ist doch immer das Einzige, was mir niemand rauben kann!

Die Philpsophie ist für mich ein neuer Lehrgegenstand, dessen Durcharbeitung ich jetzt viele, beinahe alle meine freie Zeit widme. Ich habe es nun einmal an mir, und ich will diese Angewöhnung auch nicht verändern, daß ich mich privatim jedesmal nur mit Einem Gegenstande befassen kann, und die übrigen während dieser Zeit zurücktreten lassen muß, bis sie nach einiger Zeit durch Zufall oder Vorsatz auch wieder an die Ordnung kommen. Ich bin auch überzeugt, daß, wenn wir es mit unsern gereiftern Schülern eben so trieben, wir ihre Lust und Zeit nicht in so viele gleichzeitig behandelte Lehrgegenstände zersplitterten und gleichsam zerstückelten; und daß, wenn wir dieselben mehr oder ganz nach einander an sie brächten, sie raschere, freudigere Fortschritte machen, und wir naturgemäßer handeln würden. Ein fünf- bis sechsmaliger Wechsel in den Lehrobjekten muß nothwendig das Gemüth in seiner rechten Sammlung stören, und es flatterhaft, unstät und leckerhaft machen. Es ist einem jungen Menschen vielleicht nicht zuzumuthen (und einem ältern noch weniger), daß wenn ihm ein eben behandelter Gegenstand lieb und theuer ist, er sofort ein volles Herz zu einem zweiten, vielleicht entgegengesetzten, und von diesem zu einem dritten, vierten, fünften trage. Es scheint vielmehr durch diesen aufgedrungenen Wechsel nur den oberflächlichen Köpfen gedient zu sein, in den bessern aber eine Gleichgültigkeit und ein Ueberdruß an allem Unterricht erzeugt zu werden.

Wie dem auch sei, ich lebe jetzt, mein Amt ausgenommen, beinahe ganz in der Bearbeitung der Philosophie für meinen Vortrag — wenn ich mein Sokratesiren Vortrag nennen dürfte, und ich habe dieser Tage meine Ansichten über den Werth der Philosophie für Gymnasien in einer Abhandlung gesammelt, welche ich im Kränzchen vorzulesen gedenke. An meinen Freunden hier habe ich doch Leute, welche mir meine Meinungen bestätigen oder verbessern werden, denn Dich, Gustav, den Theoretiker, wird dieser anwendende Aufsatz vielleicht nicht sehr interessiren. Doch will ich Dir ihn zu seiner Zeit zuschicken, daß ich doch auch nichts, auch nichts vor meinem Jonathan geheim halte.

Die Philosophie ist ihrer Natur nach nothwendiger Weise der Hauptbildungsgegenstand auf Gymnasien.

Jahrhunderte lang hat man auf Gelehrtenschulen die scholastische, dann die eigentliche aristotelische, zuletzt die wolfische Philosophie — wenigstens Logik — als wesentlichen Bildungsgegenstand gelehrt und getrieben, in der neuern Zeit hat man sie an den meisten Orten ganz ausgeschlossen, und in der neuesten sie wieder in einigen Staaten unseres Vaterlandes aufgenommen. Welcher Ansicht wir zu huldigen haben, kann bei diesem Widerspruche der Verfahrungsarten natürlich nicht andern abgefragt,

ſondern muß allein durch die Ueberlegung der eignen freien Einſicht ermittelt und feſtgeſetzt werden.

Ich muß zuerſt, ehe ich mit meiner ganzen Anſicht hervortrete, einige Einwendungen beſeitigen, durch die man der Philoſophie die Aufnahme auf Gelehrtenſchulen verweigert. Dieſe Einwürfe aber ſcheinen alle entweder aus der Philoſophie ſelbſt und ihrem Gebrauche in Schulen, oder aus andern Unterrichtsgegenſtänden, oder endlich aus der Natur des menſchlichen Geiſtes hergenommen.

Von der Philoſophie ſelbſt ausgehend, ſagt man, daß dieſelbe ſelbſt in ihrem gegenwärtigen Zuſtand nach ihrem Anbau durch Jahrtauſende immer noch ſo wenig ausgebildet ſei, daß ſie ſich zur Jugendbildung noch gar nicht eigne. Hierauf aber erwidere ich, daß die ariſtotetiſche Logik in ihrer neuern Bearbeitung allerdings eine faſt eben ſo vollendete Wiſſenſchaft, als die Mathematik iſt, und als ſolche ſeither auch von jedem Kenner anerkannt worden, bis in der neueſten Zeit ein philoſophiſcher Luftſpringer und ſeine Nachahmer das Urtheil des nicht denkenden Publikums eine Zeitlang täuſchten. Andere philoſophiſche Disciplinen, z. B. die Erfahrungsſeelenlehre, ſind durch eben dieſen Ariſtoteles, durch Locke und Kant und deſſen Schüler wenigſtens eben ſo ausgebildet, als bisher die Theorie der Grammatik, welche doch auch in ihrer unvollkommenen Geſtalt ſich uns als eine herrliche Erzieherin des Verſtandes bewährt. Ueberhaupt wären wir, wenn wir nur vollendete Wiſſenſchaften auf Gymnaſien aufnehmen wollten, auf Mathematik und Logik beſchränkt. Aber es kommt nicht darauf an, eine vollendete Philoſophie an unſere Zöglinge zu bringen, ſondern viel-

mehr sie, auch mittelst einer unvollendeten, philosophiren zu lehren, philosophische Selbstthätigkeit in ihnen zu wecken und zu leiten. Den andern Zweifel, welcher sich auf den geistlosen und pedantischen ehemaligen Gebrauch, und auf einen zu befürchtenden zukünftigen Mißbrauch der Philosophie im Unterricht gründet, brauche ich kaum zu berühren. Denn wir wollen unsere Wissenschaft eben geistvoll und scientifisch behandelt wissen; ein undeutlicher, mystischer, phrasenreicher und schwulstiger philosophischer Unterricht kann uns eben so wenig von der Philosophie, als ein lederner, trockener, ganz mechanischer von der Grammatik abschrecken, und ich möchte glauben, daß der sprachliche Bildungsunterricht eben so vielen Fehlgriffen ausgesetzt sei, als der philosophische.

Aber es sind der Unterrichtsgegenstände schon jetzt so viele auf unsern Gelehrtenschulen, lautet ein anderer Einwurf, diese abermals durch einen neuen zu vermehren, ist eine Versündigung an unserer jetzt schon übermäßig geplagten Jugend. Wenn aber dieser neue Bildungsgegenstand, wie wir zeigen werden, wichtiger ist, als die meisten andern, ja wenn er zu einer wissenschaftlichen Geistesbildung schlechterdings unentbehrlich wäre? Aber die philosophischen Vorstudien, welche Du besonders vorgetragen wissen willst, sind ja wirklich schon aufgenommen, denn sie kommen ja beinahe in allen andern Unterrichtsstunden, besonders in den mathematischen und sprachlichen, in der Anwendung wirklich vor, welche immerwährend auf klares Denken hinarbeiten, also den Hauptzweck der Philosophie wirklich verfolgen, und, zwar nicht ein Philosophem, aber doch gewiß philosophiren lehren. Dagegen

antworte ich: Mit gleichem Rechte könnte man auch die deutsche Sprachlehre, oder die alte Geschichte und Literaturgeschichte ausschließen wollen, weil jene in allen Lehrstunden, in denen deutsch gesprochen wird, diese bei der Lectüre der alten Classiker zwar in der Anwendung, bruchstückweise und unzusammenhängend vorkommen, aber doch nicht in einem klaren Zusammenhange in das wissenschaftliche Bewußtsein gezogen und in keinem genügenden Ueberblick vorgetragen werden. Diese sogenannten Denkübungen in andern Unterrichtsstunden können einen eigenen philosophischen Cursus keineswegs ersetzen, denn in diesen, besonders in lateinischen und griechischen Lehrstunden, muß man sich, wenn man etwas leisten will, beinahe ausschließlich mit dem vorliegenden Lehrgegenstände beschäftigen, so daß, wenn man alle ihre Wahrheiten erörtern und einüben, ihre Thatsachen dem Gedächtnisse des Schülers einprägen und geläufig machen, alle nöthigen Sach- und Worterklärungen geben will, man unmöglich Zeit hat, außerdem eigene logische Uebungen anzustellen. Wenn daher auch durch einen gründlichen Unterricht in der Sprach- und Größenlehre das Denkvermögen nothwendig auf eine ausgezeichnete Weise geübt und geschärft wird, so werden diese Gesetze des Denkvermögens selbst dadurch doch keineswegs zum Bewußtsein gebracht. Auch beschränkt sich dieser ganze Vorschub, welcher der philosophischen Bildung durch andere wissenschaftliche Lehrstunden geleistet wird, doch immer nur auf das Logische; kommt in ihnen z. B. auch etwas Psychologisches vor? —

Endlich hört man von manchen Lehrern die Meinung aussprechen, daß die Philosophie für siebzehn- bis acht-

zehnjährige Jünglinge zu schwer sei. Doch möchte uns die Sehnsucht der meisten talentvollern Jünglinge in diesem Alter nach philosophischer Selbstverständigung und Orientirung auf ein entsprechendes Bedürfniß der menschlichen Natur hinweisen, und eine tiefere Erforschung des Entwickelungsprozesses dieser uns vielleicht eines Bessern belehren. Freilich ist eine von den allgemeinsten Sätzen ausgehende Philosophie nicht nur, sondern auch eine so behandelte allgemeine Sprachlehre, Rhetorik und Aesthetik zu schwierig selbst für unsere reifere Zöglinge, aber augenscheinlich deßwegen, weil eine solche Behandlungsart der richtigen Lehrweise gar nicht angemessen ist. Auf ein ähnliches unrichtiges Verfahren, nicht auf die Sache selbst, beziehen sich auch die Ausstellungen, daß die Philosophie die Schüler zu Schwätzern mache, ihre Phantasie und ihr Gemüth ertödte, den Kopf verschraube, und andere mehr. Die Philosophie in der Art, wie ihr sie euch gelehrt denkt, mag dieses wirklich verschulden, aber die ächte und die richtig behandelte wird dieser Vorwurf nicht treffen.

Aber es kann uns nicht darum zu thun sein, bloße Einwürfe zu widerlegen. Denn diese, welche sich noch vor Kurzem laut genug hören ließen, während derer, welche der Philosophie das Wort redeten, nur wenige waren, werden jetzt wohl bald wenigstens öffentlich verstummen, da in einigen Staaten die Philosophie durch die Behörde wieder eingeführt worden ist, und die innern Zweifel möchten am sichersten gehoben werden, wenn es gelänge, uns positiv von dem Werthe des philosophischen Unterrichts zu überzeugen.

Um uns nun hierzu vorzubereiten und den Weg zu bahnen, wird es angemessen sein, uns die Wahrheit des Satzes klar zu machen, daß die bisher eingeführten Bildungsmittel ohne Philosophie wirklich unzulänglich sind, eine ächt menschliche Bildung herbeizuführen.

Daß unsere öffentlichen Schulen, wie sie jetzt sind und immer sein werden, so lange ihnen die Zöglinge nicht ganz übergeben sind, ihrem Wesen nach bloße Erkenntnißbildungsanstalten sind und bleiben werden, welche die übergeordnete Aufgabe der Bildung des Herzens und des Charakters nur mittelbar und beiläufig, also unvollständig und unsicher anzustreben vermögen, scheint mir eine ausgemachte Wahrheit zu sein. Aber das, was ich sagen will, hängt gar nicht von dieser Ueberzeugung ab, denn ich habe es hier mit den Schulen wenigstens nur von der Seite ihrer Bildung des Erkenntnißvermögens zu thun, und sehe füglich von allem Andern ab, was sie außerdem noch leisten oder nicht leisten.

Was bezweckt nun eigentlich, so ist meine Frage, die Schule als wissenschaftliche Unterrichtsanstalt? — Hier wird mir wohl jeder tüchtige Schulmann zugeben, daß für sich nicht das Einzelne, Besondere, blos Anschauliche bilde — vielmehr nur der Anfang, Ausgangspunkt und die nothwendige Bedingung der Bildung sei — sondern zuhöchst das Allgemeine, welches sich dem Verstande unter nothwendigen Gesetzen ankündigt. Und hierin stimmt mit uns ein Denker überein, welcher, wie vielleicht kein anderer, einen ungeheuern Reichthum von Einzelkenntniß in seinen Scharfsinn aufgenommen hatte, nämlich Aristoteles, der ausdrücklich sagt, daß die Bildung

in dem Allgemeinen enthalten sei. Wer aber dieses zugiebt, spricht hierdurch die Behauptung aus, daß die wissenschaftlichen, oder wie wir sie mit Recht nennen, allgemeinen Schulen zuvörderst nicht die Bildung des Anschauungsvermögens, des Gedächtnisses, der Phantasie, des Gefühles, sondern mittelst dieser die Ausbildung des Verstandes bezwecken.*) Bildung des Verstandes durch das Allgemeine ist der Endzweck der Erkenntnißbildung und der Schulen als Unterrichtsanstalten.

Wird nun die allgemeine Verstandesbildung durch unsere bisher eingeführten Lehrobjekte vollständig erreicht, oder wird sie nicht erreicht? Mir scheint, wenn ich zuvörderst auf die Beschaffenheit der Hauptunterrichtsgegenstände, der Geschichte, Sprache und Größenlehre sehe, der zweite Fall angenommen werden zu müssen.

Die Geschichte bringt den Reichthum ihrer unendlich vielen Thatsachen zunächst nur an Gedächtniß und Phantasie, und auf Schulen bleibt bei dem vielen, was hier gelernt und eingeübt werden muß, keine Zeit übrig, den Verstand durch sie zu erziehen. Ich kann überhaupt den verstandbildenden Werth dieser Wissenschaft nicht zugeben, und ich möchte die Geschichte keine so große Lehrerin und Erzieherin des Einzelnen nennen. Sie belehrt nämlich gewöhnlich nur den schon sonst woher Belehrten; sie bestätigt einem jeden seine Ansichten und Meinungen. Gewöhnlich trägt jeder seine eigne Weltanschauung in sie hinein, welche wohl durch die Geschichte modificirt, aber

*) Was Romeo unter Verstand versteht, darüber hat er sich weitläufiger im ersten Bändchen S. 125 ausgesprochen.
Anmerk. des Herausgebers.

faſt nie umgeändert wird, und beurtheilt Begebenheiten vergangener Zeiten beinahe immer mehr oder weniger nach ſeinem Standpunkte, ſeinen Erlebniſſen und ſeiner Geiſtesrichtung. Menſchen von widerſprechender Handlungsweiſe berufen ſich gleichmäßig auf die Lehren der Geſchichte, aber klüger und beſſer ſcheint noch keiner durch ſie geworden zu ſein, der es nicht ſchon vorher und auch ohne ſie war. Der Knabe und Jüngling zumal muß nothwendig die großen geſchichtlichen Ereigniſſe und Verhältniſſe nach einem einſeitigen und kleinlichen Maßſtabe beurtheilen, und er thut vielleicht wohl, die großen Thaten und Schickſale der Völker und ihrer Heroen klar, lebendig, beſtimmt und in ſichern Umriſſen in ſein ungetheiltes Geiſtesleben aufzunehmen und ſie ſich auf das feſteſte einzuprägen, ſein Urtheil aber über ſo große, ferne und fremde Dinge zurückzuhalten, bis er es an kleinern, innerhalb ſeiner eignen Erfahrung liegenden verſucht und geübt hat. Denn ein geſundes Urtheil über fremdes Menſchenleben ſcheint durch ein geſundes über das eigene vermittelt, und wir lernen vorerſt die Gegenwart nicht aus der Vergangenheit kennen, ſondern die Vergangenheit durch die Gegenwart begreifen. Das Eigene und Nahe iſt wenigſtens meiſtentheils dem Verſtande der Maßſtab für das Fremde und Ferne. Es möchte dem Menſchen wohl unmöglich ſein, die Weltgeſchichte rein objektiv in ſich aufzunehmen, auch wenn ſie ihm lückenlos und ganz unverfälſcht überliefert wäre, und die aufgenommene wird in ihm nach ſeinen Jahren, ſeiner Entwickelung und ſeinen Erfahrungen, vielleicht mehr verändert, als ſie ſelbſt den Aufnehmenden zu verändern vermag.

Doch ich hätte mich kürzer fassen können um darzuthun, daß die Geschichte zur Ausbildung des jugendlichen Verstandes nicht viel beitragen könne. Die Sprache dagegen ist allerdings oder kann wenigstens ein vortreffliches Bildungsmittel des Verstandes sein. Aber die alten, und überhaupt die fremden Sprachen, die auf Gymnasien vorzugsweise getrieben werden, erheischen es, daß eine solche Masse des Materiellen aufgenommen, auswendig gelernt und eingeübt werde, daß der Lehrer, in der Wort- und Satzlehre, schon das Mögliche geleistet zu haben scheint, wenn er immer darauf hält, daß das Aufzunehmende und Einzuübende vom Schüler wirklich verstanden werde, wenn er dessen Verstand bei diesem Lernen und Geläufigmachen immer zugleich mit in Anspruch nimmt. An ein Entwickeln der allgemeinen, nothwendigen Gesetze des Verstandes wird aber meistens um so weniger zu denken sein, da wir ja gerade den eigenthümlichen Regeln einer besondern Sprache — also dem von den allgemeinen Verstandesgesetzen Abweichenden, dem logisch Unbestimmten und Willkührlichen — bei Erlernung dieser Sprache unsern ganz vorzüglichen Fleiß widmen müssen.

Welcher Sprachlehrer daher bei seinem Unterrichte vorzugsweise allgemeine Verstandesentwickelung bezweckt, der wird seine Schüler, wenn auch alles Andere, doch nicht Sprache lehren. Daher bereitet die Grammatik den Endzweck der Gymnasien trefflich vor und leitet ihn ein, aber sie erreicht ihn nicht.

Die Mathematik endlich ist — wer wollte es läugnen — das ausgezeichnetste, einfachste, sicherste, dem Mißbrauche am wenigsten ausgesetzte Bildungsmittel des

Verſtandes, das nicht, wie die Sprache, es meiſt mit der Materie, ſondern immer mit der Form, nicht meiſt mit dem Einzelnen, ſondern immer mit dem allgemeinen Geſetze zu thun hat. Aber ihr unbeſtreitbarer Mangel liegt darin, daß ſie den Verſtand nur in der äußern Natur anſiedelt, ihm aber keine Aufklärung über die Geſetze des innern geiſtigen Menſchenlebens gilt, ja ihm dieſes ſogar entrückt und zurückdrängt.

Daher haben auch manche gute Mathematiker nur innerhalb ihrer Wiſſenſchaft ein gebildetes Urtheil, und können inſofern nur auf eine eingeſchränkte und gleichſam handwerksmäßige, nicht auf eine ächt menſchliche, freie und allgemeine Bildung Anſpruch machen.

Kurz, die Größenlehre bildet nur das reine Anſchauungsvermögen, Sprache und Geſchichte höchſtens nur auf eine den Verſtand zugleich vielfach bethätigende Weiſe Gedächtniß und Phantaſie; das reine Denken aber geht leer aus. Was aber dieſe weſentlichen Unterrichtsgegenſtände nicht vermögen, das werden wohl die Nebenbildungsmittel auch nicht leiſten können. Namentlich möchte der mit Recht ſo hochgeſtellte Religionsunterricht, weil gerade er anerkannter Weiſe am allermangelhafteſten ertheilt wird, ſich am meiſten des Ruhmes begeben müſſen, vorzüglich Verſtandesbildung zu bewirken.

Die gerügte Unzulänglichkeit dieſer Lehrgegenſtände ſcheint dann aber auch die tagtägliche Erfahrung, welche man an den ehemaligen Zöglingen der neueingerichteten Gelehrtenſchulen, in verſchiedenen Geſtalten macht, zu beweiſen. Ich will nur eine dieſer Geſtalten, den Myſticismus, welcher, beſonders bei den Proteſtanten, an der

Wurzel unſeres religiöſen Lebens nagt, als Zeugen anrufen. Die meiſten Candidaten der Theologie und jungen Prediger, welche aus dieſem neuern Schulweſen hervorgingen, ſind dieſem Myſticismus zugethan, und treiben ihn nicht ſelten bis zu einem ſolchen Grade, daß er ſogar ängſtlich fromm, ſteif rechtgläubigen Predigern der ältern, beſſern Zeit ein Greuel iſt. Nun mag allerdings die Mode der Zeit — denn Zeitgeiſt will ich nicht ſagen — dieſe ſeltſame Verirrung begünſtigen, und es mögen mancherlei Rückſichten auf Verſorgung und Vortheil, und auch Eitelkeit und Ruhmſüchtelei den Grund von ihr enthalten, ſo macht doch jeder ſolcher Myſtiker dem Gymnaſium, auf dem er die Grundlage ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung ſuchte, den ſtillen Vorwurf, daß daſſelbe ihn nicht nur ohne ernſte, forſchende Wahrheitsliebe, ſondern auch ohne geordnete Begriffe, gezügelte Phantaſien und gezüchtigte Begierden — ohne wiſſenſchaftliches Intereſſe, roh und ungeſchlacht entließ. Denn bei Wahrheitsbegeiſterung und Verſtandesklarheit würde es ihm gewiß gar nicht gelungen ſein, bei gewiſſen Verhältniſſen und Rückſichten vielleicht zuerſt ſeine beſſere Ueberzeugung vor andern zu verbergen und ſie dadurch vor ſich ſelbſt zu ſchwächen, dann im Drange handelnd und ſprechend eine fremde, widerſtreitende allmählig vor den Leuten wie unwillkührlich Andern nachzuahmen und ſich anzueignen, und zuletzt ſich in dieſelbe durch die innere Trübheit und Unklarheit — bis zur vorgeſpiegelten Wiedergeburt und Gnadenwahl hineinzuarbeiten. Denken wir uns aber den Anfang und die Entwickelung des Myſtikers auch auf eine andere Weiſe, ſo trägt doch immer das Gymnaſium eine ſchwere Schuld,

daß es ihm keine allgemeine Verstandesbildung verschaffte, in deren Besitz es ihm wohl unmöglich gewesen wäre, in jene Selbsttäuschung zu gerathen. Wir wollen und müssen es schon zur Ehre der menschlichen Natur annehmen, daß der Grund dieser häufigen Krankheit über Unlauterkeit und äußere Anlässe hinaus in einer mangelhaften Schulbildung — daß die Schuld des Uebels ursprünglich an uns Lehrern liege. Laßt uns in unsern Zöglingen wirklich eine wahre Verstandesbildung entwickeln, wie wir es zu thun vorgeben, — und nur solche werden dem Mysticismus zufallen, an denen der Wahrheit und der guten Sache nichts gelegen sein kann.

Durch diese Erörterung scheinen wir vorbereitet zu sein, die Philosophie als wissenschaftliches Bildungsmittel für die Jugend in ihrem Werthe würdigen zu können. Wir überzeugten uns nämlich, daß Geschichte, Sprache und Größenlehre auch im Bunde mit Religionslehre etwas Mangelhaftes, Unzulängliches als Bildungsmittel an sich haben, so daß sie eine genügende Erziehung des Verstandes nicht vollenden können. Betrachten wir die Sache nun näher, so finden wir wohl ohne große Schwierigkeit, daß das eigentlich Bildende dieser drei Disciplinen darin liegt, daß sie uns über die nothwendigen Gesetze des Menschengeistes auf verschiedene Weise Aufklärung verschaffen. Daß zuvörderst der Mathematiker seine Wahrheiten nicht außer, sondern allein in sich suche und finde, und die Mathematik eigentlich nur über allgemeine und nothwendige Bestandtheile der menschlichen Erkenntniß belehre, braucht nach Kant nicht mehr bewiesen zu werden, weil es nach ihm niemand mehr bezweifeln wird.

Der mathematiſche Unterricht iſt deßwegen ſo bildend, weil er unmittelbar wenigſtens Eine Sphäre des geiſtigen Lebens erſchließt. Im Sprachunterrichte iſt es unſerer Nachweiſung gemäß nicht eigentlich das Individuelle, ſondern das Generelle, was die Grammatik als Regeln und Geſetze aufſtellt, das eigentlich Bildende. Dieſe Regeln gehören entweder eigenthümlich Einer oder mehrern Sprachen an, oder es ſind ganz allgemein gültige Sprachregeln, welche als nothwendige Bedingungen jeder möglichen Sprache, ihren Urſprung nur in unſerm Geiſte haben können, denn ſonſt könnten ſie nicht allgemein und nothwendig ſein. Derjenige Sprachunterricht alſo, der wirklich bildend iſt, entwickelt, ſo gut er es vermag, an einer beſondern Sprachlehre das Bewußtſein der allgemeinen, und macht hierdurch den Schüler ebenfalls, aber mit einer andern Sphäre ſeiner Geiſtesgeſetze bekannt. Nur inſofern der Sprachunterricht die allgemeinen geiſtigen Denkgeſetze an das Licht zieht, kommt ihm der Name eines wahrhaft bildenden zu. Das Erziehende der Geſchichte endlich iſt für den vorbereiteten Jüngling über das feſte, ſichere Wiſſen der einzelnen Thatſachen hinaus eine allgemeine Culturgeſchichte, welche die innern Entwickelungen des Menſchengeſchlechtes darlegt. Die Geſetze dieſer Entwickelung aber ſind die, beſonders modificirten, Entwickelungsgeſetze jedes menſchlichen Geiſtes; die Ideen aber, die ſich in Wiſſenſchaft, Staat, Kunſt und Religion entwickelt haben, das Wahre, Gute und Schöne nämlich, ſind wieder das unveräußerliche Eigenthum jedes Geiſtes, und das Ideal dieſer ganzen Entfaltung iſt für das Geſchlecht kein anderes, als für den Einzelnen. So führt

also auch die Geschichte den Menschen auf sich selbst zurück. Sie klärt ihn über die höchsten Interessen und Aufgaben seines eignen Lebens auf, indem sie ihm in einem großen Beispiele, welches wir Weltgeschichte nennen, zeigt, wie sich das Bewußtsein der Ueberzeugungen, die jeder als Aussteuer mit zur Welt bringt, allmählig und stufenweise fortbildet, und nur wenn sie dieses zu thun vermag und thut, kann sie eine Verstandeserzieherin genannt werden.

Hieraus ist die Wahrheit unseres Satzes klar, daß das eigentlich Bildende dieser drei Wissenschaften nur darin liege, daß sie dem Zöglinge die Gesetzmäßigkeit seines eigenen Geistes in's denkende Bewußtsein bringen. Denn Größenlehre, sahen wir, klärt den Schüler über die reinen Anschauungsgesetze, Sprache besonders über die logischen Denkgesetze, und Geschichte vorzüglich über die Entwickelungsgesetze seines eignen Geistes auf.

Wenn wir nun so ihr eigentlich Bildendes einsehen, so wird es uns nicht schwer, den Grund ihrer Unzulänglichkeit zu begreifen. Obgleich sie nämlich alle drei die ewige Gesetzmäßigkeit des Geistes von verschiedenen Seiten her enthüllen, so ist es doch leicht möglich, daß sie nur einige Sphären des Geistes erleuchten, die andern aber dunkel lassen. Und auch davon abgesehen, sind sie einander nur nebengeordnete, durch kein höheres verbundene, Bildungsmittel, indem sie sich selbst unter einander ausschließen, aber durch kein allgemeineres zusammen eingeschlossen werden. Dem kann noch beigefügt werden, daß nur die Mathematik den Verstand unmittelbar, Geschichte und Sprache aber denselben immer mittelbar

durch das Bild erziehe, und daß diese letztere Lehrweise doch nur für Kinder und Unmündige paßt, also nur einleitend und vorbereitend ist, und der Dolmetschung bedarf.

Bedenken wir aber, daß sich alle drei Bildungsmittel gleichmäßig auf den Einen Geist beziehen, dessen Gesetzmäßigkeit sie aufdecken, so sehen wir leicht, daß eine wissenschaftliche Ergründung eben dieses menschlichen Geistes in dem ganzen Umfange seiner Gesetzmäßigkeit eben die gesuchte vervollständigende, allgemeinere und verdolmetschende Wissenschaft sein würde. Und dieses ist eben die Philosophie, welche wir auf allen Gymnasien eingeführt wissen wollen.

Wegen dieser Würde und Stellung aber macht die Philosophie mit Recht Anspruch darauf, das erste Bildungsmittel auf Gymnasien zu sein. Sie will zwar durchaus nicht, daß ihr die meisten Lehrstunden eingeräumt werden sollen, aber sie verlangt, daß alle Lehrer philosophische Bildung genug haben, um alle Lehrgegenstände sicher und besonnen mit philosophischem Geiste und nur in ihrem Dienste geben zu können, daß alle andern Unterrichtsgegenstände sie bildlich und beispielsweise aussprechen oder sie vorbereiten und zu ihr, als der Königin der Wissenschaften, hinführen, und daß endlich auf der Grundlage aller gegebenen Bedingungen und alles gelegten Materials in Prima und Secunda alle vielseitigen Vorbereitungen und in einander greifende vorhergegangene Bemühungen in einem eigenen philosophischen Cursus zusammengefaßt, ergänzt und vervollständigt werden zur Vollendung der Gymnasialbildung.

Um aber diese unsere Einsetzung der Philosophie in ihre verlornen Rechte und alte Würde annehmbar zu machen, wollen wir vorerst die Unterscheidung der öffentlichen Schulen in Gymnasien und höhere Bürgerschulen berücksichtigen, welche beiden Arten sich aber nicht untergeordnet, sondern nebengeordnet sein müssen. Man erlaube mir jene Geistesgymnasien, und diese Naturgymnasien zu nennen. Die höhern Bürgerschulen haben es ihrem wissenschaftlichen Charakter nach eigentlich mit Kenntniß und Erforschung der Natur zu thun, und sind daher an die Mathematik als ihren Hauptgegenstand gewiesen, denn das andere, wie Geschichte, Sprachen u. s. w. sind hier Nebendinge, die des bloßen Bedarfes wegen gelehrt werden. Bei den Gymnasien dagegen ist die Naturkenntniß Nebensache und die Mathematik nur Vorbereitung und darf nicht weit verfolgt werden; es bleiben ihnen also als geistiger Stoff Sprache und Geschichte, und die Philosophie hat auf diesen Geistesgymnasien ganz dieselbe Würde, wie dort die Mathematik; denn wie die Mathematik den Naturstoff, so ergründet die Philosophie den Stoff des Geistes in Sprache und Geschichte. Daher sind die Naturgymnasien mathematische und die Geistesgymnasien, welche wir gewöhnlich allein Gymnasien nennen, ihrem Wesen nach philosophische Anstalten, und ihre Lehrer, welche beinahe alle nur geistigen Stoff zu behandeln haben, müssen Philosophen sein!

Diese Worte würden vielleicht manchem auffallend erscheinen, wenn sie in das Publikum kämen, aber ich bin überzeugt, daß sie, wenn nicht in der Theorie anerkannt, doch in der Praxis von jedem tüchtigen Schulmanne

auf den eigentlichen Gymnasien befolgt und geübt werden. Denn wer durch Sprache und Geschichte zum Selbstdenken Anleitung giebt, lehrt im Dienste der Philosophie; und wir müssen später das Zerstreute nur verbinden, das Unvollständige ergänzen, das Verschiedenartige ausgleichen, das Vergessene auffrischen, das Abgeschwächte wirksam machen und dadurch den ganzen Unterricht vollenden, damit der Schüler mit einer trefflichen philosophischen Bildung von uns gehe mit dem Bewußtsein, daß wir Lehrer ihm eigentlich nichts, als philosophiren lehren wollten. Wenn er dieses bei uns gelernt hat, hat er genug gelernt, alles andere ist auf Gymnasien (denn auf höhern Bürgerschulen ist es natürlich anders) nur Mittel und Grundlage. Wer es aber nicht bis zum philosophischen Denken und einer gewissen philosophischen Ausbildung gebracht hat, der hat bei uns seinen Zweck verfehlt.

Daß dem wirklich so ist, wird wohl nicht bezweifelt werden können, wenn wir die geistigen Bedürfnisse derer, welche wir zu bilden haben, genauer erwägen. Unser Gymnasium besuchen künftige Geistliche, Rechtskenner, Staatsmänner, Lehrer — denn die Aerzte übergeben wir mit Recht und Fug unserm Naturgymnasium — welche alle es mit dem geistigen Menschenleben zu thun haben. Es wäre doch nun eine Schande für uns, wenn wir Schülern dieses Berufes den Geist *nur* in einem Bilde (der Sprache) und in einem äußern Beispiele seiner Entwickelung (der Weltgeschichte) kennen lehren, sie aber nicht aus dem Borne selbst wollten trinken lassen. Dann ließen wir sie doch nur ein halbgelöst'tes Räthsel errathen, und statt sie in der Welt einzubürgern, in der sie in Zukunft

zu wirken haben, würden wir sie nur mit Außenwerken bekannt machen, die doch immer unverständlich bleiben, wenn man den innern Bau nicht selbst betrachtet hat. Wie unabweislich das Bedürfniß einer philosophischen Ausbildung dieser Zöglinge ist, liegt am Tage! Der Erzieher will auf das geistige Leben eines Unmündigen einwirken; aber wie vermag er es mit Sicherheit, wenn ihm der Gegenstand seines Wirkens unbekannt ist? wie vermag er ein Vermögen des Geistes zu entwickeln, wenn er dessen Entwickelungsgesetze nicht kennt? wie kann er den einzelnen zu bildenden Geist gehörig kennen lernen, wenn er den menschlichen Geist überhaupt nicht kennt, seine Regungen nicht geschaut und seine Gesetze nicht ergründet hat? Der Geistliche spricht wöchentlich über Pflicht, Tugend, das Gute, den Glauben und die Frömmigkeit — aber glaubt ihr, daß viele von diesen Begriffen auch nur eine richtige Definition geben könnten, geschweige daß sie ihren eigenthümlichen Zusammenhang mit der menschlichen Natur erkannt hätten? Ungeachtet wir es von dem unerreichten Alter wissen, daß sie ihre Rednerbildung vorzugsweise in den Schulen der Philosophen fanden, beschäftigen sich unsere Redner gewöhnlich mit allem Andern eher, als mit der Philosophie, aber ihre Reden sind auch darnach.

Mit einem Worte, es scheint unverantwortlich, Schüler, deren Beruf das geistige Leben ist, mit diesem geistigen Leben unbekannt zu lassen. Die so Vernachläßigten werden auch auf der Hochschule das Versäumte nicht nachholen, denn durch das überwiegende historische und philologische Studium ist das philosophische Interesse in ihnen

getödtet, und wenn sie doch aus äußerm Zwang oder aus dunkelem Triebe dort einen Lehrer aufsuchen, so sind sie zu unvorbereitet und zerstreut, ihn zu verstehen, oder zu weichherzig, ihn zu studiren. Auch ist der zusammenhängende philosophische Vortrag der rechten Methode der Mittheilung gerade entgegengesetzt, so daß auch reifere aus solchen Vorlesungen selten etwas lernen.

Was ich sonst noch über die Bedeutung meiner Wissenschaft für den Gymnasialunterricht sagen möchte, werde ich vielleicht verständlicher und beifälliger aussprechen können, wenn ich mich vorher darüber erkläre, in welchem Umfange ich mir die Philosophie auf diesen Anstalten vorgetragen denke.

Dieser Unterricht geht von sichern Thatsachen des geistigen Lebens aus, von denen er auf Vermögen schließt und zu Gesetzen aufsteigt. Die Vermögen führt er auf Grundvermögen, die Gesetze auf Grundgesetze des Geistes zurück. So verbreitet er sich, indem er den Schüler die Thatsachen aus seiner eignen innern Erfahrung selbst aufsuchen und die Vermögen und Gesetze selbst erschließen läßt, an der Hand der Sprache, allmählig über das ganze innere Leben. Er ist zugleich innere Naturlehre und Naturbeschreibung, indem er den Geist nicht nur kennen, sondern auch verstehen lehrt. Alles aber, was nicht ein allgemein wissenschaftliches Interesse hat, also sehr viele Kapitel unserer empirischen Psychologien, bleibt ausgeschlossen.

Mit dieser zu Grunde gelegten wissenschaftlichen Anthropologie tritt nun von Seiten des Erkenntnißvermögens eine Logik, welche zu einer kurzen philosophischen

Grammatik und Rhetorik ausgedehnt werden kann, und von den Vermögen des Gemüthes und Willens aus eine Ethik mit einer kurzen Religionsphilosophie und Aesthetik in Verbindung.

Sehen wir nun genauer, wie sich diese unsere Philosophie mit den andern Wissenschaften und Uebungen auf Schulen in Verkehr setzt!

Sie verschafft dem Jüngling, welcher die Mathematik schon bis zu einem gewissen Grade inne hat, ein höheres Bewußtsein über dieselbe, indem sie das Eigenthümliche des mathematischen Wissens aufdeckt, und erfreut ihn mit einer deutlichen Einsicht in die allgemeinen Gesetze der Physik.

Unsere Philosophie giebt dem Schüler neben einer lebendigen Kenntniß seines Innern die eigentliche Einsicht in alle Wörter, die sich darauf beziehen, und macht also besser, als alle Synonymik, den geistigsten Theil der Sprache zu seinem Eigenthum. Was z. B. Einbildungskraft, Verstand, Gefühl, Vorstellung, Begriff, Affect, Gesinnung, Tugend seien, kurz beinahe alle bedeutende Wörter aus dem Reich der Seelen-, Denk-, Sitten- und Religionslehre, erörtert sie genetisch aus einer Theorie des geistigen Lebens, so daß sie dem Schüler mit der Einsicht in die Sache zugleich ein klares Verständniß des Wortes giebt. Vergleichende und allgemeine Grammatik nebst Rhetorik lassen sich aber ohne unsere Philosophie gar nicht treiben. Denn wenn die Sprache ein Bild des Geistes ist, so läßt sich jene gar nicht begreifen ohne Kenntniß von diesem, und das ganze Verhältniß des Gedankens

zum Ausdruck bleibt ein Räthsel, wenn man die eigenthümliche Natur des Gedankens selbst nicht versteht.

Ferner macht nur unsere Philosophie die Lectüre philosophischer Schriften z. B. eines Xenophon, Platon und Cicero wahrhaft bildend. Sie ist ihm der beste Commentar zu allen philosophischen Schriften des Alterthums, die rein theoretischen ausgenommen, welche man mit Schülern aber auch nicht wird lesen wollen. Wir statten den Jüngling mit einer Grammatik, einer alten Geschichte und Geographie zum Verständnisse der Historiker, mit einer Metrik, einer Mythologie zum Verständnisse der Dichter — warum nicht auch mit einer solchen Philosophie zum Verständnisse der Philosophen und zur Erfassung des Geistes der Alten überhaupt aus? Der philosophisch Vorbereitete wird sich leicht und mit Lust in seinem Platon bewegen, ihm werden psychologische, logische, ethische Ausdrücke, und ganze Gespräche, welche solche Vorstellungen zum Gegenstand haben, ohne Schwierigkeit verständlich sein, er wird seine mitgebrachte Kenntniß bereichern und berichtigen und sein philosophisches Urtheil weiter bilden, und überall werden kurze Zurückweisungen zur Sacherklärung hinreichen und kurze Bemerkungen weitläufige Erörterungen aufwiegen. Wie höchst bildend wäre es aber auch, einen solchen Dialog oder eine Rede des Cicero eigentlich psychologisch und logisch zu lesen!

Außerdem aber bietet unser Unterricht einen beinahe unerschöpflichen Stoff zu deutschen Stilübungen dar, besonders da diese mit Geschichte und Philologie in Verbindung treten können. Psychologische, ethische Themata eignen sich für jede Form, für Abhandlung, Rede, Gespräch,

Schilderung, poetische oder historische Einkleidung, nach Lust und Talent des Schülers. Man kann doch nicht immer rein antiquarische und historische Aufsätze machen lassen, und selbst diese wird der philosophisch gebildete Schüler bei weitem besser verfertigen können.

Dann leistet unsere Philosophie auch dem geschichtlichen Unterrichte einen bedeutenden Vortheil. Denn sie vermittelt die fernen, großen historischen Thatsachen mit den eignen Erfahrungen und Erlebnissen des Schülers. Dieser wird einen tiefern Blick in das fremde Leben thun, wenn er das eigne lebendig und klar erfaßt hat. Für die Culturgeschichte ist aber unsere Philosophie unentbehrlich, denn diese letztere stellt die Entwickelungsgesetze des menschlichen Geistes mit seinem ganzen Gehalte im Allgemeinen auf dem Grund und Boden der eignen geistigen Wahrnehmungen dar. Nur wer diese Entwickelung an sich gleichsam wissenschaftlich erlebt und das, was sich entwickelt, im Allgemeinen erkannt hat, wird die große Entwickelungsgeschichte der Menschheit verfolgen können. Ohne jene philosophische Vorbereitungen fehlt ihm gleichsam das Auge der Auffassung und der Maßstab der Beurtheilung; alles in der Weltgeschichte liegt ihm ferne, fremd und räthselhaft da und kann seine Theilnahme kaum ansprechen. Unser Zögling dagegen findet in dem großen Leben der Völker und Menschheit nur einen Widerschein des wohlbekannten Lebens in seiner eigenen Brust.

Endlich vollendet unser philosophischer Cursus auch den christlichen Religionsunterricht von seiner wissenschaftlichen Seite. Die äußerlich gegebenen sittlichen und religiösen Wahrheiten sucht er nämlich in ihrer ewigen Allge-

meingültigkeit in der nothwendigen Gestalt des Menschengeistes auf, und zeigt, daß diese äußern Gebote in der That in dem tiefsten, innersten Herzen des Schülers einheimisch sind, daß man die eigene Menschennatur nur zu erkennen braucht, um von den wesentlichen Lehren der reinen allgemeinen Menschenreligion, dem Christenthum, vollkommen überzeugt zu sein. Unsere Philosophie lehrt also die christlichen Lehren nicht nur wissenschaftlich verstehen, sondern sie macht sie dem Herzen des Zöglings auch lieb, und verwebt die äußere und innere Offenbarung zu Einer übereinstimmenden Lebensüberzeugung. Nur wenn sich der christliche Religionsunterricht auf den obern Gymnasialclassen in dieser Weise mit der Philosophie in Verbindung setzt, wird er seine Zöglinge wirklich befriedigen und sich neben andern Wissenschaften in würdiger Gestalt zeigen. Alles Historische des Christenthums kann und muß hier vorausgesetzt werden; und alle gelehrte, weit hergeholte Notizen aus der Bibeleinleitung, der Kirchengeschichte und andern theologischen Wissenschaften gehören gar nicht auf Gymnasien.

Nach allem Gesagten unterliegt es jetzt keinem Zweifel mehr, daß sich alle Gymnasialwissenschaften in der Philosophie vollenden und daß die philosophische Ausbildung die mit allen Mitteln und Kräften anzustrebende ist.

Ueberall hört man die Sätze aussprechen: „Erkenne dich selbst" — „Ohne Selbstkenntniß ist alles andere Wissen ein eitel Ding" — „Sie ist die höchste Weisheit." Aber thun wir Lehrer denn darnach? „Die Selbstkenntniß ist eine schwere Sache" fügt man hinzu. Und mit dieser Klage sollen wir es bewenden lassen? Warum

machen wir den Menschen mit sich nicht bekannt, wenn wir das alles wissen? warum beseitigen wir das Allerschwierigste in der Erziehung, als ob es sich ganz von selbst machte? Wenn ohne Selbsterkenntniß keine Besserung, keine Sittlichkeit und Religiosität möglich ist, warum führen wir den Menschen nicht in sie ein? Nur dem ist ein festes, umsichtiges Urtheil über sich und andere, d. h. individuelle Selbst- und Menschenkenntniß möglich, dem die Menschennatur im Allgemeinen ihrem Wesen nach klar ist. Wenn wir davon überzeugt sind, warum verbinden wir auch in den obern Gymnasialclassen, mit unserm sittlich-religiösen Unterricht keine Psychologie? Was fruchten denn jene ewig wiederkehrenden Declamationen von den Kanzeln herab, sich selbst zu erkennen, wenn ihr den armen Menschen in seinen Bemühungen gar nicht unterstützt? Er wollte ja gern, aber er vermag es nicht ohne euere Unterstützung, die ihr ihm entzieht.

Wir machen unsere Schüler mit allem andern bekannt, nur mit sich selbst entweder gar nicht oder nur beiläufig und mittelbar durch Bild und Beispiel. Eine genaue Erd- und Naturbeschreibung geben wir, aber von einer Beschreibung dessen, was jeder in sich trägt, kommt selten etwas vor; eine Chorographie von Griechenland und Italien, eine Topographie Rom's und Athen's ziehen sich oft durch ein ganzes Semester, aber an eine Topographie der Triebe, Affecte und Leidenschaften denkt man kaum. Ueber den menschlichen Körper giebt man noch Aufschlüsse, aber über den Geist, der doch der eigentliche Mensch ist, keine. Wir wissen zwar, daß es wunderherrlich ist, über das Leben *in* uns Bescheid zu wissen, dennoch aber

bürgern wir den Zögling fleißig im Alterthum ein, machen ihn mit seines Volkes Geschichte bekannt — sich selbst aber bleibt er ein Fremdling. Das Fernste wird ihm nahe geführt, das Nächste rückt seinem Wissen in das Fernste hinaus. Die geborgten Gedanken lassen ihn zu keinen eigenen kommen, wie das eingesogene Leben ihn des seinen nicht froh werden läßt.

„Der Mensch ist von Natur weit mehr geneigt, sagt einer unserer Denker, sich mit der Welt außer ihm, als mit der Welt in ihm zu beschäftigen. Millionen haben gelebt, welche von dieser Welt und ihren Objekten gar keine bestimmte Ansicht besaßen. Sogar diejenigen, welche beständig und eifrig mit der Ausführung ihrer Wünsche und Plane im Leben beschäftigt sind, bleiben gleichwohl mit ihrem Innern oft ganz unbekannt.“ Aber wehren wir dieser sinnlichen Neigung, oder befördern wir sie nicht vielmehr durch unsern Unterricht, durch den die beste Geisteskraft der ganzen Jugendzeit auf das Aeußere gelenkt wird? Handeln wir dem Christenthum dadurch nicht geradezu entgegen, welches den Menschen in sich einzukehren ermahnt, daß ihm in der Tiefe des Geistes die wahre Selbstbesinnung und Lebensruhe werde? Standen jene Heiden dem Geiste des Christenthums nicht näher, welche den Menschen vor allem über das rein Menschliche belehrten, in welchem uns auch unmittelbar vernehmlich das Göttliche anklingt? Unsere Unterrichtsweise hingegen wendet den Menschen gegen seine eigene Sehnsucht von seinem bessern Theile ab, und zieht ihn beständig von neuem in die Außenwelt hin, wo er nicht zu Hause ist, wo der Verstand seine Rechnung und das Gemüth seinen Frieden

nicht finden kann. Daher sind Männer unserer Schulen oft bei aller Bildung im Wichtigsten ungebildet; bei aller Masse des Wissens haben sie häufig über sich und andere, über göttliche und menschliche Dinge ein sehr schiefes, einseitiges und oberflächliches Urtheil. Und doch sollen gerade unsere Schüler die Blüthe des Volkes sein, die Bewahrer und Fortbildner alles geistig Edeln und Großen werden! sie, die diese geistigen Güter bei uns nicht einmal wissenschaftlich kennen lernen! —

Soll es daher hierin besser werden, so muß vor allem die philosophische Bildung ihrem Geiste nach auf unsern Gymnasien der Hauptbildungsgegenstand sein, und es muß anerkannt werden, daß diese eigentlich philosophische, so wie die höhern Bürgerschulen mathematische Anstalten sind. Nur Philosophie und Mathematik verschaffen unmittelbar allgemeine Verstandesbildung, sei diese nun rein oder angewandt: nur sie geben das Formelle des Unterrichts. Einen unendlich reichen Stoff findet aber die Philosophie für ihr Gymnasium („Geistesgymnasium") in Sprache und Geschichte, die höhere Bürgerschule („das Naturgymnasium") in der äußern Natur. Die Philosophie spielt auf dem Naturgymnasium eine eben so untergeordnete Rolle, als die Mathematik auf dem Geistesgymnasium. Und eben so sind auch Naturbeschreibung, Erdkunde, Physik und Chemie nur auf Einem, und Sprache und Geschichte nur auf dem andern Gymnasium Hauptsache. Den Religionsunterricht aber haben beide Schwesteranstalten mit einander gemein.

Zu diesem Ziele hin müssen sich unsere Gymnasien entwickeln, wenn sie nicht hinter den Anforderungen des

Jahrhunderts zurückbleiben, wenn sie die Bildungsschulen der Edelsten sein und der Entwickelung unserer Nation wahrhaft dienen wollen. Denn daß unsere in anderer Beziehung lobenswerthen Universitäten nicht viele wissenschaftliche Bildung begründen, wenn sie auch manche gute Anregungen geben, ist bekannt genug. Daher bleibt das Hauptgeschäft den Gymnasien überlassen.

Den 8. Januar.

Ich empfing heute in Einem Couvert zwei Briefe aus der Heimath, einen von meiner Schwester, den andern von ihrem Bräutigam Rodinger, worin sie mir beide, jedes nach seiner Art, das Glück und die Hoffnung ihrer Liebe schildern. Dem etwas ungeübten und steifen Ausdrucke meiner Amalie sieht man ein reines Naturgefühl an. Ihre Handschrift ist schlecht, der Brief wimmelt von orthographischen Fehlern, was sie sagt, ist unvollständig und zerrissen, aber alles zeugt von einem guten Sinn, dem es nur an Geschick fehlt, und es kommen einige Stellen vor, die so wahr, naiv und neu hingesagt sind, daß sich ihrer der größte Dichter wahrlich nicht zu schämen hätte. Rodinger dagegen verbreitet sich in weitläufiger Redseligkeit, mit manchen Sprachfehlern, über unsere Schulzeit, und schildert ausführlich seine seligen Erwartungen der Zukunft. Unter diesen ist auch die Hoffnung, daß ich einst wieder in meine Heimath zurückkehren, in der Gegend als Pfarrer angestellt werden würde,

und daß wir dann herrliche Tage mit einander verleben und das hohe Alter der Eltern gemeinschaftlich verschönern würden. Ich glaube, meine brave Schwester wird glücklich sein, denn der Apotheker ist ein braver Mensch. Aber ich, ihr Guten! — In euere Stimmung kann ich mich versetzen, denn ach! ich habe sie erfahren, aber euch kann ich es nicht begreiflich machen, wie unendlich mein ganzes Wesen von dem euern verschieden ist!

Den 4. Januar.

Für meinen philosophischen Cursus habe ich jetzt für eine geraume Zeit vorgearbeitet. So kann ich dann diesen Gegenstand etwas hintanschieben, und ich habe mir wieder meinen großen Freund Platon hervorgeholt, von dem ich dieses Jahr auch einige Dialogen in der Schule zu erklären habe.

Es wird etwas vorbereitet, woran ich keinen Gefallen habe, und die Witterung ist naßkalt und schlecht, man kann nicht ausgehen. So verlasse ich denn nur mein Zimmer, wenn ich in die Schule muß, sonst sitze ich ungestört in meiner Einsamkeit zu Hause ganze Nächte hindurch bei meinem Platon. Das menschliche Herz ist so eng, daß man nur Eine Person lieben, sich nur Einer Sache ergeben kann. Platon, du hast mich jetzt ungetheilt!

Den 10. Januar.

In diesen Tagen sagte ich zufällig in Gesellschaft des L., daß ich alle Gespräche des Platon wenigstens schon einmal durchlesen hätte. L. gab mir zur Antwort, „daß ich deßwegen noch nicht im Stande wäre, auch alle Gespräche in der Schule zu interpretiren.“

Diese Worte haben mich sehr nachdenklich gemacht. Wir Lehrer binden es unsern Schülern als ein Gesetz auf: Ihr sollt Alles, was ihr treibt, aus reiner Liebe zur Wissenschaft studiren, ohne alle Rücksicht auf Nutzen und Gebrauch; aber wir Lehrer präpariren uns auf unsere Lehrstunden oder studiren höchstens nur das, was wir einmal gebrauchen können! Wo ist denn unsere reine Liebe zur Wissenschaft? und wenn wir sie nicht haben, wie können wir sie unsern Schülern zumuthen?

Wenn mich L. wieder auf mein unnützes Lesen des Platon aufmerksam macht, will ich ihm antworten, daß der allein einen alten oder neuen Classiker auf eine würdige Weise lese, der blos für sich zu wissen begierig sei, was der Schriftsteller sage. Ich will mich selbst an ihm bilden, alles andere soll mich nicht bekümmern!

Den 12. Januar.

Wirklich fand ich heute Gelegenheit, meine Rechtfertigung bei L. anzubringen. Er sagte gelegentlich, als wir in dem freien Zeitraume der Morgenstunden mit andern Collegen vor dem Gymnasialgebäude auf- und abgingen,

daß es ein großer Unterſchied ſei, ob der Lehrer etwas für ſich geleſen oder zum Vortrag durchſtudirt habe. So, fügte er hinzu, indem er auf mich deutete, will Romeo den ganzen Platon durchleſen haben, ich wette aber, er wird nicht im Stande ſein, manchen Dialog in Prima ohne Vorbereitung zu explicíren. Darum war mir es auch gar nicht zu thun, fiel ich raſch ein. Ich las und leſe den Platon, um ihn zu verſtehen und für mich, ich leſe ihn aber nicht für meine Schüler, wie die Kinder nicht für ſich, ſondern, wie ſie ſagen, für ihren Lehrer lernen, außer wenn ich gerade ein beſtimmtes Stück in der Schule erklären ſoll. Ich bin kein Laſtthier, welches alles, was es thut, nur im Dienſte und zum Bedarf der Schule thut. Wie viele Dialogen des Platon dürfte ich dann auch leſen!

„Sie werden ja ganz hitzig", unterbrach mich L. ruhig. „Aber dieſe Hitze hat Sie überſehen laſſen, daß wenn man nicht im Stande iſt, einen geleſenen Schriftſteller in der Schule erklären zu können, man ihn gar nicht recht verſtanden hat. Denn was wir anderen nicht deutlich machen können, haben wir ſelbſt nicht vollkommen inne."

Das beſtritt ihn nun gewaltig, indem ich behauptete, daß es bei der Erklärung in der Schule auf viele Nebenſachen ankäme, die dem Zögling nicht vorenthalten werden dürften, ungeachtet ſie zum Verſtändniß nicht weſentlich ſeien, während das ſeiner Einſicht noch nicht zugängliche Weſentliche oft übergangen werden müßte oder nur angedeutet werden könnte. Ja, fügte ich hinzu, ich bin überzeugt, man kann einen Schriftſteller dem Alter der Schüler, dem geiſtigen Standpunkte der Claſſe gemäß

ganz ordentlich und genügend erklären, ohne ihn selbst eigentlich verstanden zu haben. Wie wenige Lehrer mögen die Werke eines Platon, eines Homer, die sie ihr ganzes Leben expliciren, wirklich verstanden haben? Ich glaube unter hunderten kaum einer. Denn nur wenige Menschen aller neuern Nationen haben, wie Göthe sagt, Gefühl für ein ästhetisches Ganze.

Die Glocke aber rief einen jeden von uns an seine Arbeit und zu seinen Schülern zurück. Das Gespräch hatte gewaltsam sein Ende, aber nicht sein Ziel erreicht.

Den 27. Januar.

Wie er mich festhält und mit sich fortreißt, dieser gewaltige, wunderbare Geist, von der lieblichen Apologie, dem freundlichen Jon bis zu dem schwerverständlichen Timäos und dem abstrusen Parmenides hinauf!

Ich gebe den Himmel mit seinen Sternen für die Welt hin, in die du uns einführst, Platon's unsterblicher Genius!

Den 31. Januar.

Es giebt Tage, an denen uns nichts glücken will, an denen uns alles entsetzlich schwer wird. So hatte ich heute einen sauern, schweren Schultag und zuletzt eine lästige Versammlung. Aber Tagesleiden, Abendsfreuden!

Ich war in meinem Lesecyclus der platonischen Gespräche bis an das Ende des Phädon vorgerückt: ich las jetzt, was der herrliche Weise über die ewige Bedeutung des geistigen Lebens zugleich lehrte und durch seinen Tod versiegelte. Ich las es nicht, ich hörte, ich sah, ich lebte es! Ich fühlte mich in die Zahl der Schüler aufgenommen, ihrer Einer! Ich sah den Weisen den Giftbecher ausleeren, den freundlich ruhigen Blick auf den Diener geheftet, welcher ihn überreicht hatte, ich sah ihn dann im Kerker auf- und abgehen und sich auf das Ehrenbett zum ewigen Schlaf niederlegen. Ich vernahm das unterdrückte Schluchzen, und bald das laut ausbrechende Weinen der Jünger; ich hörte des Meisters tröstende, ermunternde Worte. O weint nicht, sagte ich leise, er bleibt ja unser! Ja, er wird jetzt uns nur fester, ewig verbunden! Jetzt hört ich sein letztes Wort: „Opfert dem Asklepios einen Hahn, und versäumet es ja nicht!“ — Da kam ich wieder zu mir selbst, und ich blickte auf den trocken, dürr und kalt durchlebten Tag zurück. Mich ergriff eine unendliche Wehmuth. Meine Thränen flossen tropfenweis, und ich hielt sie nicht zurück. Der Tod Sokrates' erhebt mich, bei dem Gefühl meiner eigenen Dürftigkeit lass' mich weinen!

Ich stand auf und öffnete das Fenster. Es war eine schöne Winternacht. Tausend Sterne blickten ruhig auf die schlafende Erde. Ueber meine Seele ergoß sich eine ruhig-gerührt-erhabene Stimmung. Ich hatte Ersatz für den gemüthlos durchlebten, für den verlornen Tag. Ich war gegen Gott von dem tiefsten, frömmsten Danke für die Gnade dieser schönen Stunde erfüllt.

Den 27. Februar.

Was das iſt, woran ich ſo wenig Gefallen habe und was jetzt vorbereitet wird? So fragſt Du mit Recht, mein Guſtav, und würdeſt mich, wäreſt Du nicht ſo ſanft, ausſchelten, daß ich ſo geheimnißvoll ſchreibe, und gutmüthig vorausſetze, Du müßteſt Alles wiſſen, was ich eben auch weiß. — Mein College L. leitet unſerm Director ein fünfundzwanzigjähriges Dienſtjubelfeſt ein. In dieſem Satze iſt alles zuſammengedrängt! Mit den Veranſtaltungen geht es ganz ſonderbar. Von L. geht eigentlich Alles aus, er thut Alles, und hat das Ganze ſehr klug angelegt. Zuerſt gewann er durch beſondere Geſpräche die meiſten Collegen, dann beſchied er alle zuſammen zu einer Conferenz, worin er den Antrag machte, es wäre unſere Pflicht, unſerm guten Director bei ſeinem bevorſtehenden Dienſtjubiläum viele Freude zu machen und es werde ſich gewiß keiner von uns von dem ſchönen Feſte ausſchließen. Alle Anweſenden, ſelbſt Sabel, gaben ihren Beifall, ich ſchwieg und ſah mich nach Dahlheim um. Aber ich ſah ihn nicht. L. las nun eine weitläufige Feſtordnung vor, an welcher manche Abänderungen, manche Zuſätze gemacht wurden, die er alle ganz bereitwillig aufnahm, ja zu denen er ſelbſt aufforderte. So intereſſirte er jeden für das Feſt, indem er es jedem ſo vorkommen ließ, als ſei die Anordnung und Einrichtung des Feſtes zum Theil ſein eigenes und unſer gemeinſchaftliches Werk, und als er zuletzt eine namhafte Summe nannte, die beigetragen werden müßte, da konnte ſich keiner mehr zurückziehen und jeder ließ ſich zu ſeinem Beitrag bereit finden, ſo

schwer er auch manchem zu geben war. Erklärten sich doch sogleich, vielleicht weil es mit ihnen verabredet war, einige der am geringsten besoldeten Lehrer zu dieser, ja zu jeder noch größern Summe bereit, wie konnten da die andern Ehren halber zurückbleiben? — Damit aber, rechnete uns nun L. vor, haben wir noch lange nicht Geld genug für alle Geschenke, die Tonkünstler, die Ausschmückung der Aula und des Gymnasialgebäudes, die zum Mittagsmahl einzuladenden Gäste und andere Ausgaben. Da müssen wir nun die Städter, unsere Mitbürger, und unsere Schüler in Contribution setzen. Jene nehme ich allein auf mich; wir setzen nämlich das Mittagsmahl und den Ball des Abends so hoch an, daß noch ein Beträchtliches zur Bestreitung der übrigen Ausgaben übrig bleibt. Wegen dieses erhöhten Preises werden die Leute nicht zurückbleiben, das weiß ich, ich kenne sie hierin zu gut: wo es ein Essen giebt, bleiben unsere Herren nicht aus, und wo ein Ball ist, finden sich unsere Damen sicher ein. Ich habe deßwegen schon mit einigen der angesehensten Bürger der Stadt gesprochen, welche mir für sich und ihre Familien das Versprechen ihrer Theilnehmung gaben, und die Zusage machten, sie wollten in ihrem Namen eine Subscription unter den Honoratioren der Stadt herumgehen lassen. Denn Sie sehen, meine Herren Collegen, daß wir es so anlegen müssen, als sei das ganze Fest nicht von uns, sondern von den Mitbürgern und den Schülern des Directors ausgegangen, daß es sich desto ehrenvoller für ihn ausnimmt. Und hierin müssen Sie mich auch bei den Schülern kräftigst unterstützen. Jede Classe muß nämlich von Einzelnen von uns nach

einem verabredeten, einstimmigen Plan bearbeitet werden. Ich meine nämlich, daß es so am besten ist. Wir sagen es keinem, daß es schon unter uns ausgemacht ist, und behalten überhaupt, bis wir die Schüler gewonnen haben, unsere Anstalten für uns. Gelegentlich erzählen wir dem einen oder andern Schüler oder einer ganzen Classe von Dienstjubiläen verdienter Schulmänner, welche kürzlich gefeiert worden seien, und fügen dann wie beiläufig hinzu, daß unser Director auch bald fünfundzwanzig Jahre in seinem Amte stehe. Dann wird gewiß mancher Schüler nach dem Tag seiner Amtsantretung fragen, den wir sofort bestimmt angeben, indem wir vielleicht hinzufügen, in unserer Stadt sei doch schon längst, sei seit Menschengedenken kein solches Fest mehr gefeiert worden. Sagt dann ein Schüler: „Ja, dann sollten wir das Jubiläum vom Director auch feiern;“ so stimmt der Lehrer sogleich bei, daß das schön wäre, bedauert aber, solch ein Fest könne nicht von den Lehrern, sondern müsse nothwendig von den Schülern ausgehen. Wenn ihr also, setzt er zum Schluß hinzu, einige Tage Ferien haben und recht lustig sein wollt, so kommt ihr Schüler des Gymnasiums alle zusammen und vereiniget euch. Dann setzt eine Bittschrift an das Lehrercollegium auf, und gebt ihm euere Wünsche zu erkennen. Ich verspreche es euch, daß es euch nicht abgeschlagen werden soll. Wenn wir es so anfangen, werden wir zu unserm Zweck gelangen.

Auf diese Worte schwiegen alle, ich glaube die meisten deßwegen, weil sie mit mir dieser gemeinen, so ohne Rückhalt ausgesprochenen Unehrlichkeit und List sich schämten. Endlich sagte einer von denen, welche ihren Beitrag

ſo vorlaut zu geben verſprochen hatten: Wäre es nicht beſſer, wenn Sie ſelbſt, College L., zuerſt die Schüler von Prima und Secunda zu gewinnen ſuchten? dieſen würden dann die Schüler der andern Claſſen von ſelbſt nachfolgen.

Das würde ich gerne thun, erwiederte L. etwas verlegen, indem ſein ſcharfer Blick an mir vorbeiſtreifte, wenn ich nicht beſorgte, die Schüler der obern Claſſen möchten ſich weigern, auf unſern Plan einzugehen. Denn in den obern Claſſen iſt unſer theurer Director leider! weniger beliebt —.

Und nicht geachtet, fiel ich raſch und beſtimmt ein. Wie eine ſchwere Laſt fiel es mir von der gepreßten Bruſt, als ich dieſe Worte geſprochen hatte.

Es iſt nicht zu läugnen, fuhr L. fort, daß der Director ſich als Lehrer mehr für die mittlern und untern Claſſen ſchickt, deßwegen fühlen ſich auch dieſe Schüler am meiſten zu ihm hingezogen. Von dieſen alſo muß die Bittſchrift ausgehen, dann können die Schüler der obern Claſſen nicht zurückbleiben. Und Sie, der Hauptlehrer von Tertia, müſſen daher zuerſt Ihre Claſſe bearbeiten und zu gewinnen ſuchen; dann ſind wir mit den andern Claſſen bald fertig. Denn ich ſelbſt kann auf die untern Claſſen nicht wirken, da ich in dieſen keine Lehrſtunden zu geben habe.

Der angeredete Lehrer, eine ſehr unſelbſtſtändige Seele, nahm den Auftrag ſehr bereitwillig auf ſich, und ſo hatte L. ſeinen Zweck erreicht und man ging ganz einig und zufrieden auseinander, indem man von der Hoffnung eines ſo luſtigen Feſtes ſprach, als man bisher noch nicht

mit einander erlebt hätte und an dem die ganze Nobilität der Stadt Antheil nehmen würde. Beim Hinausgehen aus dem Conferenzzimmer fragte ich L., wie es komme, daß vom ganzen Collegium Dahlheim allein nicht zugegen sei? Ei, das ist wahr, sagte er, — gewiß hat Dahlheim eine Abhaltung gehabt, oder unser Famulus hat es vergessen, ihn einzuladen. So etwas kann leicht geschehen.

Ich ging unmittelbar aus der Versammlung zu Dahlheim. Ich fand ihn in seinem kleinen, schwacherleuchteten Zimmerchen allein, mit der Lectüre des Tacitus beschäftigt, und er empfing mich, wie gewöhnlich, mit kalter Herzlichkeit, wortkarg und trocken. Wie kannst Du in dieser Dunkelheit aushalten? fragte ich ihn, indem ich ihm die tiefabgebrannte Kerze putzte und mich zu ihm setzte. Der da, war seine Antwort, indem er auf Tacitus zeigte, beleuchtet mir eine Welt, die noch dunkler ist. Er allein von allen Römern ist werth, daß man ihn liest, wenigstens von allen, die ich kenne.

Ich erzählte nun und hörte zu meinem Erstaunen, daß er gar nicht eingeladen worden war. Die Magd wurde gerufen und gefragt, ob der Famulus nicht mit einer Einladung da gewesen sei, und als sie dieses verneinte, wurde der Mensch sogleich herbeschieden. Der gutmüthige Schuldiener erklärte bestürzt auf Treu' und Gewissen, der Herr Dr. L. habe ihm ausdrücklich gesagt, er solle den Herrn Dahlheim zu dieser Versammlung nicht einladen.

Dahlheim ging eine geraume Zeit lang tiefbewegt und in sich arbeitend in der Stube auf und ab, während dem ich mich umsonst bemühte, ein Gespräch einzuleiten.

Endlich wandte er sich zu mir, ernster als sonst. Romeo, sagte er, Du bist einer von den wenigen Menschen, auf welche ich bisher etwas gehalten habe. Aber sage mir, warum Du Dich nicht aus allen Kräften dem Vorschlag dieses Festes widersetztest? wie konntest Du ihn durchgehen lassen? — Ich rechtfertigte mich dadurch, daß ich gar nicht gefragt worden war, und daß es sich eigentlich nicht sowohl darum handelte, daß das Fest gefeiert als wie es veranstaltet werden sollte. Ich sagte, daß ich während der ganzen Sitzung kein Wort gesprochen hätte, als der Director werde nicht geachtet.

Und wirst Du Dich zu dieser schnöden Mystification der Schüler gebrauchen lassen?

Nein, bei Gott nicht, betheuerte ich; ich werde zum ganzen Gaukelspiel nichts thun, als meinen Beitrag hergeben. — Mir ist es nur ein Räthsel, wie sich L. auf einmal so sehr für den Director interessirt, den er bisher immer so geringschätzig behandelte und mit dem er immer solche kleinliche Häkeleien hatte; und wie in unser Lehrercollegium auf einmal die vollkommenste Eintracht eingekehrt zu sein scheint.

Das ist nicht schwer zu erklären, erwiederte der Freund. L. will schon längst Vicedirector werden. Nun strebt er, sich durch diese erkünstelte Ehrenbezeugung bei dem Director einzuschmeicheln und will es dahin bringen, daß dieser vergnügungssüchtige, in seinem Lehramte laue, zu der Leitung der Anstalt ganz unfähige Mann wie aus eigenem Antriebe förmlich bei der Behörde darum einkomme, daß ihm, dem Jubilarius, L. als Gehülfe im Directorium beigegeben werde. So soll dann dieses Ju-

bläum nichts anderes sein, als eine Gelegenheit, sich auf eine scheinbar ehrenhafte Art zurückzuziehen.

Das wäre allerdings nicht übel, meinte ich, wenn wir ihn bei dieser Gelegenheit los würden. Wenn aber L. einrückt, so kommen wir aus der Scylla in die Charybdis.

Daß unsere andern Collegen beistimmen, wundert mich nicht. Einige wollen sich einen vergnügten Tag machen, einige sehen es gar nicht genau ein, wie niederträchtig diese Huldigung ist, die meisten fürchten den L., welcher dem nicht verzeihen kann, der es einmal gewagt hat, ihm entgegen zu handeln. Wer noch eine Beförderung, eine Gehaltszulage hofft, will sich sein Glück nicht zerstören. Vielleicht sind auch einigen der untersten Lehrer, welche bei ihrem kargen Gehalt Hunger leiden, bestimmte Versprechungen gemacht worden, um sie zu einem solchen Beitrage, welcher mit ihrem Einkommen in keinem Verhältnisse steht, bereit zu machen. Sieh, so ist alles klar, und — das Unnatürliche macht sich auf eine ganz natürliche Weise.

Mit kalter Bitterkeit gab mir Dahlheim diese und ähnliche Aufklärungen über den muthmaßlichen Hergang der Sache. Diese in seinem Munde nicht gewöhnlichen Erörterungen waren mir einigermaßen auffallend, und ich sah ihn, als er schon zu sprechen aufgehört hatte, noch einige Minuten aufmerksam an. Da fügte er beinahe wehmüthig lächelnd hinzu: Du wunderst Dich wohl, Romeo, wie ich so scharfsinnig geworden bin! Das lerne ich aus Tacitus. In ihm lerne ich die Maulwurfgänge kennen, die sich die Schlechtigkeit der Menschen gräbt,

und wie es selbst die Natur uns so nahe legt, gemein zu werden.

Gerührt, ergriffen bog ich mich über den unglücklichen Freund. O Dahlheim, rief ich, entzieh' mir Deinen Glauben, Dein Vertrauen, Deine Liebe nicht! Er drückte mir die Hand. Ich verließ ihn.

Den 28. Februar.

Je älter ich werde, desto mehr mache ich eine traurige Erfahrung. Die meisten auch von denen, welche nicht ganz von der leiblichen Noth des Lebens erdrückt sind, fühlen sich nicht wohl in der Welt! Dieses geistige Uebelbefinden, diese innere Unbehaglichkeit sucht man auf verschiedene Weise los zu werden. Einige ergeben sich dem Trunk oder dem Spiel, andere betäuben sich durch gesellige Zerstreuungen, einige suchen in einer banausischen habsüchtigen Geschäftswuth Befriedigung, einige, oft edle Seelen, retten sich in die Mystik, andere vergraben sich in die Gelehrsamkeit und schrauben sich in das Alterthum hinein oder Mittelalter zurück, manche schwanken unbeständig von dem einen dieser Rettungsmittel zu dem andern hinüber, und wenige haben auch den Muth, dieses unbefriedigte Getriebe des Lebens mit einem freiwilligen Tod zu vertauschen.

Ich bin jetzt allein glücklich, oder doch am glücklichsten, wenn ich im Platon lese. Ich finde dieſen Ersatz für ein — verfehltes Dasein, andere einen andern. Wie

könnte es mir jetzt auch draußen im Leben gefallen, da ein so leeres Schauspiel vorbereitet wird, das ich nicht verhindern kann oder zu hintertreiben — nicht die Kraft und den Muth habe!

Denselben Tag.

Denke ich an meine Reise zurück, so sehe ich wahrlich, daß ich mich allgemeiner ausdrücken muß. Nicht nur einzelnen Menschen ist es unheimlich in sich und unwohl, sondern ganzen Völkern und vielleicht unserer ganzen Zeit. Eine allgemeine Mißstimmung, ein allgemeines Mißbehagen, ein allgemeines geistiges Uebelbefinden. Das jetzige Geschlecht kennt keine ruhige Freude an sich selbst. Die Unzufriedenheit gehört zum Charakter unserer Zeit, und die zufriedenen Menschen sind heut' zu Tage in der Regel die besten nicht. Nur Greise, Ueberreste des vergangenen Jahrhunderts, machen hiervon eine Ausnahme.

Den 9. März.

Du verlangst von mir zu wissen, Gustav, auf welche Art und Weise ich den Platon studire? — Ich habe immer einen in der Mitte gebrochenen Bogen Papier zur Hand, auf dessen einer Seite ich mir in der Art einen Auszug aus einem vorliegenden Gespräche mache, daß ich

mir den philoſophiſchen Gedankengang nach den Kapiteln auf das genaueſte und beſtimmteſte in deutſcher Sprache bemerke. So gehe ich ohne eine Einleitung geleſen zu haben, ohne mich mit Kritik, Sprachbemerkungen, hiſtoriſchen Erläuterungen über Perſonen oder einzelne Stellen mehr, als zum Verſtändniß des philoſophiſchen Gehalts unentbehrlich iſt, zu befaſſen, die Aufmerkſamkeit immer beinahe ausſchließlich auf die Sache gerichtet, den Dialog ſo ſchnell, als es mir, ohne mich zu übereilen und Weſentliches unverſtanden zu laſſen, möglich iſt, bis zu Ende durch. Nun arbeite ich mir die Einleitung ſelbſt aus. Ich ziehe nämlich meinen Auszug überſichtlich zuſammen, wodurch ich einen allgemeinen Plan des Dialogs erhalte, und hieraus ergiebt ſich der Hauptinhalt oder Grundgedanke und der Zweck des Werkes von ſelbſt. Jetzt erſt forſche ich dem Verhältniß des eben geleſenen Stückes zu andern Dialogen nach, und ſuche daſſelbe feſtzuſetzen.

Bei einer zweiten und dritten Lectüre iſt meine Aufmerkſamkeit mehr auf das Einzelne und auf Nebendinge, auch auf die Erläuterungen und Forſchungen der Ausleger gerichtet, und nun ſtatte ich die zweite Seite meines Bogens mit Anmerkungen aus.

Auf dieſe Weiſe habe ich früher und jetzt faſt alle Geſpräche des göttlichen Philoſophen durchgearbeitet. Ich kann wohl ſagen, daß ich durch dieſe ganz vorurtheilsfreie, unbefangene und ſelbſtſtändige Verarbeitung, und weil ich aus frühern philoſophiſchen Studien manches mitbrachte, was mir dienlich war, auf manche neue Bemerkungen und eigenthümliche Anſichten ſowohl einzelner Stellen, als ganzer Stücke gekommen bin. Wenn wir einmal wieder bei-

ſammen ſind, will ich Dich hiervon mündlich, wo möglich aus meinem dicken Stock Excerpte, überzeugen. Wie ſehne ich mich dieſer ſchönen Zeit entgegen, die mir einen ſo reinen, ſo hohen Genuß bringen wird, den ich ſo ſchmerzlich vermiſſe. Denn hier und in der hieſigen Gegend iſt kein Menſch, mit dem ich über Platon, über den eigentlichen Platon, wie ich mir ihn zu aſſimiliren ſuche, auch nur reden könnte, reden möchte! Bei der ſauern Kritik und Grammatik geht dieſen Leuten der eigentliche Platon verloren; er liegt ihnen begraben unter der Mühe um die Einleitungen, unter der Noth mit einzelnen hiſtoriſchen Erläuterungen; und ſie dringen höchſtens zur Erfaſſung der äſthetiſchen Form des Kunſtwerkes, aber nie zum philoſophiſchen Gehalt des Schriftſtellers durch. Sie leſen die Geſpräche aus allerlei Nebenabſichten, in allen möglichen Beziehungen und Rückſichten, nur nicht der klaren einfachen Sache halber, wegen welcher der Schriftſteller einzig und allein geleſen ſein will, und indem ſie ſich auf dieſe Weiſe immer nur mit dem beſchäftigen, was um den Platon herumliegt, fällt es ihnen gar nicht bei, mit ihm ſelbſt in geiſtige Berührung zu treten.

Von Schleiermacher, welcher den Platon allein geiſtvoll bearbeitet hat, muß ich in Vielem abweichen. Seine chronologiſche Anordnung der platoniſchen Geſpräche ſehe ich für nicht viel mehr an, als für einen Leitfaden, den Platon bequem zu ſtudiren.

Den 16. März.

Unser Kränzchen besteht nur noch lahm fort. Es ist in der letzten Zeit wegen mancherlei Hindernisse von einer Woche zur andern ausgesetzt worden. Aber ich komme mit meinen Freunden bisweilen einzeln zusammen, entweder in ihrer oder in meiner Wohnung, oder wir treffen uns auch wohl bisweilen an einem dritten Orte, obgleich ich mein Haus ohne Noth wenig verlasse. Nur unser Ernst zieht sich von uns allmählig immer mehr zurück, so daß er unserm Kreise gar nicht mehr recht angehört. Besonders mit mir hat er beinahe gar keinen Umgang mehr, und es kommt mir fast vor, als ob er meiner Gesellschaft absichtlich ausweiche. Seine alte offene Zutraulichkeit gegen mich und seine Weise, sich in heiterer, scherzhafter Rede ungebunden und absichtslos über Alles zu verbreiten, haben einer gewissen Abgemessenheit Platz gemacht, die gerade seiner Gemüthsart am wenigsten natürlich ist. Auch haben wir beide wirklich so wenig Gemeinschaftliches, daß er wohl so wenig, als ich, recht weiß, von was wir sprechen sollen, wenn wir einmal unvermuthet zusammen kommen. Die kurze Zeit, wo wir noch auf der Universität zu *** zusammen waren, und das wenige, was wir dort mit einander verlebten, ist schon so oft und so vielfach durchsprochen, daß dieser Gegenstand wirklich rein abgedroschen ist. Unsere jetzigen Geschäfte laufen ganz auseinander. Er soll sehr viel zu thun haben, und gesucht und beliebt sein. Da hat er denn nicht die Muße, seiner eigenen Geistesausbildung weiter nachzugehen, sondern er betreibt seine Rechtswissenschaft

ſo, wie ſie ihm am meiſten Gewinn und Beifall bringen kann, und die philoſophiſchen Anregungen, die er von der Akademie mitbrachte, verlieren ſich bei ihm zuſehends. Seine äſthetiſche und geſellige Bildung, ſeine muſikaliſchen Talente und ſeine Geſtalt haben ihm alle angeſehenen Häuſer der Stadt, alle Geſellſchaften geöffnet. Es iſt natürlich, daß ſein glückliches Selbſtvertrauen, welches noch nie durch Mißlingen an ſich ſelbſt irre gemacht oder durch Ungemach gebrochen zu ſein ſcheint, den Frauen ſehr imponiren muß. Er ſoll bei ihnen ſehr *wohl gelitten* ſein. Kurz, Ernſt gehört nicht mehr meinem Kreiſe, meiner Lebensanſicht und Gefühlsſtimmung an. Er lebt ein genußreiches, leichtes Leben des Gewinnes, des Anſehens, des Gelingens, der Hoffnung! Er iſt wirklich einer von den ſeltenen Menſchen unſerer Zeit, die in einer ſo beneidungswerthen Stimmung und Lage ſind, daß ſie glücklich genannt werden können, weil ſie ſich ſelbſt für glücklich halten.

Den 17. März.

Ach! unſer zerſplittertes Leben, in dem jeder nur ſeine enge Sorge kennt, nur ſeiner kleinen Arbeit nachgeht, in dem nur die lähmende Noth den Menſchen zum Menſchen führt, in dem ein edles Streben durch keinen Nationalſinn gehoben und durch keinen Gemeinſinn getragen wird — ach! dieſes Leben iſt der Freundſchaft nicht günſtig! Es läßt keine Freundſchaften aufkommen oder

vernichtet die in der glücklichen Unwiſſenheit der Jugend geſchloſſenen ſchnell wieder. Nur der Gemeingeiſt ſtiftet großartige Freundſchaften auf Leben und Tod, er allein ſteckt ihr würdige Ziele, er verbindet auch fernſtehende Charaktere in einem gemeinſchaftlichen Streben, er ruft die öffentliche Meinung zur belohnenden Zeugin der Handlungen der Gleichgeſinnten auf, er lehrt uns die eigene Neigung, den eigenen Vortheil abſtreifen und unſer Beſtes zur Gabe, uns ſelbſt zum Opfer bringen der von ihm gebotenen Idee! „Einer für den andern, beide für die Idee!“ iſt der Wahlſpruch der ächten Freundſchaft. Aber welche Idee bringt uns das öffentliche Leben? welche gebiert es? welche nährt es? O großer Gott! es bannt jeden in einen engen Privatkreis, und ſondert gewaltſam jeden von jedem und alle einzelne vom Ganzen! Nur wenn wir in unſerm Einzelleben in Verlegenheit und Noth ſind, rufen wir einen Nachbarn zu Hülfe, welcher uns in der Hoffnung auf künftige Gegenleiſtung beiſpringt; nur wenn wir Privatabſichten befördert wiſſen wollen, ſprechen wir Andere um ihre Hülfe und Verwendung an, welche uns aus Mitgefühl oder Eigennutz auch wohl zu Theil wird. Und das iſt es, was wir ſo gewöhnlich Freundſchaft nennen, wenn wir unſere Caſſino's und Handelscompagnien nicht auch mit dieſem Namen belegen wollen. Selbſt was uns zuſammenhält, mein Guſtav, es iſt Liebe, Antheil an unſerer gegenſeitigen perſönlichen Ausbildung — aber Freundſchaft iſt's nicht.

Warum könnte ich mit dieſem trefflichen Ernſt nicht befreundet ſein und bleiben? Es iſt keine gemeinſchaftliche Idee, kein auszuführendes geſelliges Werk des Le-

bens da. Während ſo das Bindende, das Zuſammenhaltende fehlt, treten natürlich die Unterſchiede unſerer Naturen täglich entſchiedener hervor, und ſie ſowohl als unſere verſchiedenen Lebensverhältniſſe führen uns immer mehr von einander und machen uns fremd und fern.

O daß der Prophet unſeres Jahrhunderts bald erſchiene, und dieſer Herz, Handeln, Geiſt und Denken trennenden Zeit ihren einigenden Gedanken brächte!

Jetzt, wo das ſchöne Gaukelſpiel, daß wir den Gemeingeiſt in unſerer Stadt zu erwecken im Stande wären, verſchwunden iſt, und wenn die Privatſorge für meine Ausbildung nachlaſſen wird — werden bald auch meine übrigen Freunde ſich von meinem Herzen ablöſen und ich werde allein ſtehen!

Den 20. März.

Die Anſtalten zu dem Jubiläum gehen ihren Gang fort. Alles wird in Bewegung geſetzt und herbeigezogen — nur die Schüler der erſten und zweiten Claſſe verweigern, zur großen Freude von Dahlheim, einſtimmig ihre Namen zu der zugemutheten Bittſchrift. Sie ſind vielleicht beleidigt, daß ſie nach den übrigen Schülern in ihrer Namensunterſchrift kommen ſollen, oder ihr geſunder Sinn entdeckt die ganze Myſtification, welche L. anlegte, und verſchmäht ſie. Ja, während die gebildeten Einwohner der ganzen Stadt ohne Widerrede — ſo ſtumpf geworden iſt der Sinn der öffentlichen Meinung — an dem Feſte Theil

nehmen wollen, verweigern dieſe Jünglinge allein ihre Beiträge und Theilnahme. Einem ſolchen Director, ſagen ſie überall laut, wollten ſie keine Geſchenke machen. Sie werden von den Städtern als frech und anmaßend getadelt, aber wer hat Recht? —

Den 22. März.

Ich beſuchte heute meinen Freund Nolten in ſeinem Hauſe, und das Geſpräch kam ſogleich auf das bevorſtehende Jubiläum. Es macht ihm am meiſten Freude, naheliegende, in der Erfahrung gegebene, einzelne, ſtädtiſche Vorfälle, wie ſie das Leben bringt, zu beſprechen und dieſelben von ihrer ſittlichen Seite, nach ihrem Werthe oder Unwerthe, nach ihrer Zweckmäßigkeit oder Schädlichkeit, in ſeiner Weiſe zu beurtheilen und einzelne Bemerkungen über ſie zu machen. Von allgemeinen, ganz fernliegenden Gegenſtänden, die das vorliegende Leben nicht berühren, und auf die einzuwirken keine Hoffnung gegeben iſt, ſpricht er dagegen nicht gerne.

Nach dieſer Eigenthümlichkeit ſeiner Natur ließ er ſich nun auch über das bevorſtehende Jubiläum aus. —

Ein fünfundzwanzigjähriges Dienſtjubiläum! rief er aus. Es iſt eigentlich ſchon an ſich eine Thorheit, ein lächerliches Kinderſpiel!

Da ſtellt ſich ein Mann von 45 Jahren, ein homo juvenis, hin, und ſchämt ſich nicht, ſich einen Jubelgreis ſchelten zu laſſen! Ein blühender, kräftiger Mann, der

noch nach wie vor an allen Freuden und Genüssen der Welt Antheil nimmt! Er läßt sich die Verdienste während seiner langen Amtsthätigkeit vorerzählen! Er, der eigentlich erst anfängt, etwas zu leisten, nimmt eine Miene an, als ob er es schon geleistet hätte! Wenn man im Mannesalter schon zum voraus nimmt, was dem Greisenalter gehört, was will man denn diesem geben? welche Auszeichnung bleibt denn noch für's Alter?

Diesen Gedanken fand ich sehr richtig und ich setzte ihn verallgemeinernd fort, indem ich zufügte: Es ist heute eine sonderbare Hast, ein Jagen und Drängen in unserm Leben; alles wird vorausgenommen, vorausgenossen, ehe es reif ist.

Ja wohl, bestätigte er; zehnjährigen Knaben giebt man den Schiller in die Hände, sechsjährige Mädchen führt man auf den Ball, und junge Männer sind bei uns schon verdienstbeladene Jubelgreise. Auf ähnliche Weise wollen unsere Mystiker schon zum voraus in diesem irdischen Leben die Seligkeit des Himmels genießen. Es ist dieselbe Erscheinung! Wartet doch, ihr Mystiker, bis ihr todt seid, wartet doch, ihr Verdienstmänner, bis ihr alt seid!

Ich erzählte nun, auf welche Weise L. dieses Fest eingeleitet habe, wie alles in dieser Sache nur von diesem einzelnen Manne ausgehe, und welche Absicht ihn nach der Vermuthung Dahlheims dabei leite. Dieß zu hören, war ihm so interessant, als es ihn entrüstete.

Ich weiß es wohl, rief er aus, daß ohne solche Machinationen niemand auf den Gedanken kommen wird, euerm Director eine solche Huldigung zu bringen. Er

hat offenbar euere Schule ganz in Verfall gebracht. Er ist durch seine Vergnügungssucht, durch seine Gesellschaftswuth ganz verkommen. Ich stelle mir vor, er muß das Gespötte euerer erwachsenen Schüler sein. Das Urtheil der Jugend läßt sich durch gravitätischen Anstand und durch Wortschwall nicht bestechen. Es sieht durch, wo keine Einsicht und Kraft ist.

Wenn wir ihn durch dieses Mittel los würden, meinte ich, hätten wir allerdings gewonnen.

Diese Hoffnung ist ungewiß, wandte Nolten ein, aber das Sittenzerstörende solcher Feste ist ausgemacht.

Ich wünschte eine nähere Erklärung seiner Ansicht.

Das liegt am Tag. Euer Director müßte seinem Verdienste nach höchstens ganz ignorirt werden. Nun wird er belobt, ihm wird öffentlich gehuldigt. Was folgt daraus? Der Fahrlässige wird in seiner Nachlässigkeit getröstet, bestärkt und gesichert. Er lebt sorgloser in seiner bisherigen Gewohnheit fort, und wer nicht nachlässig ist, wird es durch ein solches Fest. Nur wenige spornt die Sache selbst zur Trefflichkeit an, und wo der Untauglichkeit gehuldigt wird, werden die meisten in ihrem Eifer lau werden. Aber der Mittelmäßige — und mittelmäßig sind die meisten Menschen! — ist ja schon aufgebläht und überschätzt seine Siebensachen. Sieht dieser nun den Verdienstlosen als einen Verdienstvollen behandelt: wie muß seine Einbildung einem solchen gegenüber wachsen! Hat jener Kränze empfangen, so ist für ihn gewiß eine Krone nicht zu viel, und in diesem Wahne wird der Aufgeblasene unerträglich und sinkt unter seine eigene Mittelmäßigkeit hinab.

Wenn man aber weiß, verſetzte ich, wie wir alle im Lehrercollegium, welchen Urſprung dieſe ganze Feſtlichkeit hat, ſo möchten ſolche Nachtheile doch nicht in dieſem Grade zu befürchten ſein.

Immerhin! erhielt ich zur Antwort, ſo iſt doch ein ſolcher Hergang ſelbſt wahrlich für keinen Lehrer erhebend, ſondern für jeden niederſchlagend und für den redlichen empörend! — Siehe aber, welchen verderblichen Eindruck ſolche Feſte, die nicht ganz mit lauterer Geſinnung gefeiert werden, auf das Publikum machen müſſen! Jeder der Feſttheilnehmer weiß es, heller oder dunkler, wie die Sache eigentlich ſteht. Durch ſolche Lobpreiſungen und Huldigungen werden nun die Hellſehenden dazu vermocht, daß ſie bei ſich denken und insgeheim unter ſich ſagen: Es findet ſich in unſerm Leben doch keine Spur von Wahrheit und Lauterkeit mehr! Alles iſt Lug und Trug, und die feilſte Geſinnung darf frech genug ſein, öffentlich hervorzutreten und ſich hinter dünn gewobenem Scheine zu zeigen, wenn ſie nur ſchmeichelt. So wird alles Vertrauen zum öffentlichen Leben zerſtört, ſo daß jetzt das Geheime in Titel und Sache für allein wahr und ehrenwerth, das Oeffentliche aber für erlogen und gemein gehalten wird. Der andere Theil des Publicums hat guten Willen, Gemüth, aber keine Einſicht — deſſen ſittliches Gefühl wird durch alle ſolche Feſte geradezu verdorben. Die ſo hochgeſtellte Erbärmlichkeit oder Mittelmäßigkeit wird zum Gegenſtand ſeiner Verehrung, das Gute ihm entrückt, und das Gemeine zu ſeinem Idol gemacht. Sind ſolche gefeierte Perſonen ſchon durch ihren Rang in der Geſellſchaft hochgeſtellt, ſo wird in dieſen gutmüthigen

Leuten die Meinung begründet, es gehöre nur der Rang dazu, um lobenswerth zu sein, weil in der That gewöhnlich nur der Rang dazu gehört, um gelobt zu werden. Kurz, solche unlautere Feste sind eine Schule der Unsittlichkeit.

Ich mußte ihm Recht geben.

Es ist in der That zu bedauern, fügte ich hinzu, daß unser Leben von so wenig großartigen, wahren Interessen bewegt wird, so daß sich das Wohlwollen der Leute an das Nichtige und Hohle hängen muß.

Ganz richtig! sagte der Freund. Jetzt siehst du die Sache mit meinen Augen an. Belebten höhere Gedanken und Ideen unser Leben, es würden jetzt gewiß nicht so viele Jubelfeste, es würden nicht allein nur persönliche Feste gefeiert werden. Wenn alle Jubilarien der jüngsten Zeit wirklich so ausgezeichnete, so patriotischgesinnte Männer wären, — es stünde wahrlich besser mit uns! Es ist doch nicht jeder, der fünfundzwanzig oder fünfzig Jahre im Amte gestanden hat, einer solchen ehrenden Auszeichnung aller seiner Mitbürger werth! Wenn jetzt aber einige Freunde dem Ersten Besten ein solches Fest bereiten wollen, so können sie ganz leicht die ganze Stadt in Bewegung bringen. Es ist kein öffentliches Interesse vorhanden, und jeder sehnt sich doch bisweilen aus seinem Tagewerk heraus zum gemeinschaftlichen Genuß, zur allgemeinen Freude. Das liegt in der menschlichen Natur. So wird dann oft ein solches Fest eine allgemeine Bürgersache, welches nur Privatangelegenheit, ein Familien- und Freundesfest hätte bleiben sollen.

Weil wir nichts Oeffentliches haben, bekräftigte ich, ſo nehmen leicht allerhand Privatdinge die leere Stelle ein.

So iſt's! ſchloß er, indem er von ſeinem Sitze aufſtand. Aber was thun wir, Freund, bei dieſem Jubiläum? — Zurückziehen dürfen wir uns nicht. Alles zu Hauſe ſitzen bleiben, und die Leute wirthſchaften laſſen, taugt nichts. Es iſt einem in der Zeit doch nicht wohl zu Hauſe, und man bringt nichts zu wege. Wenn man dabei iſt, ſieht und lernt man doch etwas, wenn auch nur — ein umgekehrtes Ideal. Und wenn wir manchen Mißſtand näher betrachten, ſo ſehen wir manches, was unſer Gemüth wieder verſöhnt und uns zum Wohlwollen ſtimmt. Du, Romeo, beſonders darfſt nicht ſo viel zu Hauſe ſitzen, ſonſt verſauerſt Du. Wir müſſen am Feſte Antheil nehmen, und, wo möglich, die Gedanken und Geſinnungen der Leute auf etwas Würdiges zu lenken ſuchen. Das iſt unſere Aufgabe, und Du darfſt nicht fehlen!

Ich willigte ein. Wir ſchieden.

Den 22. März.

Als ich in der freien viertel Stunde mit Dahlheim im Gymnaſialhofe auf- und abging, um einige Züge reiner Luft einzuathmen, ſchloß ſich im Vorbeigehen L. mit einigen Collegen an uns an. Er fand es für gut, ſich von freien Stücken zu entſchuldigen, daß Dahlheim nicht zu jener Lehrerverſammlung, wo man ſich über die Einrichtung des Jubiläums berieth, von ihm eingeladen wor-

den war. Er ſagte, dieſe Zuſammenkunft müßte durchaus nicht als eine amtliche Lehrerconferenz betrachtet werden, weil der Gegenſtänd jener Berathung ganz und gar nicht in dem Kreiſe dieſer liege. Hierbei lud er ihn zur Theilnahme an dem bevorſtehenden Feſte ein.

Dahlheim forderte ihn dagegen zur Erklärung auf, ob er ihn, ihn allein abſichtlich oder unabſichtlich von jener Verſammlung ausgeſchloſſen habe? L., welchem der Schuldiener vermuthlich unſere Erkundigungen und ſeine Geſtändniſſe hinterbracht hatte, gab zur Antwort, er habe ihn allerdings vorſätzlich nicht einladen laſſen, deßwegen aber könne ſich Dahlheim nicht gekränkt fühlen, denn zu einer vorhergehenden Berathung über dieſe Sache habe er überhaupt nur einige Collegen zu ſich beſchieden.

Wenn Sie mich aber abſichtlich nicht eingeladen haben, rief Dahlheim, warum ſagten Sie dann dem Romeo, der Famulus müſſe es vergeſſen haben, mich einzuladen? Wenn Sie die Ueberzeugung hatten, nichts Unrechtes gethan zu haben, warum ſagten Sie die Unwahrheit? Hierüber will ich Ihre Rechtfertigung hören!

L. äußerte ſich ganz gelaſſen dahin, wenn er früher etwas der Art zu mir geſagt habe, deſſen er ſich nicht mehr genau entſinne, ſo müſſe ihn im Augenblicke, wo er andere Dinge im Kopf trug, ſein Gedächtniß getäuſcht haben. Vielleicht habe er ſich auch nicht beſtimmt gegen mich ausgedrückt oder ich ihn beim Geräuſche des Weggehens und weil ich ſelbſt in einer leidenſchaftlichen Stimmung geweſen ſei, nicht richtig verſtanden und gehört. Auf jeden Fall ſei der ganze Vorfall eine ſolche jämmerliche Kleinigkeit, das nur das feindſeligſte Gemüth ſe

zum Vorwand machen könne, ſich ſeines Ingrimms zu entladen.

Sie mögen ſelbſt wiſſen, ſprach Dahlheim, ob das ſchlechte Gedächtniß oder das böſe Gewiſſen Sie zu Romeo anders ſagen ließ, als Sie jetzt ſprechen, jetzt ſprechen müſſen! Mich werden Sie durch ſolche Redensarten nicht von meiner Meinung abbringen!

„Mäßigen Sie wenigſtens Ihre Stimme, damit wir uns nicht zum Scandal unſerer Schüler machen, die hier auf dem Platze herumlaufen! Das darf ich doch von Ihnen fordern, wenn ich es Ihnen auch ſelbſt überlaſſen muß, ob Sie es Ihrer Ehre angemeſſen finden, von Ihren Collegen immer das Schlimmſte zu argwöhnen. — Wollen Sie an dem Feſte Antheil nehmen?“

Nein, rief er, ich werde keinen Antheil nehmen. Ich will keinen Beitrag geben, keine Schmeichelreden hören, keine niederträchtige Geſchenke machen, keine Langeweile bei dem Eſſen haben. Ich ſchließe mich von allem, von allem aus! Ich will meinen Unwillen, meine Empörung über dieß niederträchtige Jubiläum allenthalben laut werden laſſen, und will Schmach und Schande über die elenden Speichellecker ausrufen, von denen dieſes unſittliche Feſt ausging. Sehen Sie, Herr L., ſo zu reden und ſo zu handeln, das halte ich meiner Ehre und Würde für angemeſſen! —

Er ließ uns ſtehen und ſtürmte gegen das Schulgebäude fort, kehrte aber an der Thüre wieder um, und indem er auf mich zuging, ſprach er: Halte Du die Stunde für mich in Quarta! Du haſt dieſe Stunde frei!

Ich kann jetzt unmöglich unterrichten! — Ich übernahm die Lehrstunde mit Bereitwilligkeit.

Den 25. März.

Den Abend ging ich mit Sabel zu Dahlheim. Sabel nahm das Wort und suchte es ihm auseinander zu setzen, daß er Unrecht habe, sich der Ehrenbezeugniß eines Mannes so störend entgegenzusetzen, der doch ein gutmüthiger Mensch sei und das Gute wolle. Aber Dahlheim ließ sich auf gar keine Erörterung ein, sondern sagte kurz, er habe seine Ueberzeugung und wolle andern Leuten die ihrige lassen. Hierauf meinte Sabel, es sei doch nicht wohlgethan, daß Dahlheim die collegialische Freundschaft und das friedliche Zusammenwirken auf eine so ungestüme Weise zerstöre. Die andern Lehrer alle hätten doch einmal dieses Fest beschlossen, und da müsse der Einzelne sich nicht allein entgegensetzen, sondern sich dem Collegium fügen. In Dingen, die das Amt betreffen! erwiederte Dahlheim. Aber dieses Fest geht ja, wie man mir sagt, über die Amtsverhältnisse hinaus, deßwegen bin ich nicht zur Einstimmung und zum Stillschweigen verbunden. Ueberdieß habe ich von einem collegialischen Zusammenwirken noch nichts gemerkt, und ein offener Streit und Krieg ist mir hundertmal lieber, als ein so unredlicher, erlogener Friede.

Hierin mußte ich Dahlheim, ungeachtet ich ihn gern der Bitte Sabels gemäß, mit ihm beschwichtigt und be-

gütigt hätte, Recht geben. Gewöhnlich, sagte ich, weiß man es nicht genug zu loben und zu preisen, wenn die Lehrer einer Anstalt mit einander in Friede und Eintracht leben. Man kann sich aber einen Fall denken, wo dieser freundschaftliche Zustand grundverderblich ist und der Streit als die Bedingung des Bessern herbeigeführt werden sollte. Wenn nämlich die Lehrer alle zusammen lau, träge und schlaff wären, so könnten sie bei dieser Beschaffenheit ihrer Amtsverwaltung mit einander in der vollkommensten Harmonie leben, um so mehr da aus Furcht, die eigenen Blößen aufgedeckt zu sehen, keiner den andern stören würde. Und es müßte erst ein Tüchtiger unter diese Friedlichen treten, und einen rüstigen, kräftigen Streit anfangen, wenn dem Unwesen gesteuert und der Schule geholfen werden sollte!

Es ist auch sehr unklug von Dir gehandelt, fuhr Sabel in seinen Ausstellungen fort, daß Du Dir durch Deine harten rücksichtslosen Worte die unversöhnliche Feindschaft unseres Collegen L. zuziehst, und Du machst Dich bei den übrigen Collegen dadurch gewiß auch nicht beliebt. Warum willst Du Dich in solche schlimme Händel und Unannehmlichkeiten verwickeln? Folge meinem Rathe, der ich schon länger als Du hier am Gymnasium arbeite, und immer mit allen Collegen in gutem Vernehmen stand. Nimm nicht alles so genau und haarscharf mit den Leuten, und sei etwas freundlicher und zuthunlicher gegen sie, so wirst Du mit ihnen gewiß leichter fertig werden, und Dir das Leben nicht so verbittern. Sei versichert, Freund, daß ich es gut mit Dir meine und zu Deinem eigenen Besten rede!

Dahlheim hatte dieſe und ähnliche, etwas langgedehnten Ermahnungen kaum anzuhören die Geduld gehabt und mehrmals den Anſatz genommen, ihn zu unterbrechen. Ich weiß wohl, ſprach er, daß ſie darauf ausgehen, mir auf alle Weiſe zu ſchaden. Sie möchten mich ſogar abſetzen, wenn ſie's könnten. Aber es wird ihnen nicht gelingen! Laſſ' nur Alles vor die Schulbehörde kommen! Aber ſie ſcheuen es. Ich brauche ſie nicht zu fürchten, aber ſie mich. Und ich ſollte vor der Schlechtigkeit ſchweigen und ich ſollte mich der Schlechtigkeit fügen? Ich begehre ja nichts von ihnen, ich bettele um keine Zulage und ſupplicire nicht, in eine beſſere, höhere Stelle einzurücken. Ich brauche die Wahrheit nicht der Klugheit, die Redlichkeit nicht den Rückſichten aufzuopfern, und will mir den einzigen Genuß, den ich noch habe, nicht rauben, meiner Ueberzeugung gemäß zu handeln. Glaube mir, Sabel, ich weiß am beſten, was ich in meinen eigenen Angelegenheiten zu thun habe!

Als Sabel den Freund ſeinem Rathe unzugänglich fand, verließ er ihn, nicht ohne einige Empfindlichkeit zu verrathen, denn er hätte doch geglaubt, daß wenigſtens ſeine freundſchaftliche Geſinnung anerkannt werden würde. Ich blieb noch zurück.

Wie mir dieſer breite Menſch zuwider iſt, rief Dahlheim aus, als wir allein waren. Und ein Mann, der ſo wenig eigenes Urtheil hat, will mir einen Rath geben, wie ich es anzufangen habe, — um nach ſeiner Weiſe glücklich zu ſein! Ich kann gar nicht begreifen, wie Du und Rolten an einem ſo gewöhnlichen Menſchen Gefallen finden könnt!

Er hat sich leutselig und freundlich an uns angeschlossen, erwiederte er, es wäre gewiß inhuman, ihn abzuweisen und ihn so des Vortheils zu berauben, welchen a vielleicht aus unserm Umgang schöpfen kann. Auch suchen wir uns ja nicht immer Menschen von hervorragenden Geisteskräften zu Freunden, sondern fühlen uns eben so sehr durch Gemüthlichkeit und die andern Talente des Herzens, als die des Kopfes angezogen. Und ich meine, daß Du unsern Sabel zu einseitig, zu nachtheilig und nicht ganz billig beurtheilst.

„Da irrst Du Dich gewaltig, wenn Du meinst, ein so eingebildeter Mensch könnte durch euere Gesellschaft noch etwas lernen. Er meint in seiner Bildung höher zu stehen, als ihr alle, und durch die Freundschaft, durch die ihr ihn auszeichnet, bestärkt ihr ihn in dieser Meinung und verrückt ihm den Kopf ganz und gar."

Den 27. März.

Nolten hatte darauf gedrungen, daß unser Kränzchen wieder gehalten werden sollte. Wir mußten es wegen leicht zu beseitigender Hindernisse nicht so leichtsinnig auf, schieben und aussetzen. So wurde denn das „Gelehrtenkränzchen" nach langer Zeit wieder gehalten und zwar am Vorabend des Jubiläums. Denn durch dieses elende Fest, sagte Nolten, müßten wir unsere gesellschaftlichen Genüsse nicht unterbrechen lassen! Wir kamen alle zusammen,

außer Ernst, welcher von uns nur noch mit Nolten einigen Umgang hat.

Ich wurde von Nolten sogleich aufgefordert, einen Aufsatz vorzulesen, denn an mir war die Reihe. Wenn sich Unerfreuliches im Leben ereigne, dann müsse man besonders auf einem wissenschaftlichen Felde Erheiterung und sittliche Belebung suchen. Ich holte jenen schon längst geschriebenen Aufsatz herbei, worin ich die Ansicht aufstellte, daß die Philosophie der Hauptbildungsgegenstand auf Gymnasien sei, und las denselben dem Kreise der Freunde vor.

Als ich zu Ende war und eine augenblickliche Stille entstand, bat ich die Freunde, sie möchten unsern Statuten gemäß, meine Gedanken durch ihr ausführliches Urtheil entweder widerlegen und berichtigen oder bestätigen. Denn es sei mir sehr viel daran gelegen, zu wissen, ob ich recht habe oder nicht, und ich gestand, daß ich mich deßwegen diesem Kränzchen, wo ich meine Abhandlung würde vorlesen können, längst entgegengesehnt hätte.

Nolten schwieg und sah die beiden andern an, indem er sie zuerst ihre Meinung sagen lassen wollte. Das Wort müsse herumgehen, und in Schulsachen müßten die Laien zurücktreten. Dahlheim wollte reden, aber der mir zunächst sitzende Sabel, welcher mit ihm zu gleicher Zeit zu sprechen angefangen hatte, und eine geläufigere Sprache hat, behielt das Wort.

Dein Vorschlag, Romeo, ist allerdings schön, sagte er mit einer etwas wichtigen Miene, aber ich fürchte, daß er vielen Schwierigkeiten unterworfen ist und nicht ausführbar sein wird. Wenn Du verlangst, daß alle Gymnasiallehrer Philosophen sein sollen, so nimmt sich dieses

freilich ſonderbar und ſogar lächerlich aus, denn man ſieht nicht ein, warum der Geſang- und Zeichenlehrer, oder die, welche in untern und mittlern Claſſen Naturgeſchichte, Geographie, Rechnen oder Grammatik lehren, gerade Philoſophen ſein müſſen, um ihren Unterricht gut und bildend zu ertheilen. Dieſe müſſen ihre Lehrgegenſtände den Knaben praktiſch und zum Theil mechaniſch einüben, und wenn ſie ihr Fach verſtehen und dabei Lehrerübung und Geſchick haben, ſo werden ſie in ihrem Fache gute Lehrer ſein. Dagegen wäre ihnen die Philoſophie für ihren Wirkungskreis ganz unnütz und könnte ihnen leicht gefährlich werden, denn ſie könnten leicht verſucht werden, mit den Schülern philoſophiſche Räſonnements anzuſtellen, ſtatt ihnen reelle, poſitive Kenntniſſe beizubringen. Außerdem haſt Du nicht bedacht, Romeo, daß es ſchwer ſein würde, ſo viele Philoſophen aufzutreiben, als wir Lehrer bedürfen. Jetzt ſind ſicher nicht ſo viel da, und es iſt wohl auch keine Hoffnung vorhanden, daß für die Zukunft eine hinreichende Anzahl gebildet werden könnte, denn nur ſehr wenige Menſchen haben philoſophiſches Talent. Endlich muß ich Dir noch etwas einwenden, was ich mir auch, während Du vorlaſeſt, hier in meiner Briefkaſche aufgezeichnet habe, und was ich für den triftigſten Gegengrund halte. Ich glaube nämlich gar nicht, daß die Philoſophie einen ſo überwiegend bildenden Einfluß habe, als Du annimmſt, ſondern daß ſie ganz zufrieden ſein könne, wenn ihr, als der jüngſten, die noch auf unſichern, ſchwachen Füßen wankt, und ohne fremde Beihülfe gewiß nie gehen lernt, von ihren ältern, geſetztern Schweſtern gleiches Recht eingeräumt wird.

Ich wollte mich vertheidigen, da aber der aufmerksam, gespannt, innerlichthätig zuhörende Nolten das Wort ergriff, trat ich sogleich zurück.

Einen Einwand muß ich sogleich beseitigen. Zweierlei Anlagen hat jeder Kopf, wenn er auch kein großer ist, nämlich mathematische und philosophische. Jeder Mensch ist eigentlich von Natur aus ein Mathematiker und ein Philosoph, und es kommt nur darauf an, die jedem innwohnende Mathematik und Philosophie jedem zum Bewußtsein zu bringen, den verborgenen Geistesschatz jedem zu seinem wahren Eigenthume zu machen, mit dem er nach Gefallen schalten und walten könne.

Als Sabel dagegen fragte, woher es denn in diesem Falle käme, daß so wenige sich für Philosophie interessirten und noch wenigere sich mit ihr beschäftigten, sagte Nolten wie aus meiner Seele:

„Von unserm verkehrten Unterricht! Wir unterdrücken durch den Wust unseres historisch-antiquarisch-philologischen Unterrichts die Regungen des philosophischen Geistes, wenn er im Jüngling auf dem Gymnasium wach wird, und nachher wenn die Lust schon zum Theil erstorben ist, meinen wir den jungen Mann dadurch für Philosophie zu begeistern und philosophisch zu bilden, daß wir ihn nöthigen, ganz unvorbereitet, ganz unthätig auf Akademien langen unerquicklichen philosophischen Vorlesungen zuzuhören. Wenn wir einen Menschen bis zu seinem zwanzigsten Jahre keine Musik hätten lernen lassen und ihn nun plötzlich in ein großes Concert brächten und sagten: Hier lerne dadurch Musik, daß du zuhörst, so würde man an unserm guten Verstande zweifeln. Eine ähnliche Ab-

geſchmacktheit begehen wir darin, wie wir jetzt für philoſophiſche Bildung der Jugend ſorgen! Zuſammenhängende Vorträge nützen blos dem ſchon Eingeweihten, den Einzuweihenden helfen ſie ſo wenig, als ein herrliches Concert einem ungebildeten Ohre. — Lange hat man geſagt, mathematiſche Köpfe ſeien ſo ſelten, bis man endlich die Mathematik lehren lernte. Da änderte man ſchnell ſeine Meinung. So wird es auch mit der Philoſophie gehen!"

Ja, ſetzte ich nachſinnend und langſam ſprechend (denn mir war das, was ich aus mir herausentwickeln wollte, ſelbſt noch nicht recht klar) hinzu, es kommt mir vor, als ob die philoſophiſchen Geiſtesregungen dem gemeinen Leben näher lägen und häufiger und vielſeitiger in daſſelbe eingriffen und uns mehr und ſtärker bewegten, als die mathematiſchen, die doch auf eine ganz enge Sphäre unſeres Innern beſchränkt ſind, ſo weit dieſe wenigen Grundbegriffe auch ausgeſponnen werden können, und welche uns als Menſchen auch weniger intereſſiren und berühren. Iſt dieſes wahr, ſo iſt in unſern Anlagen ein größeres Intereſſe an Philoſophie, als an Mathematik begründet, und es wäre ein Widerſpruch der weiſen Oekonomie der Natur, wenn ſie zwar dieſes Intereſſe ſo groß gemacht, das Talent aber, es zu befriedigen, unzureichend gelaſſen hätte.

„Ganz richtig!" beſtätigte Nolten. „Ein wahrer, tüchtiger philoſophiſcher Unterricht wird mehr Schüler finden, als ein guter mathematiſcher! Die Mathematik, mag man ſagen, was man will, iſt jedermanns Sache nicht; aber man müßte ſeine Menſchheit ausziehen, um philoſophiſche

Selbstverständigung nicht lieb zu haben. Nur an dem Namen stoßen sich manche, nur das abstruse Systematisiren und den Formelnkram fliehen manche, nur durch den Mißbrauch lassen sich manche irre machen, nur die Zänkereien der Schulen und die verkehrten Unterrichtsmethoden sind manchen, sind allen verhaßt und verleidet: aber alle Menschen sind eigentlich praktische Philosophen, wenn auch nicht der rechten Art; sie philosophiren, so oft sie über geistige Dinge denken oder sprechen d. h. jeden Augenblick, gut oder schlecht, sie üben die Philosophie immer ohne Bewußtsein falsch oder richtig. Was nun jeder immer thut, das mit Bewußtsein und richtig thun — also philosophiren zu lernen, das halte auch ich wahrlich! mit unserm Romeo für die höchste theoretische Bildung!"

„Romeo!" rief hier Dahlheim und seine trüben Gesichtszüge verklärten sich zu einem seltenen Schimmer der Freude. „Ich will Dir es bekennen und es nicht in mir zurückhalten: — ich bewundere Dich, ich bewundere Deine herrliche Naturanlage, Deinen trefflichen Geist! Habe Dank für Deinen Aufsatz, der mich labte und erhob, ich kann Dir nicht sagen wie! Du hast die wunderbare Fähigkeit in Dir, alles was sich Dir anbietet, auf einen höchsten idealen Standpunkt zu erheben und von hieraus richtig und umfassend zu beurtheilen. So hast Du hier den philosophischen Unterricht auf Gymnasien nach seinem idealen Endzwecke gewürdigt und von da aus das ganze höhere Unterrichtswesen beleuchtet. Das ist Deiner Natur eigenthümlich und nothwendig und Du hast diese blinde Naturnothwendigkeit durch philosophische Studien zur edelsten Freiheit erhoben, daß Du alles von dem allgemein-

sten Standpunkte umsichtig und großartig anschaust und beurtheilst."

Ich meinte dagegen, Dahlheim möchte doch in seinen freundschaftlichen Ergießungen etwas vorsichtiger im Ausdrucke sein, sonst könnte ich leicht in Eitelkeit und Selbstgefälligkeit verfallen, besonders da man von ihm Lobeserhebungen selten hörte.

„Ich lasse sonst den Menschen gern ihre Habseligkeiten", fuhr er fort, „aber Dich, Romeo, könnte ich beneiden wegen Deines philosophischen Geistes. Wenn ich der größte Feind der Philosophie wäre, so würde ich wahrlich! durch Dich bekehrt worden sein. Denn an Dir sehe ich es im Beispiel, daß der philosophisch Gebildete allein fähig ist, die menschlichen und göttlichen Dinge umfassend und allseitig, also richtig und vom höchsten Standpunkte aus, also würdig zu beurtheilen, und daß ohne sie alles unser Urtheilen gerade im Wichtigsten ein blindes Rathen, Herumtappen und ungewisses Fühlen ist. Ja, nur nach philosophischer Bildung lohnt es sich zu streben, und wer diese hat, dem wird jede andere leicht zufallen, und wenn diese ihm nicht zu Theil wird, wird er sich über ihren Mangel leicht trösten können!" —

„Ich mag Deinen Eifer nicht dämpfen und gebe Dir im Ganzen Recht", sagte Nolten. „Solltest Du auch etwas zu weit gehen, so kann es doch nie schaden, wenn man eine Kunst oder Wissenschaft auch etwas überschätzt. In unserer Liebe zu dem geistig Schönen bleiben wir gewöhnlich unter dem rechten Maß zurück, es zu überschreiten, wäre schön und rühmlich, haben wir aber so leicht nicht zu besorgen. Auch ist es nicht wahr, daß unsere geistige

Liebe ausschließend und beschränkend sei, daß wenn wir Einem geistigen Gute mit ganzer Seele huldigen, wir allen andern Abbruch thun. Alle edlen Wissenschaften und Künste sind organisch zu einem Ganzen verbunden, und wer für Eine glüht, liebt alle andern. Die augenblicklich zurückgesetzten treten von selbst wieder in ihre Rechte ein. — Dessen ungeachtet vermisse ich Einiges in dem Aufsatze unseres Romeo. Aber es ist besser, daß wir vorher die Einwendungen Sabel's auszugleichen suchen."

Nun, sprach ich, den einen Einwand, daß das philosophische Talent so selten sei, hast Du selbst widerlegt, Nolten; und was die streitige Würde der Philosophie anbelangt, so wollen wir der Begeisterung Dahlheims glauben, daß die Philosophie wirklich die erste der Wissenschaften sei. Denn wenn wir dieses heute noch ausmachen wollten, so würden wir doch zu keinem Ende mehr kommen! — Die andern Einwürfe Sabel's sind aber nicht schwer auszugleichen. Der Gesang-, Zeichen-, Rechen-, Sprachunterricht und die andern Lehrgegenstände, die Sabel anführte, brauchen allerdings nicht von Philosophen ertheilt zu werden. Aber diese und alle andere Unterrichtsobjecte in den untern und mittlern Classen sind ja auch nur die sinnliche Grundlage und Vorbereitung der philosophischen Ausbildung, die ich nur als Endzweck der Gymnasialbildung bezeichnete. Aber auch dieser Unterricht müßte eigentlich mit philosophischem Geiste ertheilt werden, und wird es auch, wenn er gründlich und allgemein bildend ist. Daß aber philosophische Ausbildung irgend einem Menschen zu irgend einem geistigen Geschäfte, also auch irgend einem Lehrer schaden und gefährlich sein

sollte, läugne ich ganz und gar. Unfruchtbare Räsonnements findet man nur bei unklaren und seichten Köpfen, denen eben die Philosophie abgeht. Der Philosoph ist klar, bestimmt, einfach, wortkarg, er weiß es am besten, welcher Unterrichtsstoff sich für eine gegebene Lebensstufe schickt, und in welcher Weise zubereitet er für sie sein muß, und er schätzt am richtigsten den Werth aller besondern, positiven historischen Kenntnisse in sich und für die Verstandeserziehung der Jugend. Wenn daher die Lehrer der untern Classen auch keine eigentlichen Philosophen sind, so müssen sie als Gymnasiallehrer doch nothwendig philosophische Bildung haben.

Hierüber wurde noch weitläufig hin und her gesprochen, und Sabel gab manches zu, wollte sich aber doch nicht ganz überzeugen lassen. Er stimmte oft in die Gründe ein und läugnete die Folgen, er sah meine Behauptung in besondern Beispielen ein, konnte aber das allgemeine Gesetz nicht fassen, und wenn ich ihn für befriedigt hielt, brachte er schon beseitigte Einwürfe von neuem vor. Ich überzeugte mich endlich, daß alle Mühe verloren wär, wenn es mir nicht vorher gelänge, mich mit ihm über die Bedeutung der Philosophie überhaupt zu verständigen. Dieß konnte aber nur das Werk einer langen Zeit sein.

Indem ich hiervon abbrach, wünschte ich von Nolten zu wissen, was denn er an meinem Aufsatz auszusetzen habe. Er sagte mir, ungeachtet meine Abhandlung sehr ausführlich sei, gebe sie doch kein klares Bild, wie ich eigentlich die Philosophie betrieben wissen wolle. Ich möchte daher an irgend einem philosophischen Gegenstande ein eigenes Beispiel geben, wie ich meine Schüler zum Phi-

losophiren anleite. Dieß versprach ich denn endlich auch auf das Zureden Dahlheims. „Das was ich aber eigentlich auszusetzen habe", fügte nun Nolten noch hinzu, „ist Deine Ansicht über den Unterricht in den alten Sprachen. Ich behaupte nämlich, daß unser ganzer philologischer Unterricht mit der philosophischen Ausbildung, wie ich sie mit Dir von den Gymnasien fordere, unverträglich ist, und daß der griechische und lateinische Sprachunterricht aus unserer Jugendbildung ganz ausgeschlossen werden muß."

Dieß Wort traf mich gewaltig! Aber Nolten wollte keine Aufschlüsse geben, er verspare sich vielmehr diesen Gegenstand auf das nächste Kränzchen, wo die Reihe, einen wissenschaftlichen Vortrag zu halten, an ihm sei. Es war auch schon spät, denn die Vorlesung meines Aufsatzes hatte viele Zeit weggenommen, und so konnte meine Ungeduld nicht befriedigt, meine Befremdung und mein Erstaunen nicht wohl gehoben werden. Wir gingen bald darauf freundschaftlich vergnügt auseinander, und ich eilte angeregt, aber auch innerlich beunruhigt, nach Hause.

Die ganze Nacht hindurch trieb ich mich in einem wunderbaren Gewirr von Träumen umher. Die Philologie erschien mir in Gestalt eines Weibes, und ward von meinen Freunde zu Gericht geschleppt. Die Kläger traten nun sogleich als ihre Richter auf, und untersuchten nicht ihre Sache, sondern nur, ob die Angeklagte aus dem Lande getrieben, oder getödtet werden sollte. Ihr war ihr Anwalt, aber mir war Stillschweigen auferlegt. Sie sprachen das Todesurtheil. Da hielt ich meine Angst, meine Empörung nicht länger; o ihr Ungerechten! o ihr Grausamen! rief ich. Sie aber wandte sich zu mir,

Fliehe, rief sie, fliehe! Nach mir werden sie dich zum Tode schleppen! Lebe wohl, mein Sohn! Ich stürzte fort, und meine Freunde verfolgten mich. Ich kam in eine unbewohnte Gegend, die immer schöner und herrlicher wurde, je weiter ich eilte. Endlich trat ich in einen Kreis ehrwürdiger Männer, und hier fand ich das edle Weib wieder, die mich eben noch zur Flucht ermunterte, sie hatte sich in Cäcilie verwandelt! und meine Freunde, die ich eben noch hinter mir geglaubt, kamen auf mich zu und gaben mir Gruß und Handschlag. Wie, sind' ich euch hier? O Cäcilie, find' ich dich hier wieder! Sie aber antwortete: Ich lerne hier hellenische Weisheit! Schau' dich um! Sieh', jener blinde Greis ist Homer! Dieses ausdrucksvolle, edle Sirenengesicht kennst du, und hier dieser Ehrwürdige mit der hohen, klaren Stirne und den ewigfrischen Rosen um das heilige Haupt ist dein göttlicher Platon! Hier, Romeo, sind wir ewig verbunden! — Ewig! wollte ich nachsagen, aber das Blut stockte, die linke Hand bewegte sich mir krampfhaft zum Herzen und ich erwachte mit einem schmerzlichen „ach!" — in die schale, handgreifliche, gemeinverständliche Wirklichkeit hinein, die schon der trübe Morgen schwach beleuchtete. Ich schloß meine Augen wieder, aber der Schlaf, der Traum kehrte nicht zurück.

Den 30. März.

Ich habe einen Tag vorübergehen lassen, um den Hergang des Jubiläums ganz chronikenmäßig beschreiben zu können. Zur bestimmten Morgenstunde verfügten wir uns sämmtliche Lehrer, Dahlheim ausgenommen, mit den Mitgliedern des Curatoriums in die Wohnung des jungen Jubelgreises. Er empfing uns elegant gekleidet, wie er es gewöhnlich auch sonst ist, in seinem sauber und festlich aufgeputzten Besuchzimmer im Kreise seiner Familie. Alsbald trat der College L. aus unserer Schaar hervor, während wir uns etwas zurück in Reih' und Glied aufstellten, und sprach in einer langen, zierlich gestellten lateinischen Anrede von der Liebe, der Achtung, der Verehrung des Curatoriums und des Lehrercollegiums gegen den verdienstvollen Jubelgreis, welcher der Schule schon so viele Jahre mit so vielem Ruhme und Glücke vorgestanden, und begrüßte den schönen, langersehnten Tag, an dem es uns allen vergönnt sei, unsere Gesinnungen öffentlich auszusprechen und unserer Zuneigung ein kleines öffentliches Denkmal zu setzen. Es waren allgemeine, hohle Phrasen, die aber ausgeschmückt waren mit aller Pracht der lateinischen Diction und vollgepfropft mit allen nichtssagenden Variationen der neurömischen Titulatur. Hierauf nahm der Held des Tages das Wort und sprach ebenfalls in geziertem Latein — denn wenn man lateinisch spricht, ist man ja vor jeder Anwandlung der Schaam geschützt und ist berechtigt, jede Lüge zu sagen — von seinem redlichen Eifer, welcher aber nur durch die Unterstützung der weisen Schulbehörde und die Eintracht seiner gelehrten Mit-

arbeiter dieſe erfreulichen Früchte getragen habe, ferner von ſeiner Hoffnung für die Zukunft, endlich von ſeiner Freude über das Glück dieſes Tages und von ſeinem Danke gegen ſeine Freunde und Vorgeſetzte. Während dieſes Actus war im Zimmer eine feierliche Stille, die Frau Directorin trocknete ſich aus Rührung über die Reden, die ſie nicht verſtand, die Augen, und ich bemerkte, daß ſogar der gutmüthige Sabel mit bewegter Theilnahme zuhörte. Hierauf gab der Director einem jeden von uns die Hand, indem er einige Worte ſagte, und wurde alsbald mit ſeiner Familie in die feſtlich geſchmückte Aula geführt, wo ſich das wohlgeborne Publikum der Stadt ſchon eingefunden hatte. Er wurde von einer Inſtrumentalmuſik, einem Geſange der Schüler empfangen, die Geſchenke wurden ihm überreicht, und hierauf wurde er von unſerm jungen Prediger — demſelben, der am Geburtstage des Fabrikherrn S. ſich auf eine ſo eigenthümliche Weiſe über den Verſtand losgelaſſen hat — förmlich wegen der großen Dienſte belobt, welche er dem hieſigen Schulweſen geleiſtet hätte. Jetzt abermals Muſik, und nun Ende der Feierlichkeit!

Das Allerſchlimmſte bei dem ganzen Feſte iſt, ſagte mir Nolten beim Herausgehen, daß die Schüler der erſten und zweiten Claſſe fehlen. Aber dieſen kleinen Mißſtand weiß man angemeſſen zu verbergen. Man hat die andern Schüler weit auseinandergeſetzt, damit man die Lücke nicht ſehen möchte. — Auch iſt nirgends von den Schülern die Rede geweſen, bemerkte ich, und doch ſollte dieſes eigentlich ein Schülerfeſt ſein. Am allerwiderwärtigſten war mir die ganz erſonnene Lügenrede des Predigers. Sie ließ

auch die ganze Versammlung kalt oder stieß sie vielmehr ab, und der feierliche Kanzelton machte im Contrast mit dem geringfügigen Gegenstand der Rede beinahe den Eindruck des Lächerlichen. — Sonderbar ist es, sagte Nolten, daß ein Geistlicher von einem solchen Glaubenssystem einen Mann so loben konnte, an dem auch nicht eine Spur von Religion und Frömmigkeit ist. So mit sich im Widerspruch handeln diese Leute!

Solche und ähnliche Bemerkungen waren unser alleiniger Gewinn aus der ganzen Feierlichkeit.

In einem großen Saal, welchen man mit so vielen Blumen und so vielem Laubwerke ausgeschmückt hatte, als man in der ungünstigen Jahreszeit hatte erhalten können, und in welchem auch einige Inschriften angebracht waren, versammelten sich weit über hundert Menschen zu einem großen Mittagsmahl. Nachdem die ersten nothwendigen Gesundheiten ausgebracht waren, trat allmählig Nolten hervor und war unerschöpflich in Toasten, ich aber stand ihm kräftig bei. Er leitete den Sinn der Anwesenden zu dem Höhern hin; er riß das Fest ganz von seiner Wurzel los, so daß der Jubilarius als Nebensache ganz in den Hintergrund trat und sich bald entfernte. Nun drängten sich alle Festfeiernden zu dem Orte hin, wo wir saßen, und Nolten war in der That die Seele der ganzen Versammlung. Er stimmte ein erhebendes Lied nach dem andern an, und theilte einige gedruckte Festgesänge, die er selbst für diesen Tag gedichtet und selbst hatte drucken lassen, und die nun nach bekannten Melodien mit Beifall und Jubel gesungen wurden. Aber sie enthielten kein Wort vom Jubelgreise, sondern verherrlichten den Tag.

die Stunde, wo man sich aus dem Werkeltagsleben zur freien Bürgerfreude versammelt habe. Zwischen allen diesen Gesängen brachten Nolten und ich wetteifernd Toaste allgemeinen Inhaltes oder allgemeiner Beziehung, über Bürgersinn, über Gemeinwohl, für die patriotischen Männer, die sich um das Schulwesen und andere öffentliche Anstalten verdient gemacht hatten, über die wahre Bedeutung „eines fünfzigjährigen, nicht eines fünfundzwanzigjährigen Jubelfestes." Der nicht kärglich fließende Champagner hob unsere Gedanken, belebte unsere Rede, unterstützte unsern Muth, und machte alle Anwesenden offen und zutraulich. Es ging so weit, daß manche der Gesellschaft ihren Tadel über dieß Jubelfest eines solchen Directors, ihren Tadel über seine Schmeichler und Lobhudler unverholen und laut aussprachen, ja, daß sogar einer den Primanern und Secundanern, die sich von diesem Jubelfeste ausgeschlossen hatten, ein Vivat brachte. Andere aber von gesetzterer Denkweise wiesen solche Redner zur Ordnung, denn man müsse sich die Fröhlichkeit dieser Stunde nicht stören, die mit dem eigentlichen Jubelfeste nichts zu thun habe. Dieß meinte auch Nolten, denn das Jubiläum sei nur die äußere Veranlassung, die Einfassung unserer Bürgerfreude, — und das Gemälde sei ja immer besser, als der Rahmen, der es einschließe! Weil Nolten es meinte, so unterblieben fernere Ausstellungen, und man lebte ganz des frohen Augenblickes, denn von Nolten ging alles aus, er war der Mittelpunkt, er schien wahrlich! der Held des Tages, der Gefeierte! Er sprudelte von Liedern, von Einfällen, von Toasten, von kleinern und größern Anreden an Einzelne oder an die ganze Ver-

ſammlung. Und was er ſagte, wurde beklatſcht, gelobt, bewundert! Ich ahmte ihn in ſeiner Thätigkeit nach, und ſprach manches auch nicht ohne Beifall. Unter andern machte er mit vieler überzeugter und überzeugender Beredſamkeit den Vorſchlag, ein allgemeines großes Jugendfeſt, ein Feſt der ganzen Schuljugend unſerer Stadt von der unterſten Elementarklaſſe bis zur Prima des Gymnaſiums zu feiern. Denn wir hätten überhaupt viel zu wenig — gar keine bürgerliche Feſte, geſchweige denn allgemeine Jugendfeſte, ja ſogar von unſern gewöhnlichen Schulfeſten, z. B. von dem heutigen, ſei die Jugend ganz ausgeſchloſſen. Und doch ſei nicht leicht etwas Schöneres zu denken, als ein ſolches Frühlingsfeſt der Jugend! was ſei herrlicher, als wenn Kinder, Knaben, Jünglinge ſich freuten? Ein ſolches Jugendfeſt werde gewiß ein Freudenfeſt für die ganze Stadt, für jeden guten Menſchen ſein. Denn jeder werde ſich der verſtändig und zweckmäßig angeordneten und geleiteten Freude der harmloſen Jugend erfreuen, werde ſich in die Blüthenzeit ſeines Lebens zurückſetzen, und aus der reinen Mitfreude, aus dem ſchönſten Anblicke des Kindergenuſſes als ein geläuteter, beſſerer Menſch hervorgehen! ein ſolches allgemeines Jugendfeſt werde einen veredlenden, ſittlich-beruhigenden Einfluß auf die ganze Stadt äußern! — Mehrere Einwendungen wurden wegen der ſchwierigen Ausführung und Anordnung eines ſolchen Feſtes gemacht, welche aber Nolten alle ſiegreich zurückwies und widerlegte. Ich war von dieſem neuen Gedanken ſehr ergriffen. Kommt her, alle ihr Lehrer unſerer Jugend, ihr mögt Elementar- oder Gymnaſiallehrer ſein, ihr mögt lehren, was ihr wollt!

Vereinigt euch brüderlich mit einander zu einem solchen herrlichen Jugendfeste, welches gewiß hundertmal mehr werth sein wird, als das, welches wir heute feiern! Ich will mich an euch anschließen, denn ich habe es als Arzt ja auch mit dem Menschen zu thun, und ich liebe den Menschen, und ich liebe die Jugend. So rief er und Begeisterung strahlte auf seinem Gesicht, ein leuchtendes Feuer glänzte aus seinen Augen. Hier gebt mir die Hand, und versprecht mir, euch zu einem solchen Feste zu vereinigen, zu dem harmlosesten, unschuldigsten, heitersten, unzweideutigsten Feste, welches gefeiert werden kann. Es war ihm nicht zu widerstehen: Er hat Recht, der treffliche Mann! es wäre ein herrliches Fest! erscholl es zu gleicher Zeit aus vielen ergriffenen, gerührten Herzen. Da kamen wir Lehrer, einer nach dem andern, zu ihm, und wetteiferten, ihm das Versprechen zu geben, selbst der kalte L. wurde zu ihm gestoßen, und mußte ihm die zögernde Hand hinreichen. Dem Vorschlag und seinem Urheber aber wurde alsbald von der ganzen Versammlung ein herzhinreißendes, vielfach wiederholtes Lebehoch gebracht.

Ich aber eilte, denn es war schon Abend geworden, von diesen Gedanken ergriffen und vom Weine erhitzt, nach Hause und warf mich abgespannt und ermüdet auf mein Lager, um wo möglich einige Augenblicke schlafen zu können. Halb wachend, halb schlafend drängte sich mein aufgeregtes inneres Leben in bunten, wilden Phantasien umher, und der Traum der vorigen Nacht setzte sich mir fort. Endlich brach ich in ein lautes Weinen aus. Nolten trat in mein Zimmer, um mich zum Ball abzuholen. Was fehlt Dir? rief er aus. — Ach, Nolten! —

Ich legte mich an seine Brust und ließ am Freundesherzen meinen Thränen freien Lauf. Ach, Nolten! Es befriedigt mich ja das Leben nicht! Diese Nacht erschien mir Cäcilie im Traume, und ach! sie ist ewig nur im Traume bei mir! Was soll mir das Leben ohne sie? — So sehr ich mich bestrebe, sie zu vergessen, jeder Vorfall hebt sie aus der Tiefe meiner Seele hervor! Hier lebt sie fort und fort, als Pflegerin, Schützerin des Besten, was ich denke und hoffe.

Nolten sprach mir einiges, aber er beruhigte und tröstete mich durch seine freundschaftliche Theilnahme. So zog er mich halb widerstrebend mit sich auf den Ball, der das Fest beschließen sollte und längst seinen Anfang genommen hatte. Er engagirte sich sogleich zum Tanze, und redete mir zu, ein Gleiches zu thun; im taktmäßigen Hinschweben werde es mir leichter werden und meine Aufregung werde dadurch wieder in's Gleichgewicht kommen. Er konnte mich nicht bewegen. Dagegen ließ ich mich von einigen Collegen, unter denen Sabel war, in ein Nebenzimmer führen, und mir dort mehr einschenken, als mir gut war. Das Zimmer war von Tabacksdampf angefüllt, und es ging über die Maßen wild und lustig zu. Es wurde gelacht, gelärmt, gesungen, geschrien, getobt, daß man das Wort seines Nachbarn nicht mehr hörte. Ich kehrte nach einiger Zeit in den Saal zurück, wo auch schon einige übermäßige Fröhlichkeit herrschte, und von den Herren die strengen Formen der gemischten Gesellschaft und die Gesetze der Ballordnung nicht mehr sehr genau beobachtet wurden. Alles trieb sich in unordentlichem Gedränge lachend und toll durch einander. Nolten

neckte ſich mit einer Anzahl Frauenzimmer herum, ich machte mich auch herbei, hörte zu und ſprach mit. Bald blieb ich mit der Tochter des Fabrikherrn S., in deſſen Haus wir im vorigen Jahre einen ſo ſchönen Geburtstag gefeiert hatten, allein zurück, denn die übrigen eilten zum Tanze, ſie aber wollte eine Pauſe machen. Ganz unbefangen erzählte ſie mir einiges von ihren Verwandten, — von Cäcilie! Ihr trefflicher Vater ſei geſtorben, deſſen Krankheit habe ihre plötzliche Abreiſe herbeigeführt. Gerne hätte ich noch mehreres gehört, gerne hätte ich nach vielem gefragt, aber ich fühlte meine Zunge wie gelähmt und meine Lippen mit Gewalt geſchloſſen; es iſt mir beinahe unmöglich, über Cäcilie mit Andern zu ſprechen. So nahe ſie mir ſelbſt iſt, ſo fremd iſt ihr Name meiner Sprache. Aber nur einen Augenblick dauerte das Stillſchweigen. Julie, die ich heute zum erſtenmale wiederſah, floh mit meinem Freunde Ernſt im Walzer an uns vorüber. Ich darf Ihnen wohl ein Geheimniß anvertrauen! ſagte meine Unterrednerin leicht hin; aber Sie müſſen noch ſchweigen! — Die beiden da ſind ein Paar. Dieſer Tage wird ihre Verlobung bekannt gemacht werden. — So? ſagte ich. —

Drittes Buch.

Den 2. April.

Freund Nolten brachte mir heute einige Nummern der Kreiszeitung, worin schon eine ausführliche Beschreibung „des herrlichen Jubelfestes“ unseres Directors zu lesen war, welches allen Einwohnern der Stadt unvergeßlich sein werde. Die Anrede des L., die Antwort des Gefeierten, die Festrede des Predigers, das Festprogramm und die verschiedenen deutschen und lateinischen Gedichte, auch die dem Jubelgreise gebrachten Toaste waren ganz oder im Auszuge aufgenommen, oder doch namhaft gemacht. Alles war so erzählt, daß es bei nicht unterrichteten Lesern die größte Vorstellungen von den Verdiensten und der Trefflichkeit des Directors erregen mußte. Alle Worte und Vorfälle, welche sich nicht auf die Verherrlichung dieses Mannes bezogen, oder ihr Abbruch thaten, waren recht sorgfältig und geschickt mißdeutet oder verschwiegen worden. So war wirklich der Hergang des ganzen Festes entstellt. Der Verfasser, sagte Nolten, ist

nicht schwer zu errathen, die vernünftigen Bürger ärgern sich oder lachen — aber öffentlich zu widersprechen, daran denkt keiner! Die Wahrheit zieht sich ganz aus dem öffentlichen Leben in Privatzirkel zurück. Andere Provinzen Deutschlands, ja einst unsere eigenen Kindeskinder werden dieses Fest natürlich für so unvergleichlich halten, als sie es hier dargestellt lesen. Im Auslande, in der Zukunft wird gerühmt, was nichtig und schlecht war. An Ort und Stelle findet man das meiste ganz anders, als man es uns berichtet. Es ist ein ungeheuerer *Unterschied* zwischen den wirklichen Vorfällen und Ansichten der Menschen und zwischen ihrem öffentlichen Ausdrucke durch die Sprache. Die Kluft zwischen dem öffentlichen und Privatleben wird immer größer, jenes achtet dieses nicht und dieses hat das Vertrauen zu jenem verloren. Und doch kann die besondere Meinung sich nur in der öffentlichen vollenden, und die öffentliche sich nur aus besondern ernähren!

Solche einzelne Bemerkungen warf der Freund bei dieser Gelegenheit noch manche hin. Sie hielten sich alle nahe an der Begebenheit, die sie hervorgerufen hatte.

In den Osterferien.

In der letzten Zeit waren Dahlheim und ich noch näher zusammengerückt, als früher. Ernst hatte sich aus unserm Kreise beinahe ganz zurückgezogen; Sabels Umgang konnte mich doch, so lieb ich den Mann habe, je

mehr ich seines Umgangs genoß, um so weniger befriedigen; der vielbeschäftigte Nolten ist selten zu Hause und immer nur wie im Vorbeigehen zu sprechen, und mein Verkehr mit manchen hiesigen Familien ist, seit ich Einer entfremdet bin, beinahe ganz unterbrochen und aufgehoben. So weisen mich schon die äußern Verhältnisse an Dahlheim, wenn ich je bisweilen Lust und Drang habe, mit einer ähnlich gestimmten Seele ernste, freundschaftliche Worte zu wechseln. Aber ich fühle mich auch durch die Achtung, die er mir schenkt, zu ihm hingezogen, und mir durch seinen Beifall, welchen er meinen philosophischen Studien zu Theil werden läßt, geschmeichelt. Meinen Aufsatz über die philosophische Bildung auf Gymnasien hatte er sich nach Haus mitgenommen; er brachte mir denselben wieder zurück, indem er mir sagte, er habe ihn recht durchstudirt, und aus ihm manches gelernt, was er nicht wieder vergessen werde. Das freute mich sehr. So stimmt er mir auch in vielem andern bei, ist aufmerksam auf das, was ich sage, und sucht nicht ungern mit mir bedeutsame Unterhaltungen anzuknüpfen. Daß ich an dem Jubiläum Theil genommen, lobte er zwar nicht, schien mir aber doch Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, als ich ihm die Absicht nannte, die Nolten und mich bewogen, uns dieser Feierlichkeit anzuschließen. Dagegen mußte er mit mir zufrieden sein, weil ich doch der einzige seiner Collegen war, welcher sein Mißfallen an dem Feste deutlich zu erkennen gegeben hatte.

In diesen Osterferien, welche wegen des vor ihnen hergehenden Jubelfestes über die gewöhnliche Zeit verlängert worden waren, besuchte ich ihn häufiger, als je, und

ich ſah ihn auch bisweilen in meinem Zimmer. Ich hatte den Freunden verſprochen, ich wollte mich in dieſen Ferien aller anſtrengenden Arbeit enthalten, denn ſie meinten, das anhaltende Studiren erſchöpfe meine Kräfte allzuſehr, mein Körper leide darunter zuſehends, ich müßte eine kleine Pauſe machen, um mich wieder zu erholen.

Einmal bat mich Dahlheim, ich möchte ihm doch erzählen, wie ich eigentlich zu der philoſophiſchen Richtung meiner Gedanken gekommen ſei, und wie ſich die mir geläufige Weltauffaſſung ausgebildet habe. Ich konnte und wollte ihm nicht verhehlen, was ich über mich ſagen konnte. Ich that es auch in der Hoffnung, daß er durch die Gewährung ſeiner Bitte Zutrauen bekommen würde, mir zum Gegengeſchenk auch einſt die räthſelhafte Erſcheinung ſeines eigenen verſchloſſenen Lebens zu entfalten. Was ich dem aufmerkſamen Freunde geſprächsweiſe über meine Bildungsgeſchichte mittheilte, das erfreut mich vor der eigenen Betrachtung ſchreibend zu wiederholen, jetzt, wo mich der Rath des Freundes und Arztes Nolten zu einer müßigen Ruhe verurtheilt hat. Ich vertreibe mir dadurch vielleicht die lange Weile, die mir dieſer Zwang bisweilen Abends herbeiführt, auf eine erheiternde und belehrende Weiſe. Vielleicht lerne ich das eine und andere in mir beſſer verſtehen, wenn ich mich einmal aus dem Drängen und Treiben der Gegenwart in die ſtille Vergangenheit verſetze. Ueberhaupt lebt der Menſch, wenn ich von mir den Schluß machen darf, viel zu viel in ſeinem zukünftigen Leben, da er doch allein aus ſeinem vergangenen etwas lernen kann. Wie erfreuend es iſt, ſich vergangene Leiden, Freuden, Beſtrebungen zu ver-

gegenwärtigen und dieses alles an das Gerettete, Bestehende in uns anzuknüpfen, habe ich durch diesen Bericht, den ich meinem Freunde gab, erfahren. Was könnte ich Besseres thun, als mir diesen bildenden Genuß zu wiederholen? Statt einen leichten Roman zu durchlesen, wird es in den Abendstunden dieser Ferien angemessener sein, das Buch meines Lebens zu durchblättern und einige bedeutsame Züge aus ihm festzuhalten.

Es ist immer interessant zu beobachten, wann, an welchem Gegenstande und wie zuerst das Selbstdenken in uns erwachte. Diese Epoche fällt bei mir in ein sehr frühes Lebensalter. Als Pfarrerssohn ward ich zeitig angehalten, fleißig in der Bibel zu lesen. Die Erzählungen und Lehren dieses heiligen Buches waren mir bald geläufig und lieb, ungeachtet ich das Meiste nicht verstand. Doch war es mir auffallend, daß jetzt so manches nicht mehr geschehe, was sich damals ereignete, und der Vater sagte mir, dieses sei unmöglich, denn in der Zeit, von der uns die Bibel berichte, hätten noch Wunder stattgefunden, jetzt gäbe es aber keine Wunder mehr. Hierbei wurde mir die Vorstellung der Wunder klar gemacht. Nun aber las ich bald darauf in einem Buche aus der Bibliothek meines Vaters zu meinem größten Erstaunen, wie viele dieser Wunder ganz natürliche Begebenheiten seien, und andere sogar bezweifelt oder geläugnet wurden. Nun war auf einmal meinem Zweifeln, meinem Nachdenken ein großes, weites Feld eröffnet. Da mir die Bücher meines Vaters schwer zugänglich waren, so suchte ich mir nun die wohlbekannten Wundergeschichten selbst natürlich zu erklären, und ich hatte eine recht kindische Freude,

wenn es mir zu gelingen schien, ein und das andere Wunder wegzuschaffen. Diese geistige Selbstthätigkeit war um so ununterbrochener, da sie sich mir an einen nahen, geläufigen, großen und theuern Gegenstand anlegte. Bald sah ich ein, daß ich die angeblichen Resultate meines Denkens geheim halten mußte, dieß war ein neuer Reiz und da mich niemand belehrte, verfolgte ich die einmal angefangene Geistesrichtung immer mehr. Selbst die heimlichen Gewissensbisse, die ich bei schon mehr erstarkter Denkfertigkeit fühlte, vermochten nicht mehr, diese einmal erwachte Geistesthätigkeit wieder zurückzudrängen. Es entstand frühe ein gefährlicher Zwiespalt zwischen Herz und Kopf, und eben die Theilnahme, welche mein Gemüth an meinen Zweifeln nahm, wenn auch nur zu Tadel und Reue, machten diese anziehender und lebendiger. Außerdem störte mich die Einsamkeit des Landlebens nicht in diesen innern Beschäftigungen, und mein Vater, der mich bis in mein zehntes Jahr selbst unterrichtete, gab mir so wenig zu lernen auf, daß ich überflüssige Zeit hatte, meinen stillen Gedanken nachzuhängen. Der eine meiner Brüder war auf der Universität, der andere auf dem Gymnasium, von den Bauernknaben wurde ich zurückgehalten, um keine Ungezogenheiten von ihnen anzunehmen. So wuchs ich ohne Gespielen, ohne Freunde heran, und bei dem Mangel alles äußern Wechsels und aller ablenkenden Anregungen kehrte sich mein ganzes Wesen mehr und mehr in sich selbst zurück.

Aber statt des wirklichen Umgangs, welcher mir verboten war, wurde mir leider! ein anderer gefährlicherer Art gestattet. Meine Eltern und ein Tante, die in un-

ſerm Hauſe lebte, ließen ſich wöchentlich Romane aus einer Leihbibliothek der benachbarten Stadt zuſchicken. So ſorgfältig mich der Vater von ſeiner wohlgeordneten Bibliothek abhielt, damit ich ihm die Bücher nicht verderbe, und welche ja doch meiſtens ſolche Werke enthalte, die ich noch nicht verſtehen könne, ſo wenig Bedenken trugen meine Eltern, mich Bücher, welche aus der Stadt kamen, leſen zu laſſen. Sie wußten nicht, mit welcher Begierde, mit welcher zunehmenden Leidenſchaft ich ſie verſchlang! Meine Phantaſie wurde bereichert, aber auch auf eine ſo übermäßige Weiſe belebt, daß ſie die vorherrſchende, die ausſchließende Kraft zu werden ſchien, und den erweckten Phantaſien verbanden ſich weiche, wehmüthige, ſehnſüchtige Gefühle, welche vor der Zeit in mir künſtlich erweckt, meinem ganzen Leben eine gewiſſe Kränklichkeit mittheilten. Bisher war ich durch mein eigenthümliches Sinnen und Brüten von dem, was mich umgab, abgezogen worden, nun ließen die Romane an die Stelle der wirklichen Welt eine phantaſtiſch-ideale treten. Ich verlor ganz das Vermögen, die Dinge, welche ich ſah und hörte, einfach, wahr, ruhig, zuſammenhängend aufzufaſſen; das Aeußere konnte mich nicht feſſeln und rühren, denn es war gar nicht gemacht, meine phantaſtiſche Gefühligkeit aufzunehmen und ſie mir wiederzugeben. Nur an etwas außer mir hatte ich ein reines, kindliches Gefallen, an der einſamen ſchönen Natur meines Wohnorts, welche mir allein ſo erſchien, wie ich in ſie hinein ſah! Die Natur belebte ſich damals an meinem Herzen, ſie legte ſich mit ihrer Großartigkeit und Anmuth wohlthätig und erquickend an meinen ahnenden Sinn, ich fühlte mich in ihr, wie ſie in

mir war. Dieſes Naturgefühl, dieſe Naturfreude blieb mir nachher noch manche Jahre; ſie führte mich von mancher Verirrung zurück, ſie mäßigte meine Gefühle und Begierden, ſie gab mir auf einſamen Spaziergängen, auf Bergen, in Wäldern, in Wieſen ſolche Stunden, an die ich mich am liebſten zurück erinnere, die mir jetzt noch als die reinſten und köſtlichſten meiner ganzen Jugendzeit erſcheinen. Sie allein haben einen vollen Genuß in der Gegenwart gewährt, und keine Reue zurückgelaſſen. — Jetzt iſt dieſe Naturliebe längſt erſtorben! Ich ſehne mich umſonſt nach ihr zurück! Ich erinnere mich, daß ich als Hauslehrer eine geraume Zeit nichts, als auf das eifrigſte griechiſche und lateiniſche Grammatik trieb. Damals trat ich einſt mitten aus meinem abſtumpfenden Studium hinaus in eine herrliche Sommernacht, unter den Himmel, der mit tauſend Sternen wundervoll überſäet war. Ich aber blickte verächtlich empor, rief: ihr Sternchen! was ſeid ihr gegen meine Grammatik! und kehrte augenblicklich wieder zu meinen Büchern zurück, um ja keine koſtbare Zeit zu verlieren! Jetzt ſpreche ich nicht mehr ſo, aber mein Gefühl hat ſich noch nicht ſehr verändert: die griechiſchen Punkte, Accente und Buchſtaben kommen mir viel wichtiger vor, als Weltkörper. So kann ſich unſere Natur verſchrauben!

Mit der genannten Geiſtesrichtung kam ich auf das benachbarte Gymnaſium. Ich wohnte mit meinem Bruder Guſtav noch zwei Jahre zuſammen; er war Primaner, als ich in die unterſte Claſſe eintrat. Er hatte auf meine Geiſtesentwickelung damals wenig Einfluß. Die Großartigkeit, die Erhabenheit ſeines Sinnes war mir

noch nicht faßlich, ſein ſittlicher Ernſt brach oft in Ungeduld aus und war mit Heftigkeit verbunden, die mich abſtießen. Er gab ſich auch wenig mit mir ab und mochte damals, wie ich aus manchen Aeußerungen weiß, nicht viel auf einen Knaben halten, deſſen ganze Erſcheinung etwas Zartes, Weichliches, ja Mädchenhaftes an ſich hatte. Deſto mehr zog mich ein anderer Guſtav an — Du! dem alle dieſe Blätter gewidmet ſind, zu dem ich immer rede, ſo oft ich mit meiner eigenen Seele ſpreche, — von dem ich jetzt einmal in der dritten Perſon reden will, wie ich ſonſt in dieſen Betrachtungen und Ergießungen immer in der zweiten zu ihm rede.

Der neue Freund war etwas älter, als ich und mir immer Eine Claſſe voraus. Meine Eltern begünſtigten die höchſt fördernde Bekanntſchaft, und er brachte gewöhnlich zu ihrem großen Vergnügen ſeine Ferien mit mir in meinem Vaterdorf zu. Ihm konnte ich meine Zweifel an den Wundern unverholen mittheilen, denn ihm war das Denken noch mehr Bedürfniß, als mir; er kannte kein größeres Vergnügen, als im ruhigen Geſpräch ſein eigenes Urtheil zu bilden, und nahm Widerſpruch und abweichende Meinungen gelaſſen und ſchonend auf. So philoſophirten wir Knaben, ohne ſelbſt den Namen der Philoſophie zu kennen, nach unſerer Weiſe über Religion und Moral, natürlich nur von ihrer hiſtoriſchen, poſitiven Seite her. Der Unterricht der Schule und die Jahre thaten auch das Ihrige, um die eingeleitete Entwickelung des ſelbſtthätigen Verſtandes immer mehr zu fördern. Aber der Freund erzeigte dieſer Selbſtthätigkeit noch einen weſentlichern Dienſt. Seinem hellen, leidenſchaftloſen Blicke

mußte meine phantastische Gefühlsschwärmerei, die mich nur in Bildern sprechen ließ, und die all' mein Urtheilen einseitig und befangen machte, auffallen, und sie war um so anstößiger, da sie mit erstarkender Körperkraft an Gewalt wuchs, und von Begierden und Leidenschaften nicht mehr rein blieb. Da lernte ich nun den Freund kennen, dem die Natur schon ein freundliches Ebenmaß der Kräfte gegeben zu haben schien. Wie beschämt war ich in seiner Nähe! wie tief trafen mich seine milden Ermahnungen! wie wünschte ich, ihm ähnlich zu sein! Allmählig richtete sich meine verständige Selbstthätigkeit gegen meine ganze Romanenwelt, von deren Nichtigkeit mich das Treiben der Menschen überzeugte, und gegen meine übermächtigen Gefühle und Schwärmereien. Ein neues Feld, ein naher, würdiger Gegenstand für die Selbstbezwingung! Ich betrieb aber das Geschäft an der Hand meines Freundes mehr theoretisch, als praktisch: ich analysirte mit ihm meine eigenen innern Regungen und Gefühle, die, weil sie so ungestüm und übermäßig geworden waren, sich meiner Selbstbesinnung gleichsam ungerufen zur Betrachtung aufdrängten; ich suchte mich mit ihm über ihr Recht, ihr Wesen, ihr Verhältniß zu verständigen. Kurz, ich philosophirte wie früher über biblische Erzählungen und positive Religionswahrheiten, so wie über mich selbst.

So ging diese Selbstthätigkeit meines Geistes leider! mehr auf Erkenntniß, als unmittelbar auf das Leben. Gewisse allzu früh, durch Lectüre erregte Gefühle konnte ich nicht zum Schweigen bringen, um so weniger, da ich nicht den Muth hatte, sie in ihrer Besonderheit meinem Freunde zu gestehen. In jedem Mädchen, welches ich

erblickte, ſah der Knabe einen Engel, eine Göttin, wie er ſie aus ſeinen Romanen kannte! Die Gelegenheit war dieſer Stimmung nur allzu günſtig. Die fünf erſten Jahre, die ich auf dem Gymnaſium zubrachte, war ich nie ohne eine kleine wirkliche, oder eingebildete Liebſchaft. Ich muß nun alle dieſe Liebſchaften als unſchuldige, harmloſe Kindereien und Spielereien anſehen, aber lächerlich erſcheinen ſie mir noch jetzt nicht, denn ſie übten einen großen Einfluß auf mein inneres Leben aus. Meine ausgebildete Gefühligkeit, die in Worten, in der Stimme, in den Geſichtszügen hervortraten, mußte für manche Mädchen eine Art Anziehungskraft haben, daß ſie mit mir einen ſolchen Kinderroman ſpielen mochten. Eine Geliebte kam und ging nach der andern, ich war in meinen Bewerbungen immer glücklich, denn mir genügte ſchon ein Händedruck, ein freundliches Wort, ja ein gütiger Blick! Das Ideal der Treue dachte ich aus meinen Romanen nicht gleichmäßig auf das Leben zu übertragen, weil meine Liebe in keiner anhaltenden, dauernden Leidenſchaft wurzelte, ſondern nur in vorüberſchwebenden Affekten beſtand. Ich paßte meine Romane meiner Natur an. Ohne ſolche Affekten aber konnte ich nicht ſein, ich träumte in ihnen, ich war ſelig in ihnen! Meine Nachbarin, ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, von meinem Dachſtübchen aus im Garten zu ſehen, über die Hecke von dem Gärtchen meines Hausherrn aus zu ſprechen, ja von ihr Blumen zu empfangen und an ihrer Hand mit der meinigen leiſe hinzuſtreifen, hielt ich für das höchſte Erdenglück; und ſo thöricht iſt das menſchliche Herz, ſo bleibend ſind die Eindrücke der frühſten Jugend, daß ich mich jetzt noch mit

Vergnügen dieſer ſchuldloſen, genügſamen Liebe erinnere. Jeden Morgen in jenem glücklichen Frühling und Sommer pflegte ſich das holde Kind etwas im Garten zu thun zu machen. Ich hatte meinen kleinen Tiſch gegen das Fenſter geſtellt; dieſes war dann geöffnet und ich erwartete ſie längſt. Hundertmal ſchon waren meine Blicke über den Cornelius Nepos weg ſchräg hinüber in den Garten geſchweift. Jetzt erſchien ſie! und mir ſchlug das Herz gegen den Tiſch an, über den ich mich gebogen hatte, meine Wangen glühten vor Scham und Neigung. Sie ſandte mir zum Morgengruß einige freundliche Blicke herauf, und ging. Jetzt erſt hatte ich Muth aufzuſtehen, und mich an's Fenſter zu ſtellen. Da kehrte ſie zurück, indem ſie ſich abermals ein Geſchäft machte, ſah verſtohlen, dann offener zu mir herauf, und ſprang weg, indem ſie mir zurief: „Guten Morgen, Romeo!“ Ich war für den ganzen Tag beglückt!

Solche Liebesabentheuer ſtörten mich nicht in meinen Arbeiten. Ich liebte geiſtige Beſchäftigung, die Ehrliebe erwachte allmählig, mein edler Freund ſpornte mich, meine nahwohnenden Eltern ließen mich nie aus den Augen. Ich war fleißig, aber ich lernte ſchwer und Verſchiedenes ſehr ungleich. Die früh angeregte Selbſtthätigkeit und ein vorherrſchendes Gefühl thaten meiner Auffaſſung, meine Phantaſie dem Gedächtniß Abbruch. Die Mathematik wollte mir gar nicht zuſagen, erſt ſpäter wurde ich durch die Philoſophie für ihr Studium gewonnen. Die Naturwiſſenſchaften, die ſchlecht und nur beiläufig gelehrt wurden, ſind mir bis dieſen Augenblick fremd geblieben. Damals verkehrte ich mit der Natur nur durch das Gefühl.

Nun wurden mir in den wenigen naturwissenschaftlichen Stunden, welche wir hatten, Zahlen, Messungen, mathematische Theorien gegeben. Das konnte mir nicht gefallen! Mir hätten vielleicht Anschauung, Bild, Experimente zugesagt, aber von dem gerade kam nichts vor.

Dessen ungeachtet waren meine Lehrer mit mir zufrieden, und ich rückte schnell von einer Classe in die andere. In Einem Unterrichtsgegenstande aber übertraf ich in jeder immer alle meine Mitschüler. Es war nämlich allen ein Räthsel, wie ich so ausgezeichnete deutsche Aufsätze zu verfertigen wisse. Ich dachte damals nicht darüber nach, jetzt aber ist es mir leicht erklärlich, warum ich damals hierin ein so großes Lob einärndete. Ich hatte offenbar mehr Deutsches gelesen, als irgend einer meiner Mitschüler; meine Einbildungskraft war mit Bildern angefüllt, und meine Empfindung war nur allzusehr erweckt. So vergegenwärtigte sich alles meiner Anschauung, was ich dachte und schrieb, und es war mir nothwendig, mein Gefühl und alle meine Schilderungen einfließen zu lassen. In der That erstaune ich selbst über die Lebendigkeit der Aufsätze, die sich aus jener Zeit erhalten haben. So viel an ihnen in jeder andern Hinsicht auszusetzen ist, so lebt doch in ihnen das vollste, wärmste Herz in der harmlosesten Unbefangenheit, in der liebenswürdigsten Unschuld. Betrachte ich, wie dürr und mager ich jetzt schreibe, wie gekünstelt alles ist und wie reflektirt, was jetzt aus meiner Feder geht — o wie sehne ich mich dann nach jener unschuldigen Schreibart zurück, welche die tiefsten, heiligsten Regungen der Kinderseele unbedacht so hinstellt, und nicht weiter darum weiß. Aber damals! ach! mit welcher

Innigkeit hing ich an dem Kleinsten, nun aber ist mein Gefühl so stumpf geworden, daß mich auch das Größeste nicht mehr in Bewegung setzen kann. O! ich möchte darum weinen, daß ich diese naive Art, zu sprechen, zu schreiben, diese Unmittelbarkeit meines Lebens verloren habe! Aber sie kehrt nicht wieder, — es kehrt Nichts wieder! —

Daß aber diese Aufsätze, die auf eine ganz unverdiente Weise die Aufmerksamkeit der ganzen Anstalt auf mich zogen und mich zum Liebling einiger Lehrer machten, nicht ganz leer an Gehalt waren, das bewirkte eine andere, sonst nachtheilige Eigenthümlichkeit meines Studirens, auf die ich verfallen war. Meine bisherige Erfahrung hat mich belehrt, daß Gymnasiasten in der Regel nicht fähig sind, ein ästhetisches oder wissenschaftliches Kunstwerk als Ganzes zu genießen. Ich wenigstens hielt mich an einzelne Darstellungen, Schilderungen und schöne Stellen. Solche schöne Stellen waren mir besonders dann lieb und anziehend, wenn sie bedeutsame Wahrheiten über das menschliche Leben oder Aussprüche über religiöse Dinge enthielten. So brachte es meine eigene speculative Geistesrichtung mit sich. Solche Stellen sammelte ich mir nun und während ich sie sauber abschrieb, prägte sich mir ihr Inhalt in meinen Verstand ein. So bekam ich bald ein gutes philosophisches Sachgedächtniß, welches sich des Inhalts bedeutsamer Stellen im Allgemeinen erinnerte, wenn ich mich auch nie eines guten Zahlen-, Namen- und Ortgedächtnisses rühmen konnte. Später stellte sich auch der zurückgedrängte Trieb wieder ein, deutsche Schriftsteller zu lesen, und ich durchlas nun viele unserer Classiker

immer mit der Feder in der Hand, um jede gehaltvolle Stelle sogleich in meine Sammlung einzutragen. So kam es denn, daß ich meine lebendigen Darstellungen auch mit Gehalt ausstatten konnte, denn indem ich schrieb, vergegenwärtigten sich die eingetragenen Stellen unwillkührlich, zwar nie wörtlich, aber doch ihrem Inhalte nach, leicht und glücklich, und meine Selbstthätigkeit machte dann allerlei Combinationen, während es der Phantasie an Bildern selten fehlte. Indem ich aber durch diese Methode einiges gewann, hatte ich den viel größern Nachtheil, mir die Schriftwerke absichtlich zu zerstückeln, und mir ihren Totaleindruck gleichsam muthwillig zu zerstören.

Dieses letztere alles geht aber schon über die Zeit hinaus, die einen so gewaltigen Umschwung in meinem Wesen hervorbrachte. Napoleon war von Elba zurückgekehrt. Meine beiden Brüder, Georg und Gustav, kämpften und fielen beide für das Vaterland. Der Aufschwung der Zeit und der letzte Auftrag der Geliebten gossen hohe, ernste Begeisterung in die empfängliche Seele, und die Gluth des Herzens reifte meine Ansicht und erweiterte meine Gedanken. Meine nachfolgende Trauer und der Schmerz der Eltern hob die neue Gesinnung nur bestimmter, schärfer hervor, vollendete meine Umwandlung. Jetzt lernte ich erst meinen Bruder Gustav begreifen und verehren! Ich labte mich an den Worten der Heimkehrenden, daß er einer der edelsten Jünglinge gewesen sei von allen, die in den heiligen Kampf gezogen; ich war stolz, daß er mir seinen letzten heiligen Willen vermacht hatte. Ich verstand, was Vaterland sei, ich nahm es in Herz und Geist auf, und dasselbe erweiterte beide. Meine

Romanphantaſien, meine weichen Liebeständeleien fielen von mir ab, und ich ſchämte mich ihrer kaum, weil die ſtolze Sicherheit, von ihnen nichts mehr zu befürchten zu haben, die kleinliche Reue verdrängte. Ich kannte die Aufgabe meines Lebens: in Guſtav's Geiſte zu leben; und das Verhältniß zu meinen Eltern war ein anderes geworden: ich war jetzt ihr einziger Sohn noch! Die Trauer ſchloß mich noch inniger an ſie, und ſelbſt der heilige Vorſatz, ihnen Alles zu ſein, machte ſie mir theurer. Die geiſtige Erhebung dehnte, ſtärkte und verſchönerte ſogar meinen Körper. Durch häufiges, fröhliches Turnen holte ich nach, was in meiner Körperausbildung verſäumt worden war, und je mehr Gewandtheit, Kraft und Tüchtigkeit meine körperliche Erſcheinung gewann, deſto entſchloſſener, tapferer und tüchtiger ſchien mir zuſehends die Seele zu werden.

So kehrte ich nach einiger Zeit von dem väterlichen Hauſe wieder zum Gymnaſium zurück, in dem ich gelernt hatte, was keine Schule lehrt und was ganzen Menſchenaltern fremd bleiben kann. Ich hatte meinem Vater verſprochen, Theologie zu ſtudiren: meine patriotiſche Begeiſterung hatte mich meine Knabenzweifel als geringfügig vergeſſen laſſen, und ich konnte meinem Vater nicht abſchlagen, was er von ſeinem einzigen Sohne wünſchte.

Ob aber die Veränderung, die jene erſchütternde und erhebende Begebenheit hervorbrachte, für meine geiſtige Entwickelung ſo durchgreifend war, daß ſie mich plötzlich wie mit einem Schlage zum andern Menſchen machte, hätte mir doch mehr und mehr zweifelhaft werden ſollen. Aber ich war damals viel zu begeiſtert, oder wenn man

will, viel zu befangen, als daß ich meinen Standpunkt richtig hätte beurtheilen können. Die jugendliche Begeisterung macht überhaupt, daß wir uns unrichtig auffassen: sie schiebt das Ideal an die Stelle unserer eigenen Wirklichkeit, sie läßt unsern Augen, meistens nicht nur die äußere Welt, sondern auch uns selbst besser erscheinen, als wir sind. Die Jugend fühlt sich durch den Enthusiasmus gehoben, und meint sich daher veredelt. Mich wenigstens hatten die unterbrochene Arbeit, der Schmerz und die in ihn gegossene Vaterlandsliebe, wie die aufgeregte Stimmung der Zeit so durcharbeitet, daß ich mein jetziges Sein von meinem frühern wie losgerissen glaubte. Und als meine Vorstellungen nun endlich über die gegenwärtigen Eindrücke hinaus sich im Gedanken an meine eigene Zukunft sammelten, schien mir die Aufgabe leicht, ja schon wie gelöset! Von meinen bisherigen Thorheiten glaubte ich ganz abgekommen zu sein, und weil ich für das Gute und Schöne glühte, meinte ich auch überflüssig Geschick und Kraft zu haben, es zu erringen; ja ich wähnte dessen schon habhaft zu sein, weil ich es innerlich in unbestimmten Umrissen anschaute und in dunkelen Gefühlen mit mir herum trug. Es kam mir so vor, als ob mein Bruder mir nicht eine unendlich schwere Arbeit, sondern einen genußreichen Besitz hinterlassen hätte.

Eigentlich aber war ich von meinen frühern Thorheiten nicht geheilt, sondern diese nahmen nur eine zeitgemäße Form an. Meine phantastische Roman- und Liebeswelt schlug um, und verwandelte sich in eine ähnliche patriotische. Das äußere Leben, das mir bisher so fern gelegen hatte, und mit dem ich jetzt erst auf eine so un-

gewöhnliche Weise bekannt geworden war, wurde jetzt das, was mir bisher Romane und Liebesgeschichten gewesen waren. Phantasie und Gefühl blieben eben so ungemessen und trübe, als früher, sie bezogen sich nur auf andere Gegenstände. Unbestimmt und wesenlos flossen mir jetzt die Gestalten der äußern Welt in einander, wie früher die Bilder meiner erdichteten, und ich *träumte* die Dinge, die sich meinen Augen anboten, mehr, als daß ich sie sah. Welch' ein Werk hatte mir mein Bruder hinterlassen, zu welch' einem Werke rief mich meine tiefste Begeisterung! in dessen Ausführung ich, ach! nicht einmal jetzt mehr als einen unbedeutenden Anfang gemacht habe! Damals aber that ich zur Verwirklichung dieser Aufgabe nichts, als sie mir mit glühender Phantasie auszumalen, und sie in's Abentheuerliche zu steigern!

Unterdessen diente die neue Geistesrichtung, die mich so sehr anregte und so wenig ausbildete, doch dazu, mich ernster zu machen. Als ich wieder zum Gymnasium zurückgekehrt war, wurden die Studien mit einem ungewöhnlichen Eifer wenigstens wieder begonnen. Schon längst hatte ich mich wieder nach einer geordneten Thätigkeit zurück gesehnt, und die häufigen Ermahnungen des Vaters, meine Jugend gut zu benutzen, waren mir ein Sporn zum Fleiß. Aber meine Thätigkeit war zwar energischer, aber nicht mehr so gleichmäßig und stätig, als früher. Schon die mit Leidenschaft gepflegten körperlichen Uebungen unterbrachen die Studien. Doch war diese Beschränkung des Lernens meiner geistigen Entwickelung eher vortheilhaft, als nachtheilig. Nichts mochte mehr geeignet sein, meine schwächliche Empfindsamkeit und kränkelnde

Phantaſie zu ſtärken, als das Turnen. Ich erinnere mich der auf dem Turnplatze verlebten Stunden mit vielem Vergnügen und mit großer Genauigkeit, während ich kaum von einigen Lehrſtunden mehr einen lebendigen, und ſcharf gezeichneten Eindruck in der Seele zurück behalten habe. Früher hatte ich mir eingebildet, daß Reiten, Jagen, Schwimmen und andere körperliche Anſtrengungen mit einer ſchönen Seele nicht zuſammen beſtehen könnten, und aus dieſem Gefühl, welches auch großentheils aus einer zarten Conſtitution hervorgegangen ſein mochte, hatte ich mich von allen abhärtenden Spielen und Uebungen zurückgezogen. Jetzt aber fand ich bei ihnen die frohſten, heiterſten Stunden, es ging mir nichts über dieſe freie, ungeſtörte Aeußerung der Thätigkeit, wobei mir immer der Gedanke vorſchwebte, wie herrlich es wäre, wenn ich ſo ſtark, gewandt und ſchön, als mein Bruder Guſtav, würde. So oft weiche, ſehnſüchtige Stimmungen, wie ich ſie früher genährt hatte, in mir erwachten, oder ſo oft trübe Launen in mir rege wurden, ging ich auf den Turnplatz, wo ich mich ſchnell von jedem ſolchen Uebelbefinden heilte, von wo ich immer beruhigt und immer mit erneuter Lernbegierde zu meinen Studien zurückkehrte. Unterbrachen alſo meine Leibesübungen auch meine geiſtigen Beſchäftigungen auf Stunden, ſo beeinträchtigten ſie dieſelben doch wenig. Manche Jünglinge haben eine ſolche Verfaſſung, daß ſie nur dann erfolgreich ſtudiren können, wenn ſie einigermaßen körperlich ermüdet ſind, daß ſie aber ganz unluſtig und unfähig zum Denken und jeder geiſtigen Beſchäftigung werden, wenn man ihnen körperliche Uebung und Bewegung verſagt. Zu dieſen gehörte

ich damals. Die ungewöhnliche Aufregung trieb mir das Blut in den Kopf, ließ es dick und schwer durch meine Adern rinnen; es war mir nicht wohl, ich konnte nichts anfangen, ehe ich mich mit meinem Körper abgefunden hatte.

Von dieser Zeit an ist mir das Turnen so werth geworden, und meine nachherige Erfahrung hat mich überzeugt, daß man einen Frevel an der Jugend begeht, wenn man sie ohne regelmäßige körperliche Uebungen heranwachsen läßt. Schon für die Phantasie und Gefühlsbildung ist, von allem Uebrigen auch ganz abgesehen, das Turnen unersetzlich. Meine Phantasie schweifte bis dahin immer im Unbegrenzten und Abentheuerlichen umher, durch das Turnen wurde sie allmählig zur Empfindung der natürlichen Dinge zurückzukehren genöthigt, wurde sie durch die aufgezwungene Anschauung des Wirklichen und Bestehenden heilsam beschränkt und gemäßigt. Sagen wir nicht durch unsern Unterricht die Phantasie unseres Zöglings in endlosen Räumen umher? in dem ungeheuern Gebiete der Geschichte, in dem Alterthum, in jedem Schriftsteller, den wir mit ihm lesen? Entfremden, ja trennen wir ihn dadurch nicht von seinem eigenen Leben? Machen wir es ihm dadurch nicht so gut wie unmöglich, sein Anschauungsvermögen zu bilden? Und wenn nun des Schülers Seele nie ungetheilt und selbstthätig in ihrer Empfindung, ihrer Anschauung, ihrer Erfahrung lebt, sondern immer nur in fremden, weit entlegenen Begriffen und Bildern gehalten wird, müssen dann dem Schüler die wirklichen Verhältnisse nicht ganz zurück treten? Wenn wir auf diese Weise alle Geisteskräfte des Zöglings der

Gegenwart entrücken, so kann dieses Uebel nur dadurch wieder ausgeglichen werden, daß wir ihn durch geordnete, ununterbrochene Leibesübungen wieder zur Gegenwart zurückziehen und an ihr festhalten. Sonst wird er höchst wahrscheinlich ein phantastischer oder sonst geistig mißgestalteter, auf jeden Fall aber kein vollendeter Mensch; und das Ideal müssen wir uns doch vorhalten, auch wenn wir nur Mittelmäßiges erreichen wollen. Werden doch durch Leibesübungen nicht nur unsere Sinne gebildet, sondern wir erlangen durch sie allein ein volles, helles, gesundes Gefühl der augenblicklichen, sinnlichen Gegenwart! Durch dieses aber werden die überwiegenden Kräfte der brütenden Abstraktion, der irrschweifenden Phantasie oder des lernsüchtigen Gedächtnisses gemäßigt und dem Leben verbunden. Aber durch was hängt denn jetzt unsere Jugend mit dem Leben zusammen, die man so systematisch in die vergangene Zeit einbürgert, der man auch das nicht erklärt, was sich so schwankend an ihren Sinnen vorüber bewegt? Wundert man sich, daß man in der Regel nur Schwärmer und Träumer, ausgetrocknete Gelehrte, oder nur solche Geschäftsmänner bildet, die arbeiten wollen, um genießen zu können? Das unmittelbare Lebensgefühl wird leider! durch unsere unnatürliche Erziehung ganz zernichtet, denn wir leben ja meistens in unserm Wissen, und fassen die Dinge nicht rein in sich auf, sondern durch unsere angelernten Vorurtheile. Wie dem Gelbsüchtigen alles gelb, so muß denen unserer Zöglinge, deren wir uns an meisten rühmen, alles griechisch, römisch, mittelalterisch erscheinen, und kommen sie vielleicht einst zum Bewußtsein ihrer selbst, welch' ein Zwie-

ſpalt, welch' eine Zerriſſenheit muß ſich ihrer bemächtigen! — Man meint häufig, man könne das Anſchauungsvermögen durch eine recht lebendige Darſtellung der Geſchichte und anderer Gegenſtände bilden. Aber alle dieſe Bilder, die ihr der jungen Phantaſie vorführt, können die unmittelbare Anſchauung nie vertreten. Denn bildliche Vorſtellungen ſind, mit wirklichen Anſchauungen verglichen, immer leer und weſenlos, und wenn der Lehrer die Geſchichte begeiſtert vorträgt, ſo iſt es eigentlich nicht das anſchauliche Bild, was auf den Schüler einen bildenden Einfluß ausübt, ſondern die Begeiſterung des Lehrers, die er unmittelbar inne wird. Wenn ich mich kurz faſſen ſoll, ſage ich mit Ariſtoteles, daß nur das einzeln Anſchauliche für uns Exiſtenz hat, und daß alles Vergangene und Fremde uns nur dadurch faßlich wird, daß wir es uns nach Analogien mit dieſem einzeln Wahrgenommenen denken. Der Sinn aber, dieſes Einzelne aufzufaſſen, wird am beſten durch gymnaſtiſche Uebungen gebildet, weil durch ſie der ſelbſtthätige Verſtand genöthigt wird, auf individuelle Wahrnehmungen und Empfindungen ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu richten. Wenn der Verſtand allein Bilder, Vorſtellungen, Begriffe verarbeitet, wird der Menſch nothwendig auf eine oder die andere Weiſe verſchroben. Wer es wohl mit dem Zögling meint, der laſſe deſſen verſtändige Selbſtthätigkeit auch ſeine Sinne und ſeinen Körper bearbeiten! Durch eine ſolche ſelbſtthätige Auffaſſung der Dinge, durch dieſe fortgeſetzte Uebung, ſich in das Leben wirklich thätig einzuleben, erhalten Phantaſie und Gefühl ihre geſunde, kernhafte Nahrung, und der Geiſt, der in dem Gegenwärtigen zu Haus

iſt, erhält ſpäter auch die Fähigkeit, das Abweſende zu begreifen.

Solche Bemerkungen drängen ſich mir bei einem Ueberblick meines eigenen Lebens lebhaft auf, und laſſen mich das Turnen für mich und meine Schüler mit Sehnſucht zurückwünſchen. Als ich nun auf dem Gymnaſium für meine körperliche Ausbildung auf eine löbliche Weiſe beſorgt war, wollte es doch mit meinen Studien ſeinen ruhigen, ungeſtörten Gang nicht mehr fortgehen. Ich lernte mehrere Primaner kennen, die den Befreiungskrieg mitgemacht hatten, und die keine Liebe für die ſtillen Muſen aus dem Kriege zurückbrachten. Auch ließ mir meine eigene Stimmung das Lernen mehr in den Hintergrund treten.

Die Umſtimmung meines Innern ſetzte mich auch bald in ein ganz verändertes Verhältniß zu dem Unterricht, den ich empfing, und zu meinen Lehrern. Bisher hatte ich alles, was man mir anbot, ohne Arg und kindlich aufgenommen: ich war mit allem herzlich zufrieden, war für jedes Lob dankbar, war über den ſeltenen Tadel meiner Lehrer betrübt, und ſchrieb von allem, was nicht gut ging, mir allein die Schuld zu. Jetzt aber wählte ich mir einzelne Lehrgegenſtände mit Vorliebe aus, die ich emſig betrieb, während ich andere liegen ließ, ja vorſätzlich vernachläſſigte. So kam mir das lateiniſche und griechiſche Verſemachen als pedantiſch und abgeſchmackt vor, und ich unterließ nicht, meinem eifrigen Lehrer meine Meinung zu deſſen großem Erſtaunen und Aerger zu verſtehen zu geben. Nur durch meinen übrigen Fleiß verſöhnte ich mich wieder einigermaßen mit ihm. An den

meisten Vorträgen der Lehrer hatte ich mit einigen meiner Mitschüler Ausstellungen zu machen. Es wollte mich kein Unterricht mehr recht befriedigen. Ich beschränkte meinen Fleiß so ziemlich auf Privatstudien und auf das Zusammenarbeiten mit einigen Freunden. Wir lasen nach unserer Weise lateinische, griechische und wohl auch deutsche Schriftsteller.

Es thut mir noch weh, daß eine an sich so edle Aufwallung mich der Schule entfremdete und bewirkte, daß meine Lehrer mir nicht mehr das waren, was die wackern Männer mir hätten sein sollen und können. Bisher hatte sich mein sittlicher Blick auf meine eigenen Affecte und übelen Angewohnheiten beschränkt, nun suchte ich auf einmal gleichsam mit demselben Interesse, mit dem ich früher nur mich selbst beurtheilt hatte, Fehler bei meinen Vorgesetzten, in den Schuleinrichtungen, im gesellschaftlichen Leben auf. Ich hatte an allem etwas zu tadeln, nichts war meinen dämmernden Idealen recht, ich konnte überall immer schnell sagen, wie die Dinge sein sollten, oft ohne genau zu wissen, wie sie wirklich waren. Meine bisherige Romanen- und Liebeswelt war neben der wirklichen friedlich hergegangen; die zweite vergrößerte Auflage jener, wie ich sie jetzt in mir trug, stieß immer mit dieser wirklichen feindlich zusammen; beide konnten neben einander nicht bestehen, und die meinige war doch die schönere, die begeisterte! Während ich so in freche Tadelsucht und Anmaßung ausschweifte, entzog sich mein eigener Zustand meinem Urtheile ganz; ich hielt meinen Schmerz, meine Begeisterung und guten Vorsätze für sittlichen Werth. Auch verminderten meine gesunde Körperentwicklung und

das fröhliche Turnen gewisse weiche Empfindungen des Trübsinns, der Reue und der Schwermuth, die mich seither so oft geplagt hatten, und in dem Maße, als ich in dieser Hinsicht körperlich beruhigter wurde, meinte ich auch geistig besser geworden zu sein.

Verschweigen darf ich aber auch nicht, daß viele, ja die meisten Lehrgegenstände so sehr nach dem alten, pedantischen Zuschnitte ertheilt wurden, daß sie einen Jüngling der neuen Zeit unmöglich befriedigen konnten. Darüber wäre viel zu sagen, aber ich will nur einiges hervorheben. Alles war eigentlich auf den Sprachunterricht angelegt; alles andere, selbst Geschichte, Ethik und Religion, trat in den Hintergrund. Das war freilich eine große Einseitigkeit. Ich fühlte das Bedürfniß der sittlich-religiösen Selbstverständigung seit meinem ersten Knabenalter, und nun nannte man ein sonderbares Gemisch von Catechismus, biblischer Geschichte, Einleitungen in die biblischen Bücher und biblischer Lectüre — Religionsunterricht für die vereinigte Prima und Secunda. Meine forschende Vernunft fand hierbei ihre Rechnung nicht, mein Gedächtniß hatte keinen Gewinn, denn ich hatte beinahe alles, was hier Historisches vom Christenthum vorkam, schon zu Hause bei meinem Vater lernen müssen; und mein Gemüth, welches von junger Begeisterung belebt und von frommer Trauer erfüllt, also für Erhebung und Andacht sehr gestimmt war — —! Man lasse doch keinen Geistlichen den Religionsunterricht auf Gymnasien geben: sie verstehen es alle nicht. Unser Lehrer, ein schon etwas bejahrter Superintendent, war einer von den vielen Männern, „die es gut meinen“, aber bei allem seinem soge-

nannten guten Willen, den wir damals gar nicht anschlugen, machte er uns allen die Religionsstunde zuwider, und hätte mir die christliche Religion beinahe ganz gleichgültig machen können. Er mochte es wohl fühlen, wie verfehlt es sei, uns als ganz unmündige Kinder zu behandeln, wie abgeschmackt, bei uns gar keine historische Religionskenntnisse vorauszusetzen, daher brachte er wohl den Satz so häufig vor: die christliche Religion sei für alle Menschen, für gebildete und ungebildete, eine und dieselbe. Die Unzweckmäßigkeit des Unterrichts sollte nun durch ein feierliches Wesen und eine wortreiche geistliche Beredtsamkeit aufgewogen werden. Aber der süßliche Ton der Stimme, und die vielen frommen Ermahnungen und Gebete machten uns Turnern den Mann und seine Sache geradezu lächerlich und zum Gespötte. Wir wußten es recht gut, daß diese weinerliche Stimme und diese Salbung der Rede selten reiner Herzenserguß war, sondern ein Mittel sein sollte, uns aufmerksam zu machen, und aus dem Aerger hervorging, daß wir es nicht waren. Der Jüngling fühlt immer sehr richtig, was wirklich wahr, und was erkünstelt und berechnet ist. Bei mir besonders stand der Mann ganz in Mißachtung. Gründe, Entwickelung, Belehrung, die ich suchte, fand ich nicht, und die ascetischen Anreden waren meinem Innern immer ganz unangemessen. Ich machte mich bald, so oft ich konnte — und das war bei diesem außerordentlichen Lehrer leicht — an den Lehrstunden vorbei, und wenn ich ihnen beiwohnte, trieb ich etwas anderes. Seitdem weiß ich es, wie wenig erreicht wird, wenn man es beim Religionsunterricht auf Rührung und Erbauung anlegt, ohne die Vernunft

zu befriedigen. Auch halte ich es für unzweckmäßig, jede solche Stunde mit einem Gebet anzufangen. Natürlicher ist es, mitten im Unterricht oder am Ende desselben, wenn die Herzen sich in gleicher Ueberzeugung gefunden haben, die gemeinschaftlichen Gefühle in ein gemeinschaftliches Gebet zu vereinigen. Dann sagt der Lehrer immer leicht das Geeignete und mit vollem Herzen, und der Schüler ist für einen nachhaltigen Eindruck vorbereitet. Anfangsgebete sind häufig nur ceremonielle Feierlichkeiten, allgemeine Formeln, die gewohnheitsmäßig angehört werden.

Und der Sprachunterricht selbst, auf den Alles hinauslief, lehrte er mich denn einsehen, wie sich der Geist im Worte offenbart? wie die Gesetze des Denkens und der Entwickelungsgang des geistigen Lebens sich in der Sprache wiederholen? Lernt' ich es nur ahnen, wie eine doppelte Verwandtschaft, eine aus dem allgemeinen Menschengeiste entspringende und eine zweite durch historische Vererbung, wunderbar durch die griechische, lateinische und deutsche Sprache geht und diese drei nur zu eben so vielen Dialecten Einer Sprache macht? Ach! ich lernte nicht nur jede Sprache, ich lernte auch jedes Wort, jede Regel als ein Einzelnes, ganz für sich Bestehendes, und ganz verborgen blieb mir der Zusammenhang der sprachlichen Zeichen unter einander, die Harmonie ihrer Gesetze, und der Zusammenklang der Sprache überhaupt mit dem menschlichen Geiste! Was des Geistes eigenthümliches, unmittelbares, nothwendiges Erzeugniß ist, die Sprache, sah ich als ein ganz todtes, fremdes, fernes Ding an! Wie konnte ein vielfach angeregter junger Mensch einem solchen Unterricht Geschmack abgewinnen? — Die alten

Schriftsteller wurden entweder ganz flüchtig ohne Erklärung durchübersetzt, das nannte man cursorisches Lesen; oder einige Gedichte und Abschnitte von ihnen mit geistlähmender Langschweifigkeit kritisch und grammatisch zerlegt, das war statarisches Lesen. Jenes ließ ich mir noch gefallen, obgleich ich auf diese Art die Alten auch für mich lesen zu können meinte, dieses war mir in der Seele zuwider. Dabei hatte ich meine alte Gewohnheit, mir schöne, bedeutsame Stellen aus den Schriftstellern abzuschreiben, fortgesetzt, und diese Uebung führte mich von selbst zu einem gewissen dunkelen Streben, den Grundgedanken eines Gedichtes, eines Werkes, überhaupt die Zusammenstimmung des Einzelnen zu dem Ganzen, kurz den Geist des Schriftstellers kennen zu lernen. Gott! hätten meine Lehrer mir hierüber Winke zu geben gewußt, wie würden sie auf mich gewirkt haben! Aber von so etwas kam kein Wort vor. Lateinisch und Griechisch sollte eingelernt, eingeübt werden — was ging uns der Schriftsteller an, den wir lasen?

Eine solche Behandlung der Philologie war mit unserm Turnleben — ist mit einem gesunden Jugendleben unverträglich. Wenn neue Gedanken, neue Gefühle den Menschen beherrschen, wie mich damals, so zerreißen nur allzu oft alte, achtungswerthe Verhältnisse: ich hatte den Schülersinn verloren und eilte so schnell als möglich zur Akademie hinüber. Dieß gelang mir bald, denn die Anforderungen waren damals noch nicht so hochgestellt oder übermäßig, als einige Jahre nachher.

Mein Freund Gustav, mit dem ich noch ein Jahr auf dem Gymnasium zusammen war, beschwichtigte, ver-

higte, mäßigte mich, ſo viel er vermochte. Er zeigte mir, wie unrecht ich thue, einen Unterricht, in dem ich noch ſo vieles lernen könne, ſo gering anzuſchlagen. Er wirkte wenigſtens ſo viel, daß ich immer, wenn auch mit Unterbrechungen, fleißig blieb, obgleich nicht im Sinne meiner Lehrer und nach den Anforderungen der Schule. Er verwies mir auch meine zu große Liebe zu körperlichen Uebungen, und meinte, es ſei unrecht, in allen Stücken meinem Bruder Guſtav ähnlich oder gleich werden zu wollen, denn jener habe ganz andere Anlagen des Körpers und Geiſtes gehabt. Ich kann nicht läugnen, daß mich dieſe Bemerkung damals kränkte. Auch manches Andere entfernte mich von meinem Freunde. Er hatte an der Bewegung der Zeit einen betrachtenden, ſtillen Antheil genommen, aber ſich in ſeiner gleichmäßigen Thätigkeit keinen Augenblick ſtören laſſen. Er turnte auch mit uns, Leibesübungen aber waren ihm nie mehr als Erholungen. Er empfand nicht ſo, wie ich, und konnte nicht ſo fühlen, wie ich, denn ihm verflocht ſich ja keine Romanenwelt mit der Schmerzenstrauer um liebe Brüder und mit politiſchen Phantaſien. Als die Zeit heranrückte, wo er die Anſtalt verlaſſen ſollte, hatte ich oft eine frohe Empfindung, den läſtigen Tadler bald los zu ſein; als er mich verlaſſen hatte, fühlte ich eine große Lücke. Ein Jahr nach ihm verließ auch ich das Gymnaſium, und ging auf eine andere, meiner Heimath am nächſten gelegene Univerſität; er war nach *** gezogen, um ſich unter dem Profeſſor A. für ein akademiſches Lehramt vorzubereiten.

Was ſoll ich von meinen erſten zwei Univerſitätsjahren ſagen? Sie ſchwimmen meiner Erinnerung im Nebel,

wie ich sie im Nebel durchwandelte. Alles anfangen und nichts durchführen, in Vorsätzen schwelgen und nichts für sie thun, von augenblicklichen Eindrücken abhangen, ohne Plan und Zusammenhang weder für meine Zukunft arbeiten, noch im reinen Genuß der Gegenwart leben — aus solchen Verirrungen ist die Geschichte dieser Jahre zusammengesetzt. Ich blicke mit Wehmuth und Reue auf sie zurück, und sehe nur einzelne Blüthen und Blätter an diesem kahlen Baume. So lange ich noch auf dem Gymnasium war, stand Freund Gustav mir noch schützend zur Seite, lebte ich unter den Augen meines Vaters; nun war der noch allzu junge, ganz unselbstständige, charakterlose Mensch in einem Zeitpunkte träumerischer Aufregung sich selbst überlassen! Schon auf dem Gymnasium war mir das eigentliche Lernen bisweilen als eine geringfügige Sache vorgekommen, aber ich hatte dessen ungeachtet fortgelernt; nun aber realisirte ich meine Meinung und trieb nur die Dinge, zu denen ich Lust hatte, und dieselben nur so lange, als ich zu ihnen Lust hatte. Mit Selbstüberwindung und gegen Neigung zu studiren, nannte ich unfrei und pedantisch; meine Neigung aber schwankte unbefriedigt von einem Gegenstande zum andern hinüber, wie sie von äußern Anregungen, oder innern Gefühlen und Phantasien geführt wurde. Wie wenig Werth das unbewachte ideale Streben auf das Wissen legt und wie unbekümmert es für die eigene Zukunft ist, habe ich wahrlich! an mir selbst erfahren.

Verhängnißvoll war es, daß kein einziger aller Universitätslehrer, die in meinem Gesichtskreise lagen, mich auf die Dauer fesselte und anzog; die meisten waren auch

bei den Studenten nicht geachtet. Ich war auch, wie die meisten meiner Freunde, zu einem akroamatischen Vortrage ganz unreif, und wie unfähig, den meisten Lehrern ein ganzes Semester hindurch oder länger zuzuhören. Oft sehnte ich mich in einem Gefühle des Unmuthes nach meinem Gymnasium zurück, und bereute es, gegen den Rath meiner damaligen Lehrer, von dort so schnell weggeeilt zu sein; ich beklagte die verhängnißvollen Begebenheiten, die mich vom ruhigen Gang des Studirens abgeführt und mich gegen den Rath meines Freundes Gustav taub gemacht hatten. Doch solche Anwandlungen wurden bald durch das schmeichelnde Gefühl meiner Freiheit verdrängt, nun ungebunden meiner Laune im Studiren folgen zu können, und durch den Trost beschwichtigt, daß das Vaterland zu lieben und im Geiste des herrlichen Bruders zu leben, besser sei, als alles irdische Wissen. Ich machte auch zu meiner Beruhigung einen Unterschied zwischen Bildung und Gelehrsamkeit; nach Bildung wollte ich streben, gelehrt zu werden, verschmähte ich. Die Unterscheidung ist richtig, aber ich wandte sie falsch an.

Nach dem Willen meines Vaters sollte ich Theologie studiren, aber eine innere Stimme gab mir ein, damit Philologie zu verbinden. Ich hörte nun einen Supernaturalisten, der seine Wissenschaft nach Schelling'schen Grundsätzen behandelte. Ich hatte dadurch den Vortheil, mit der Philosophie Schelling's vorläufig wenigstens bekannt zu werden. Es war das erste philosophische System, welches ich kennen lernte, und ein System voll Leben, Anschauung und Geist. Kein Wunder, daß ich mich von demselben unendlich ergriffen und begeistert fühlte,

kam ſie mir vor, deſto mehr entfernte ſie ſich von mir. Ich war untröſtlich, und ging zu einem Rationaliſten über. Gefühl und Gemüth ſträubten ſich, daß ich unmöglich alle ſeine Bibelauslegungen und dogmatiſchen Erklärungen zu den meinigen machen konnte. Ich war jetzt nur zerriſſener und unglücklicher, dennoch aber freute ich mich, das, was ich ſchon als Kind, als Knabe bezweifelt und verworfen hatte, jetzt, wenn auch nicht immer durch beifällige Gründe, beſtätigt zu hören. Mein Selbſtdenken war nun gerechtfertigt, denn an wen und an was ſollte man ſich bei dieſem Widerſtreit halten, als an die eigene beſte Ueberzeugung? Meine Eitelkeit flüſterte mir ein, daß ich ein philoſophiſcher Kopf ſei, da ich ſchon längſt durch mich ſelbſt auf ſolcherlei Gedanken gerathen war. Ich war begreiflicher Weiſe unvermerkt ein Anhänger des Rationalismus. Doch wollte ich, um wo möglich der Theologie treu bleiben zu können, noch einen Mittelmann anhören. Dieſer aber ſagte in einer der erſten Stunden, wir Zuhörer möchten uns einen gewiſſen Ge-

trockenen Vortrag der Kirchengeschichte aufgegeben, denn diese, meinte ich, könnte ich besser geschrieben lesen und brauchte sie mir nicht abermals dictiren zu lassen. Zum Anhören der Dogmengeschichte konnte ich nie überredet werden, sie kam mir wie ein Irrsaal menschlicher Thorheit vor. So versäumte ich es beinahe ganz, mir positive theologische Kenntnisse zu erwerben: die ganze Theologie als Wissenschaft zog mich nur so weit an, als sie mir Stoff zum Denken darreichte. Wenn ich so vieles verwerfen mußte, so beunruhigte mich dieses nur bei dem Gedanken, daß der Wunsch meiner Eltern mich zu einem Prediger machen wollte. Es entwickelte sich allmählig die Ansicht in mir, daß die sittlich-religiösen Ueberzeugungen ihrem Wesen nach von allen positiven Satzungen unabhängig, wenn auch in ihrer Entwickelung durch geschichtliche Verhältnisse bedingt seien.

Je mehr ich mich nun von der Theologie abwandte, desto emsiger hätte ich andere Wissenschaften betreiben sollen. Aber der Geschichtslehrer trug trotz seines Ruhmes in der literarischen Welt seine Wissenschaft mit einer solchen erkünstelten Ekstase, in so allgemeinen, sich stets wiederholenden Redensarten vor, daß mir der Mann mit sammt seiner Geschichte unausstehlich war. Der erste Philologe der Universität, ein geistreicher, aber unklarer Kopf, gab durch seine Vorträge über alte Classiker, über Archäologie, Mythologie, gute Anregungen, die ich nach meiner Art verarbeitete; aber zum Nachschlagen der vielen dictirten Citaten war ich zu zerstreut und zu unruhig. Ich trug also sehr wenig positiven Nutzen davon.

machte ich anſtrengende Spaziergänge über Berg und Thal. Irgend ein gleichgeſinnter Freund ſchloß ſich leicht und willig an. Die Vorleſungen waren kein Grund, dieſe Ausflüge auszuſetzen und zu verkürzen; denn es galt die Meinung unter uns, daß man in den Collegien doch nichts lerne, und daß ein freies, freundſchaftliches Geſpräch in der ſchönen Natur nicht nur erheiternder, ſondern auch bildender ſei, als das paſſive Zuhören. Ich trieb dieſe Anſicht ſo weit, daß ich in der letzten Zeit dieſer zwei Jahre alle Vorleſungen daran gab, mich in ein nah gelegenes Dorf einmiethete und nur ſelten zu Freunden in die Stadt kam. Hier las ich in ſchöner ländlicher Natur nach Laune alte und deutſche Schriftſteller und übte mich in der engliſchen und italieniſchen Sprache. In der reizenden, ſtillen Umgebung war ich oft kindlich froh, der Friede meiner Kinderjahre kam über mich. Dieſe idylliſche Stimmung benutzte ich zur Verwirklichung eines lang gehegten Gedankens: ich wollte Dichter werden! Ich verſuchte mich in einigen dramatiſchen Arbeiten und ſing ein

als dem der Schönheit, berührt werden. Seitdem bin ich von dieſem Wahne auf immer geheilt. Auch kann unſere jetzige Zeit, wie es die Erfahrung beſtätigt, nur ſchlechte Dichter hervorbringen, denn welche poetiſche Stoffe giebt ſie, zu was begeiſtert ſie, daß ſie ein großes Talent entwickeln könnte?

Ganz Deutſchland hallte damals von demagogiſchen Umtrieben wieder, und überall ſtellten die Regierungen Unterſuchungen an. Aber mich ließ man ganz unangefochten, denn meine politiſchen Träume waren in der That gar zu unſchuldig. Wo es allgemeine Anſichten galt, konnte ich begeiſtert mitſprechen; bei beſondern Fällen hatte ich, weil ich ſie nie genau kannte, keine Stimme, nicht einmal einen einzelnen Tadel konnte ich durchführen. Meine Bekannten hielten mich für einen dem Praktiſchen abgewandten theoretiſchen Träumer, und ich erinnere mich, daß mir einer von ihnen in das Stammbuch ſchrieb, ich möchte das Licht nicht unter den Scheffel ſtellen. So richtig war es, daß ich am allerwenigſten geſchickt war, meinem Bruder Guſtav nachzuahmen, deſſen Andenken übrigens ſehr zurückgeſchoben war. Ich konnte nur in meiner Sphäre etwas werden. Die äußern Dinge floſſen mir noch immer, und jetzt wieder mehr, als früher, wo ich noch turnte, wie Traumgeſtalten in einander über, ich nahm mir nicht die Zeit und Mühe, ſie zu betrachten, ich war immer mit mir und mit der Verarbeitung der wenigen Gedanken beſchäftigt, die in den Vorleſungen Eindruck auf mich gemacht hatten. Denn das Allermeiſte ging in ihnen ungehört und unbeherzigt an mir vorüber; von manchen Collegien weiß ich jetzt nur

noch, daß ich sie gehört habe, von andern nicht einmal dieses mehr. Bei diesem unbestimmten, ungesammelten Sein verdanke ich es nur dem zurückgebliebenen Geiste der unterdrückten Burschenschaft, daß ich vor sinnlicher Rohheit verwahrt blieb: er war wahrlich! der Schutzengel der Jünglingsunschuld! Aber ich darf hierbei doch auch nicht eine sittliche Scheu und Reinigkeit der Gesinnung unerwähnt lassen, die mir vom väterlichen Haus her tief inwohnte.

Mein Gesichtskreis war damals gar beschränkt, und wenn ich alles überlege, finde ich, daß ihn meine politischen Ideen nicht erweiterten, sondern noch mehr verengten. Aber durch eine schöne Gewohnheit kam ich doch aus diesem einseitigen Gedankenkreise heraus, nämlich durch das Reisen. Es galt unter uns Jünglingen die Ansicht, daß es herrlich sei, besonders unser Vaterland kennen zu lernen. So durchwanderte ich denn zu Fuß mit einigen guten Freunden in verschiedenen Zeiten, einen großen Theil Deutschlands, Tyrol, die Schweiz und Norditalien. Auf diesen Reisen, bei fröhlichem Muthe und leichtem Herzen, wo die körperliche Anstrengung alle Sinne schärfte und das vollste sinnliche Lebensgefühl verschaffte, wo ich mich selbst vergaß, war ich am aufgelegtesten, deutlich zu sehen, genau zu hören und fest zu behalten. Es waren genußreiche Tage, an die allein ich mich mit vollem Wohlgefallen zurückerinnere! Es wäre in der That besser gewesen, statt ohne angestrengte Sammlung und wie spielend zu studiren, diese zwei Jahre nichts anderes zu thun, als rüstig und lustig durchs Land zu reisen. Ich führte ein regelmäßiges Tagebuch, in welches ich jeden

Abend in ausführlichen Schilderungen und mit manchen Reflexionen das eintrug, was ich den Tag über gesehen hatte. Besonders gefiel ich mir in weitläufigen, genauen Schilderungen von schönen Gegenden; das, was nur die Malerei darzustellen vermag, meinte ich thörichter Weise durch Worte anschaulich machen zu können. Aber ich hatte immer den Vortheil, daß sich mir der Lauf der Flüsse, der Zug der Gebirge, die Lage der Städte und die Abdachung der Länder gut einprägte. Ich schlug diese Ausbeute lange Zeit in wissenschaftlicher Hinsicht gering an, denn unsere gewöhnlichen erbärmlichen geographischen Lehrbücher machten mich irre; erst als ich lange nachher Ritter's Erdkunde kennen lernte, sah ich zu meinem freudigen Erstaunen, daß ich wirklich auf meinen Reisen Geographie gelernt. Es ist mir nun Bedürfniß geworden, mir auch von andern Ländern ein deutliches Bild zu verschaffen, und die Kenntniß der Erde hat für mich einen großen Reiz.

Als das Ende meines zweiten Universitätsjahres herannahte, schaute ich mit steigender Unruhe und Reue in die planlos und leichtsinnig verlebten Jahre zurück. Mehrere kleine Veranlassungen, die ich nicht aufzählen mag, brachten mich zur Besinnung. In der zufälligen Bekanntschaft mit wohlgesinnten Jünglingen und dem nähern Umgang mit ihnen, trat mir das Bild meines Jammers lebendig entgegen: lauter Anfänge ohne Fortsetzung, Vorsätze ohne Ausführung, nichts durchgreifend, als die Zerstreuungssucht und der Leichtsinn! Hiermit verglich ich die halberloschenen Ideale meines Lebens, die jetzt auf dem dunkelen Grunde meines Schmerzes mit erneuertem

Glanze aufstiegen. Ich schrieb in meiner Angst an Gustav, dessen stets theilnehmende Briefe ich schon längst nachlässig und seit einem Jahre gar nicht mehr erwiedert hatte. Er antwortete mir sogleich mit alter Herzlichkeit, die mich tief rührte, deren ich mich nicht für würdig hielt. Der Inhalt seines Briefes war entscheidend für mein Leben. Er bestärkte mich in meinem Vorsatze, die Universität *** zu verlassen, denn da werde es mir schwer werden, zu einem geregelten Fleiße zurückzukehren. Ich solle zu ihm kommen, er sehne sich den alten theuern Freund an sein Herz zu drücken; er habe zwar ausstudirt, denke aber noch ein Jahr in *** zu bleiben, um in freier Muße seine eigenen Vorlesungen für die erste Zeit seiner akademischen Laufbahn auszuarbeiten. Nun nannte er mir einige bekannte Lehrer, deren Vorträge ich mit Nutzen hören könnte, vor allem aber müßte ich unter Professor A. Philosophie studiren. Denn er kenne mich zu gut, als daß er nicht wisse, daß mir vor allem Andern philosophische Durchbildung noth thue, wenn ich die Aufgabe des Lebens ehrenvoll lösen wolle. Ich möchte daher alles Andere im Stich lassen, und getrost und guten Muthes in seine Arme fliegen; er könne mir zu manchem nützlich sein. Ich solle mich nicht härmen wegen einiger Jahre, die ich mit Unrecht für unersetzlich verloren halte; nicht jeder geistige Gewinn lasse sich zählen und messen, so wie umgekehrt manches für Ausbeute gehalten werde, was der Entwickelung schädlich oder unnütz sei. Ich blühe ja in ungeschwächter Jugendkraft, und sei jetzt kaum so alt, als die meisten, wann sie von Gymnasien zur Hochschule übergingen. Das Selbstvertrauen also brauche, dürfe ich nicht verlieren!

Durch solchen Zuspruch aufgemuntert, schickte ich mich sogleich an, des Freundes Rath, der eigentlich mein eigener stiller Plan war, zu folgen. Ich brachte meinem Vater von meinen bisherigen Lehrern treffliche Zeugnisse über Fleiß und Aufmerksamkeit, und erhielt so Geld, meine vielen Schulden zu bezahlen, und die Erlaubniß, nach *** zu gehen um so leichter, da Gustav es wünsche, der in unserm Hause noch immer in dem besten Andenken stand und ein unbedingtes Zutrauen genoß.

Wie wechseln meine Gefühle, wenn ich mein Leben überschaue! Wie meine Gymnasial-, so sollten auch die Universitätsjahre zwei Abschnitte haben, aber die zweite kleinere Hälfte der Universitätsjahre sollte die schönere sein. Mit Beschämung blicke ich zu jener, mit Hochgefühl zu dieser zurück. Aber auch das Verkehrte ist oft eine Stufe zum Guten. Vielleicht wehrte mir mein guter Genius, welcher eine mir inwohnende Anlage und einen bisher ohne Bewußtsein gepflogenen Drang zum Selbstdenken nicht erstickt wissen wollte, mich zu frühe in ein einzelnes Fach zu verlieren. Hätte ich mich mit angestrengtem, ausschließendem Fleiße in eine einzelne Wissenschaft hineinstudirt, so wäre ich wohl in ihr hängen geblieben, und hätte vergessen, nach einem Ueberblick aller Wissenschaften und nach der Wurzel des Wissens überhaupt zu fragen. Daß ich mich mit mancherlei beschäftigt hatte und von nichts festgehalten worden war, verstärkte nun meinen Trieb, zuletzt noch Befriedigung und Halt in der Philosophie zu suchen. Ich brachte ihr einen nicht ganz ungeübten Geist und ein Herz mit, welches von nichts besessen war, welches alles, was es bisher sich angeeignet hatte, oder sich

hätte aneignen können, gering achtete. Ohne Rückhalt, ohne durch eine besondere Absicht beschränkt zu sein, konnte ich mich ganz dem reinen Streben hingeben, mich über mich und die Welt zu verständigen: und ich wollte es um jeden Preis der Zeit und der Anstrengung, denn das bisherige fahrlässige Arbeiten war mir zuwider und meinem natürlichen Ernste und der früheren Gewöhnung nicht entsprechend. So widmete ich meine letzte Universitätszeit dem Geiste, der mich bisher stillschweigend geführt hatte.

Zwar hatte ich die Absicht, in der neuen Universitätsstadt außer der Philosophie noch Geschichte und einige Zweige der Alterthumswissenschaft und der Theologie zu treiben, bald aber verschlang das philosophische Interesse jedes andere, und ich erkannte damals, was ich nachher noch oft erfuhr, daß man zu Einer Zeit nur Eine Sache lieben kann, und daß man alles Andere daran geben muß, um in einer Kunst oder Wissenschaft Fortschritte zu machen. Die Erbärmlichkeit unseres jetzigen Geschlechtes rührt großentheils daher, daß es verschiedenartige, ja widersprechende Dinge, Bildung und Eitelkeit, das Edle und Nützliche, pfiffig in Einem Streben vereinigen will, bei welchem Ausgleichungsversuche das Gemeine über das Schöne immer obsiegt. Aber selbst wenn mehrere geistige Güter zu gleicher Zeit angestrebt werden, theilt sich die Kraft des Gemüthes und von jedem dieser Güter wird nur ein kleiner, unwesentlicher Theil errungen.

So beschäftigte ich mich damals einseitig, ausschließlich mit meiner Wissenschaft; Kant und mein großer Lehrer A. waren mein einziges Studium. Denn ich war bald überzeugt, daß alles Eigenthümliche, Gediegene,

wahrhaft Lebendige in der ganzen neuern Philosophie doch nur aus Kant's Denkrevolution hervorgegangen sei, ja daß alle neuern Philosophen, sie mögen sagen, was sie wollen, im Grunde doch nur Kant's größere oder kleinere Schüler sind. Denn alle neuern Denker folgen dem gewaltigen Umschwung, den der große Meister seiner Wissenschaft gab, und selbst seine Gegner werden von seinem Geiste beherrscht und nähren sich von seiner Gedankenfülle. Was ich mir seit zwei Jahren so oft vorgenommen, aber nie ausgeführt hatte, früh aufzustehen und den Tag regelmäßig zwischen Arbeit und Erholung zu theilen, wurde mir nun leicht, ja nothwendig, je mehr mich die neue Welt anzog, die mir nun aufging. Jetzt erst lernte ich die platonische „Tapferkeit des Denkens" kennen und üben, ohne die keine Geistesbildung möglich ist, ohne die auch der Talentvolle ein Geck bleibt.

Aber ich studirte die Philosophie nicht allein aus Büchern und Collegienheften: ich lebte sie, ich schaute sie. Durch meinen Freund ward ich bei A. eingeführt; schon vor meiner Ankunft war alles eingeleitet. Ich war sogleich ein Mitglied seines nähern Umganges, bald seiner Familie. Jetzt sah ich die Abgeschmacktheit des Collegienanhörens, des Collegiennachschreibens, die Verkehrtheit der ganzen Unterrichtsweise auf Akademien, und seit der Zeit bin ich von der Nothwendigkeit einer Radicalreform der akademischen Unterrichtsmethode überzeugt, wie von meinem ewigen Leben. Jetzt hatte ich das Glück, meinen Lehrer nicht nur über alles fragen zu können, sondern mein Denken wurde durch den nahen, innigen, täglichen Umgang mit ihm belebt, geläutert, geregelt! Auf den

täglichen Spazirgängen durch Thäler, über Berge, in den zufälligen Zusammenkünften einer kleinen Schaar auserlesener Schüler, in dem herrlichen Familienkreise des herrlichen Mannes, im alltäglichen Leben oder in festlichen Tagen — wie viele Gelegenheiten fanden sich da, das Gelesene und Erlernte in einzelne Erfahrungen hinein zu verfolgen, das Wahrgenommene und Gehörte zu allgemeinen Begriffen zu steigern und an Bekanntes anzuknüpfen! Wie Sokrates seine Jünger, so führte unser Meister auch uns von zufälligen Begebenheiten zu allgemeinen Wahrheiten hinüber, und unsere Unterhaltung mochte ausgehen, wovon sie wollte, sie endigte ungesucht meistens mit einem philosophischen Gespräche. Ohne System, ohne Schulsprache verbreitete sich Rede und Gegenrede allmählig über alle Theile unserer Wissenschaft, ja über das ganze menschliche Wissen, und wenn ich irgend einen ihrer Zweige zum erstenmale systematisch durchstudirte, wurde ich zu meiner Freude inne, daß ich in ihn schon eingeführt sei und von ihm schon manches wisse. Durch das bloße Collegienhören hätte ich bei A. wohl wenig gelernt, denn ich verstand vieles nicht, und, was ich verstand, eignete sich mir dadurch allein noch nicht lebendig an; durch die Unterhaltungen allein, ohne Vorlesungen und das Studium der Schriften meines Lehrers, hätten sich mir die Ueberzeugungen nicht einheitlich abgerundet und wissenschaftlich verbunden. Nun aber unterstützte das eine das andere!

Dieses alles zusammen gab mir eine ganz neue Geisteserhebung, gab meinem Leben eigentlich erst das rechte Leben. Mein bisheriges Treiben mußte mir gegen den jetzigen Zustand wie ein Traum erscheinen. Freilich konnte

ich in ihm manches Bedeutsame anerkennen, aber alles war doch nur Anregung, Zufall, Aufwallung, ohne planmäßige, ununterbrochene, selbstbewußte Fortbildung. Nun aber schien das Edelste meines Wesens, alles Gute, was mich bisher getrieben hatte, in meinen eigenen immerwährenden Besitz zu kommen. Das Licht der Reflexion breitete sich über meine eigenen vergangenen Jahre aus, während sie die allgemeine Form des menschlichen Geistes an den Tag zog. Ich hatte eine höhere Stufe des Daseins erstiegen, oder war wenigstens im Begriff, mir das ächt menschliche Leben zu erkämpfen. Denn dem Verstande, welcher doch allein unser irdischer Führer sein soll, widerfuhr nun sein edelstes, lang vorenthaltenes Recht, und die Selbstthätigkeit, die doch der eigentliche Mensch ist, siegte ob über bloßen Genuß und leidende Anregung. Ich fühlte mich wie umgewandelt, und sah mein früheres Leben nur als eine Unterlage zu diesem Standpunkte, auf dem ich das herrlichste Gebäude würde errichten können. Meine Kraft war in's Unendliche gesteigert, ich hätte auch das Unmögliche für möglich gehalten. Meine Freude war groß und beinahe erhaben, denn ach! das Leben gab mir damals alles, was ich wünschte, und ich erfreute mich mit stoischer Rüstigkeit der Seele nur des Guten und Wahren. Zu allem Trefflichen fühlt' ich mich aufgelegt, vor dem Gemeinen wähnte ich für immer verwahrt zu sein. Es war meine schönste Zeit! Alles was jetzt Gutes an mir ist, sind nur Trümmer aus ihr, so wie dem Platon seine Ideen nur Erinnerungen aus dem himmlischen Leben waren.

Viel und nächst meinem Lehrer das meiste zu diesem Zustande, an den ich selbst nicht glauben würde, wenn ich ihn nicht selbst erlebt hätte, trug mein edler Freund, — trugst Du bei, mein Gustav! Du warst bei den meisten Unterredungen mit meinem Lehrer gegenwärtig, und machtest wenigstens in der ersten Zeit die Mittelsperson zwischen mir und ihm. Du hast mein Suchen geleitet, meinen haschenden sprachlichen Ausdruck berichtigt, und das mit mir förmlich eingeübt, was ich bei meinem Lehrer lernte, oder auch es mir dadurch recht lebendig *gemacht*, daß du es durch Beispiele aus meinem eigenen Leben erläutertest, was ja nur Du konntest. Durch Dich wurde ich über mein ganzes früheres Leben so recht von Grund aus verständigt, denn wenn meine Unachtsamkeit und hastige Unruhe mich das Verlebte nicht genau hatte behalten lassen, so spiegelte sich in deinem treuen Gedächtnisse auch meine Vergangenheit, wie in einem reinen Spiegel, in ihren eigensten Zügen und allen ihren Gestalten ab, und diese wurden nun besprochen und auf höhere Ueberzeugungen zurückgeführt. Du ließest es dich nicht verdrießen, ganze Tage meine Zweifel und Einwendungen anzuhören, und ertrugst meine Unklarheit mit einer Geduld, welche ich nur an Dir nicht bewundere. Wir lebten unsere herrliche Jugendzeit noch einmal in forschender Erinnerung, und sie erneuerte sich uns jetzt noch herrlicher im Lichte der Weisheit! Wie oft hing ich seelenvoll an Deinen besonnenen Worten, an Deinem klaren Blicke, wenn Du mir die Früchte Deines Fleißes seit unserer Abwesenheit vorlegtest, wenn Du mir Deine eigenen schriftlichen Ausarbeitungen vorlasest! wie freute ich mich dann bei dem

Gefühle der eigenen Armuth und dem Bewußtsein der Zeitverschwendung, der Busenfreund eines so trefflichen Menschen zu sein! wie hob und veredelte mich Deine und unseres Lehrers Achtung! Und wenn wir dann des Sprechens müde und in der Absicht, nicht mehr fortzuphilosophiren, hinausliefen, und dennoch bald wieder unvermerkt zum Philosophiren zurückkamen, so wie wir ja auch unsern Athem nur auf Augenblicke zurückhalten können; wenn wir jubelnd und hochbeglückt durch die schöne Natur schweiften, und uns dann den Wellen des nahen Flusses überließen; oder wenn wir aus dem Theater der benachbarten größern Stadt zu Fuße Nachts zurückkehrend, die ewigen Sterne zu Zeugen unserer ewigen Freundschaft machten — Gustav! Gustav! es waren herrliche Zeiten! Ich möchte den Herrn der Erde nicht um sein Glück beneiden, der nicht ähnliche erlebt hätte, und so lang noch ein Fünkchen von Erinnerung in mir ist, werde ich mich dieser Zeit erinnern.

Indem die Philosophie meine Lust und Thätigkeit in Einen Punkt zusammen drängte, mußte mir im Anfang manche andere Wissenschaft als geringfügig, ja als verächtlich vorkommen. Aber wie gründlich wurde ich bald eines Bessern belehrt! So redete ich von der Sprachwissenschaft als von einer geringfügigen Sache; mein Lehrer aber äußerte zu meinem großen Erstaunen, ich hätte meine Jugend gut angewandt, wenn ich die alten Sprachen tüchtig studirt hätte, und der Philosoph ermunterte mich hierbei, in diesem schönen Studium rüstig fortzufahren. Eben so war ich in jener Periode des einseitigen Selbstdenkens und Reflectirens der Geschichte sehr abge-

neigt; mein Lehrer aber meinte, es sei doch sehr schön, in der Geschichte gut bewandert zu sein; auch werde uns durch sie der Entwickelungsproceß des menschlichen Geistes augenscheinlich, und jede Kunst und Wissenschaft sei im Großen nur ein Erzeugniß der Menschengeschichte, keiner könne sich rühmen, eine Wissenschaft ergründet zu haben, welcher nicht auch ihre Geschichte kenne. Die Mathematik aber schien mir jetzt, um die Dinge vollständig begreifen zu lernen, mit der Philosophie so nothwendig zusammen zu gehören, als das Auge zum Ohre, um die Gegenstände nicht einseitig wahrzunehmen; und die Naturwissenschaften stellten sich mir in ganz veränderter Stellung dar, da mir die wissenschaftliche Seelenlehre selbst als eine Naturlehre des innern, geistigen Lebens erschien. Mit welcher Selbstbeschämung lernte ich idealer Schwärmer den Werth positiver, materieller Kenntnisse einsehen, da mir nun deutlich wurde, daß Mathematik und Philosophie ohne bestimmte Anwendung auf einzelne gegebene Thatsachen leere Formeln sind; denn was hilft uns die Einsicht in allgemeine Gesetze, wenn wir die Dinge nicht kennen, für die sie gelten? Von dieser Zeit an erschien mir jede Kenntniß, jede Fertigkeit, ja jeder körperlicher Vorzug als eine Zierde des Lebens, die ihrer selbst wegen geschätzt und gesucht werden müsse. Das eigene Herz hatte mir schon längst gesagt, daß Bildung und Tugend nur unsere freie Liebe und innere Achtung anspreche. Jetzt aber verstand ich des eigenen Herzens Stimme, und hörte auf, im Reiche des Geistes ein Knecht zu sein!

Gustav, das sah ich täglich mehr ein, hatte recht gehabt: mir war nur durch Philosophie zu helfen. Denn

auch meine religiösen Zweifel sah ich gehoben; ich war überzeugt, daß der ganze Streit zwischen Rationalismus und Supernaturalismus blos von der obersten Fläche des Lebens abgeschöpft sei, und bei fortschreitender Ausbildung der religiösen Ueberzeugungen in sich selbst zerfallen müsse; denn alles begreifen zu wollen und alles auf Auctorität anzunehmen, sei gleich verkehrt. Ich lernte mit der Grenze des Verstandes zugleich das Recht des Glaubens und Gefühls anerkennen, und die ursprüngliche Vernünftigkeit der sittlich-religiösen Ueberzeugungen mit der Achtung vor der Offenbarung vereinen. Auch meine Begeisterung, besonders die, welche durch den Tod der theuern Brüder in mir angefacht war, fand nun ihre Begründung, ihr Maß, ihre Richtung. Die Vaterlandsliebe, sagte mein Lehrer, zieme der Jugend, denn wen sie in dem Blüthenalter des Lebens nicht ergreife, der werde später im vereinzelten Geschäftsleben von ihr nicht berührt werden; das Volk aber gehe seiner sichern Auflösung entgegen und biete, so lange es fortbestehe, das Bild eines charakterlosen Menschen im Großen dar, dessen Gebildete nicht einmal von Vaterlandsliebe durchglüht seien, und keine Verfassung, keine Regierung, kein Monarch, kein Gott könne ihm helfen. Deßwegen sei dem Volke Glück zu wünschen, dessen gebildete Jugend, statt der Genußsucht, dem Sinnenreiz oder verliebten Tändeleien zu folgen, durch eine solche großartige Begeisterung erhoben werde. Aber diese Begeisterung, fügte der besonnene Mann immer warnend hinzu, lasse doch nur schwebende, unbestimmte Ideale aus sich hervorgehen, die der nüchterne Verstand zu berichtigen, zu begrenzen und zu befestigen habe. Daher sei

Durch die genaue Erörterung dieser und ähnlicher Gr
sätze hielt der treffliche Mann seine Schüler von po
schen Verirrungen ab, ohne ihnen das Vaterland und
diesem zu rauben.

Aber meine sich neubelebende vaterländische Beg
sterung trat damals ganz in den Dienst der Wissenscha
der Wahrheit. Denn es war mir klar geworden, daß
unserer Zeit mehr, als in irgend einer andern, und
unserm Volke am meisten, die ganze edlere Gestalt
des Lebens von intelectueller Ausbildung abhange.
ergab sich nun als Ziel meines Lebens, daß ich
Forscher und Verbreiter der Wahrheit und Wissensch
meinem Vaterlande dienen müsse, und ich hörte in mei
eitelen Thorheit mich schon zum voraus durch Deutschla
Gauen als Denker, als Schriftsteller, als Jugendleh
gefeiert, erfreute mich meines Wirkens, genoß mei
Nachruhms!

Während sich auf solche Weise mein Verstand a
bildete, war in dieser einzig schönen Zeit auch für
Bildung meines Gemüthes gesorgt, welches seit zwei

seitdem war ich von einem Kosthaus zum andern gewandert. Jetzt erst wurde ich durch das schöne Familienleben des Professors A. wirklich überrascht, und die neue Erscheinung bezauberte mich immer mehr, je näher ich sie betrachtete. Die größte Innigkeit, die zarteste Theilnahme, die herzlichste Uebereinstimmung herrschte zwischen allen Familiengliedern. Dabei war nichts Weichliches und Erkünsteltes zu sehen; das wechselseitige Wohlwollen war heiter und frisch, die Liebe frei und natürlich. Alle Mitglieder schienen nur da zu sein, um ein harmonisches Ganze darzustellen, und doch bewegte sich jedes in seinem Kreise selbstständig und ungezwungen. Oft kam mir dieses Familienleben als das reinste Kunstproduct, und dann wieder als ein einfaches Naturerzeugniß vor, welches aus dem gewohnheitsmäßigen Zusammenleben gleichgearteter, edler Menschen von selbst erwachsen war. Einem solchen Kreise, in dem mir alle kleinern freundlichen Tugenden anschaulich entgegentraten und mich bald lebendig umfingen, gehörte jetzt auch ich an, der in's Weite schweifende Mensch! Eine ungeahnete Seite des Lebens enthüllte sich mir. Ich schämte mich meiner Romane, die mir das irdische Glück doch nie so rein und wahr geschildert hatten, als ich es jetzt mit Augen schaute; ich schämte mich meines ungemessenen Ringens nach dem Großen, da das Gute im kleinen Kreise so nahe liege. Ich gewann die Welt wieder lieb, welche für einen solchen edelen Verein Raum habe; und wenn ich an meine eigene Zukunft dachte, so verband sich mit dem, was ich täglich erlebte, das frohe Gefühl der schönsten Hoffnung. Der Einfluß dieses Familienlebens, wie er mir Geist und Herz, Gefühl und

Einbildungskraft gesund machte, mäßigte, zur Besinnung brachte, möchte mir schwer zu bezeichnen sein. Hatte ich früher das Aeußere ohne nähere Beachtung an mir vorüberwandeln lassen; so wurde nun mein Blick angezogen und festgehalten. Als ich die Sittenlehre bei A. hörte, blieb ich ungewiß, ob er sein Familien- und Privatleben nach dieser Sittenlehre gebildet, oder sich die sittlichen Grundsätze aus jenem abgezogen habe. Was ich in den Vorlesungen hörte, sah ich im Umgange mit dieser Familie, und das ganze Leben des A. war der klarste Commentar zu seinen Worten. Sorge, Freude, Laune, Scherz, Genuß, hatten in dem Kreise dieser trefflichen Menschen ein und dasselbe ächt menschliche Gepräge; sie schienen mir nur verschiedene Aussprüche derselben Familienseele und ganz anderer Art zu sein, als ich sie sonst überall gefunden hatte: sie waren die Unterlage des Geistigen, die Symbole des Höhern! In der ganzen Gestaltung des häuslichen Zusammenlebens sprach mich ein so feiner Geist an, daß ich mir ein besonderes Geschäft daraus machte, denselben in meine Begriffssprache zu übersetzen. In der Frau A. lernte ich ein edles weibliches Wesen kennen, welche den hohen Geist ihres Gatten ganz gefaßt hatte, ohne den eigenen daran zu geben. Sie sowohl, als ihre unverheirathete ältere Schwester erzeigten mir so viele Theilnahme, erwiesen meiner Eigenthümlichkeit so viele Nachsicht, daß ich mich hier zuerst im Umgang mit Frauen glücklich und frei fühlte, daß ich immer belehrt und gebessert aus ihrer Gesellschaft ging. Die Familienfeste, der Christtag wurden auf eine angemessene Weise gefeiert, aber auch das alltägliche Leben schien mir in seiner Rei-

nigkeit, in seiner beweglichen Frische hier etwas Festliches an sich zu haben. Es war ja stets ausgeschmückt mit dem Schönsten, Besten, was in mir lebte, und für mich wenigstens war jede Stunde, welche ich in dieser Familie zubrachte, nicht nur eine Erholungs-, sondern auch eine Feststunde. Alles, auch das Kleinste, war bedeutsam und in sich würdig, und wir junge Leute brachten in diese schöne Familiengemeinschaft eine noch größere Mannigfaltigkeit, Frische und Bewegung.

Freilich sprach mich alles dieses auch deßwegen in einem so hohen Grade an, weil selbst in das Familienleben nicht nur durch das Handeln, sondern auch durch das Wort unsere Philosophie eingeführt war. Wir Jüngern, die wir so gewaltig von philosophischem Interesse bewegt wurden, ergriffen jede Gelegenheit, um zu allgemeinen Fragen und Ansichten überzugehen, und die vielen bedeutenden Männer, welche hier aus- und eingingen, theils auch unsere Lehrer von fremden Orten her besuchten, brachten ebenfalls häufig wissenschaftliche Gespräche im Familienkreise in Anregung. Da war es nun des Professors A. Sorge, daß hier die eigentliche Gelehrsamkeit, die Schulsprache und die höchste wissenschaftliche Begründung ausgeschlossen blieben; aber freie, ernste, würdige Unterhaltungen über das Menschliche, Sittliche, über Religion, Kunst, Natur und Geschichte wurden hier recht eigentlich und auf eine eigenthümliche Weise gepflogen. Man hielt sich gewöhnlich an positive Lehren, an erlebte Fälle, an geschichtliche Ereignisse, an Naturwahrnehmungen, an die Aussprüche des eigenen Gefühls. A. trat mit seiner geistigen Ueberlegenheit ganz in den Hinter-

grund, um unserer eigenen Selbstthätigkeit größern Spielraum zu lassen, ja er ließ häufig das Resultat des Gespräches ganz unentschieden, weil, wie er einmal sagte, die Anregung und der Zweifel oft fördernder seien, als die befriedigte Einsicht und die mitgetheilte Erkenntniß. Jeder der Anwesenden, der Lust hatte, brachte seine Meinung über einen Gegenstand in zusammenhängender Rede zum Vorschein, ließ sich fremde Einwendungen gefallen und vertheidigte sich ruhig und freundlich gegen sie. Selbst die Frauen nahmen an diesen mannigfaltigen Gesprächen Antheil, und hatten die edle Fertigkeit erlangt, über geistige Dinge auf ihre Weise, ohne die Weiblichkeit im geringsten zu verlassen, geordnet und zusammenhängend sprechen zu können; die unerwachsenen Töchter aber hörten aufmerksam zu und sagten bisweilen auch ihr Wort mit. Es waren allerliebste Mädchen von etwa vierzehn und sechzehn Jahren, und A. sagte, wenn sie bisweilen über eine Antwort, eine Frage, einen ausgesprochenen Gedanken roth wurden: Ihr, meine armen Kinder, ernähret euch jetzt nur noch von unsern Brosamen, aber wartet nur, bis die Freundin, die ich euch zuführen will, angekommen ist, dann sollt auch ihr bei der Weisheit in die Schule gehen!

A. meinte überhaupt, daß es in sittlich-religiösen Ueberzeugungen und ästhetischen Ansichten auch beim Manne, besonders aber beim Weibe vorzugsweise auf seine Gefühlsbildung ankomme. Aber diese sei ja mit bedingt durch Unterricht und verständige Lehre. Auch dem Weibe stehe es wohl an, sich über das eigene Gefühl nähere Rechenschaft geben, und in zusammenhängender Sprache

auf ihre Weise das, was sie für edel, für schön, für gut halte, ausdrücken zu können. Dadurch werde das Weib nicht zu unnützer Gelehrsamkeit hinübergezogen und auch nicht zu oberflächlichen Räsonnements verleitet, sondern bleibe sie bei sich selbst stehen, und indem sie das, was hell und klar in ihr lebe, in Worte fassen lerne, befestige sie es und mache es dauernd. Eine solche eigenthümliche Selbstständigkeit der geistigen Ausbildung sei die edelste Mitgift einer Jungfrau. Denn diese komme in ihrem künftigen Leben sehr häufig in Gefahr, ihres richtigen und reinen Gefühls beraubt zu werden, sei es durch eine gemeine Umgebung, oder durch weltliche Eitelkeit und Zerstreuung, oder durch Mystik, das feinste Gift der Seele, oder durch andere Ursachen, wenn sie das weibliche Gefühl nicht durch klare Einsicht und ein gebildetes Urtheil zu schätzen wisse. Jene Gefühlsbildung sei der Zweck der weiblichen Erziehung überhaupt, diese Ausbildung des Urtheils Sache des weiblichen Unterrichts; alles andere in der weiblichen geistigen Erziehung sei Vorbereitung, Beiwerk, Mittel, Ausschmückung.

In der Familie des A. habe ich es zuerst erfahren, wie Frauen über sittliche, religiöse, ästhetische Dinge aus ihrem gebildeten Gefühle heraus sprechen können, ohne im mindesten aus ihrer Sphäre zu treten. Denn das ächtgebildete Urtheil der Frau bleibt weiblich; es stützt sich nicht auf allgemeine Gedanken, imponirt nicht durch die Consequenz der Schlüsse, sondern reiht Anschauungen, Erfahrungen, Beispiele sinnig zusammen, und durchflicht sie mit nahe liegenden treffenden Bemerkungen, mit Aussprüchen und gleichsam mit Einfällen, welche, so natürlich und

einfach sie sich aus der Sache ergeben, von dem Manne dennoch entweder ganz übersehen, oder nie so geistreich, fein und klar ausgesprochen worden wären. Das ist die ächte Verstandesbildung des Weibes, die immer in allen Urtheilen vom klaren Gefühle durchdrungen bleibt. Aber verkehrt ist diese Bildung, wenn sie mit gelehrtem Wissen prunkt oder sich mit allgemeinen Reflexionen wichtig macht. — Das aber war das Herrliche, was ich vorher und nachher nicht wieder gefunden habe, daß das geistige Interesse in der Familie des A. so einheimisch war, daß man es den Lebensathem der Familie nennen konnte. Man suchte kein geistiges Gespräch herbei, um sich doch auf eine nützliche Art zu unterhalten; es ergab sich von selbst, ungesucht, mit Nothwendigkeit in diesem Bunde, wo nicht nur die Körper räumlich zur Unterstützung und zum Genuß, sondern wo auch die Seelen zusammenlebten. Man wollte den andern nicht belehren, sondern selbst lernen. Diese Art der Unterhaltung gehörte als nothwendiges Bestandtheil zum Leben; wenn jeder sein Tagewerk gethan hatte, fand er in ihr die am meisten erhebende, belohnende Erholung. Man kann sagen, es war bei diesen Unterhaltungen nicht eigentlich auf geistigen Gewinn, ja es war eigentlich auf nichts abgesehen; man pflegte sie, weil sie ihrer selbst wegen gefielen, weil man ohne sie nicht leben konnte. Scherz und Ernst, Gewöhnliches und Ungewöhnliches bewegten sich in diesem Geiste: man sprach sich aus, und man sprach diesen Geist aus. Man wollte es nicht, aber man konnte es nicht anders. So zu leben, so des Besten und Schönsten in sich froh zu werden, so sich selbst im andern wiederzufinden, so sich seiner Seele

zu erfreuen und ſich in der Freude ſelbſt zu veredeln, — es war uns allen zum Bedürfniß geworden!

Selige Zeit, goldenes Alter meines Lebens, wo biſt du hin? wo ſuch' ich und wo find' ich dich wieder? Ach! wo fand ich dich wieder? Welches Glück kann mir die Erde noch geben, da ich jedes mit jenem vergleiche und jenes in keinem andern finde? Mir bleibt nur die Sehnſucht um ein ewig verlornes Gut: meine Hoffnung, wie mein Paradies, liegt hinter mir!

Das Ende meiner akademiſchen Laufbahn nahte heran. Mein Guſtav war ſchon früher abgereiſ't, und in ***, wo ich zuerſt ſtudirt hatte, mit vielem Beifall als Docent aufgetreten. Es war mir nun längſt nicht mehr ungewiß, welchen bürgerlichen Beruf ich zu ergreifen hätte: es war einzig und allein das Lehramt. Geiſtlicher konnte ich nicht werden; ich wollte mich in meinem Wirken durch den fremden Buchſtaben nicht binden laſſen, noch mich der Gefahr ausſetzen, unredlich und unlauter zu werden. Nur im Lehrfache konnte ich den eigenen, freien wiſſenſchaftlichen Geiſt geltend machen. Aber ich war zur Uebernahme einer beſtimmten Lehrſtelle ganz und gar nicht vorbereitet, denn ich hatte bisher an nichts weniger gedacht, als mir beſtimmte Kenntniſſe für ein eigenes Amt anzueignen, und ich wollte auch, wie ich ſagte, das Leben kennen lernen, ehe ich mich an ein feſtes Amt bände. Ich war daher ſehr erfreut, als mir durch einen Lehrer der Hochſchule unter vortheilhaften Bedingungen eine Hauslehrerſtelle in L. angeboten wurde, denn dadurch lernte ich einen noch unbereiſ'ten Theil Deutſchlands kennen und kam in einer ſo bedeutenden Stadt durch eine der angeſehenſten Fami-

lien in Verhältnisse zu Menschen aller Art. Als ich Professor A. um Rath fragte, hieß er mich meiner Neigung folgen, und selbst Gustav war mit meinem Entschlusse zufrieden; er prophezeite mir aber die Leiden und Kämpfe, denen ich entgegenging. Dabei schrieb er mir, daß er bei der nächsten Gelegenheit von seinem jetzigen Wohnorte zu meinen Eltern hinüberreisen, und dieselben wegen meiner beruhigen wolle.

Die Aussicht in die Zukunft milderte das Herbe des Abschieds. Als A., seine Frau, seine Kinder mir so herzlich, so innig das letzte Lebewohl sagten, traten mir zwar die Thränen in die Augen und die Wehmuth in die Seele, und auf einen Augenblick erlag ich beinahe dem Gefühle des unersetzlichen Verlustes. So ergriffen hatte ich einst nicht die leiblichen Eltern verlassen, als ich jetzt von meinem zweiten Vater schied. Aber Thränen und Wehmuth dienten nur, meinen Muth, meine Hoffnung zu stärken, wie die Pflanze aus Thau und Regen neues Leben einzieht. Eine weinerliche Stimmung durfte ich ja beim Abschied von Menschen nicht nähren, mit denen ich geistig verbunden blieb. Mit einem muthigen Selbstgefühl, mit der Vorfreude des Gelingens und Lernens ging ich meinem neuen Wirkungskreis entgegen. Jetzt wollte ich zeigen, was wahre Bildung vermöge, jetzt werde es sich an den Tag stellen, wie wahre Begeisterung sich auch noch in unsern Tagen Anerkennung zu verschaffen wisse, ja in Andern den ähnlichen himmlischen Funken hervorzurufen vermöge. Zwar weiß ich es, fuhr ich fort, zu mir selbst zu sprechen, das Leben ist gemein und verfallen, und das Beste: Bürgersinn, Gemeingeist, Vaterlandsliebe, hat sich

noch nicht in ihm angesiedelt. Aber sollte in so langer Zeit das Christenthum nicht so viel gewirkt, sollte die ererbte Bildung von Jahrhunderten nicht so viel eingeleitet, sollten Literatur, Kirche und Schule nicht so viel begründet haben, daß der jetzigen Menschen Geist der Erhebung und ihr Herz der Erweiterung nicht fähig wäre? Man biete ihnen das Schöne nur an, und niemand wird seinem allmächtigen Zauber widerstehen können. Es besitze nur einer die von Ideen geweihte Kraft der Rede und stelle an sich selbst den Abdruck eines idealen Menschen dar, so wird er auch noch unter dem jetzigen Geschlechte Jünger finden. Oder sollten die edeln Jünglinge in den letzten Freiheitskriegen umsonst gesiegt haben und gestorben sein, so daß sie nicht einmal die Empfänglichkeit für das Gute in unserm Volke vermehrt hätten? Aber das ist unser Unglück, daß die, welche das Salz der Erde sein sollen, dem Volke alles andere anbieten, Kunstprunk, Aberglauben, Gelehrsamkeit, nur nicht in klarer, geläuterter Form das geistig Schöne, welches unfehlbar alle Menschen ergreift und dauernd festhält.

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen und Gedanken langte ich an dem Orte meiner neuen Bestimmung an. Ich trat in ein so großes, prachtvolles Haus ein, die kostbaren Meubles, die Gemälde und Bildsäulen, die Gartenanlagen, die Hauseinrichtung, kurz die ganze reiche, glänzende Umgebung machte auf mich einen solchen überraschenden Eindruck, daß ich mich wirklich in einem ganz ungewohnten Elemente zu bewegen schien. Man empfing mich mit freundlicher Aufmerksamkeit. Die Kinder, welche ich erziehen sollte, gefielen mir: zwei Knaben von

Prima des Gymnaſiums vorbereitet werden. Man wollte ſie noch nicht auf das ſtädtiſche Gymnaſium ſchicken, weil alle Claſſen, bis auf die erſte, überfüllt waren und die Anſtalt damals in keinem guten Rufe ſtand.

Im Anfange ließ ſich mein neues Verhältniß erträglich an. Ich brachte eine jugendliche Friſche mit in's Haus. So lange meine ganze Aufmerkſamkeit auf das Neue, Fremde, Ungewohnte um mich gerichtet war, ließ ich mich in meinem Benehmen und meinen Worten ungehindert gehen, und ich glaubte, daß es gut ginge, oder merkte es nicht, daß ich Alles ſchlecht machte. Als aber die äußern Dinge ihr Imponirendes verloren, und ich mein Verhältniß zu meinen Hausleuten näher in's Auge faßte, da fühlte, da erkannte ich den ungeheuern Abſtand, die unendliche Kluft zwiſchen mir und ihnen! Es war gar keine Geiſtesgemeinſchaft zwiſchen uns. Die Gefühlsſtimmung, die ganze Gedankenbewegung, die Lebensrichtung, die Weltauffaſſung war durchaus verſchieden. Der

bei sich sah; seine Schwester eine Dame, die viel gelitten hatte, und ihre gereizte Stimmung, ihre Aengstlichkeit, ihre Empfindlichkeit in der Liebe zu ihrem hoffnungsvollen Knaben zusammenfaßte, der ihr einziger Trost und ihr einziges Interesse war. Nun kam ich Unglücklicher mit dem Bilde der Familie des A. in ein solches zerrissenes Zusammenleben! Da meine Hausleute mit vielen Familien der Stadt und der Umgegend in beständigem Verkehr standen, so wurde ich noch in manchen andern Häusern bekannt, wo mir es bald schlechter, bald besser gefiel. Aber in keinem fand ich, was ich suchte, denn ich beurtheilte sie nicht nach ihrem eigenthümlichen Werthe, sondern nach einem fremden Maßstabe. Es sollte sich in der Familie, welche ich unbedingt loben wollte, ein solches lebendiges Interesse für geistige Dinge aussprechen, wie in der des A. Ich sehe jetzt ein, daß diese Anforderung höchst ungereimt und ungerecht war, aber diese Einsicht hatte ich damals nicht, sondern ich fühlte mich in meiner einseitigen idealen Abschätzung höchst unglücklich.

In stets zunehmender Angst forschte ich nach, ob sich denn nicht Eine mir verwandte Seele, oder wenigstens Eine Erscheinung fände, in welcher eine meiner Ideen verkörpert wäre. Ich fand keine! Was ich sah und hörte, schien mir in einem andern Reiche zu liegen, und ich hatte nur ein Herz für den Inhalt meines Reiches. Weder dem geselligen, noch dem bürgerlichen, noch dem häuslichen, noch dem kirchlichen Leben konnte ich einen Geschmack abgewinnen. Es schien mir an Allem die Hauptsache, das Wesentliche zu fehlen. Alles schien mir schaal, flach, engherzig, gemein, um so mehr, je genauer

ich es betrachtete. Ich war in meine neuen Verhältnisse mit dem Bedürfniß einer geistigen Unterhaltung mit gleichgestimmten Menschen getreten. Aber so wie mich das nicht interessirte, was Andere trieben, so fand ich bei diesen mit dem, was mich vorzugsweise bewegte, keinen Eingang. Man schätzte bestimmte, geläufige positive Kenntnisse, aber für Philosophie hatte niemand Sinn, ja vielen kam sie als ein verächtliches, gefährliches oder lächerliches Ding vor; Laune, Witz, Scherz, Gefühl für Verhältnisse, die mir kleinlich schienen, waren geschätzt, aber hohen, sittlichen Ernst, patriotische Begeisterung vermißte ich. Ich fand Niemand, mit dem ich hätte in einige Geistesgemeinschaft treten können. Unter Tausenden fühlte ich mich wie einen Einsiedler, ganz verstoßen und unerkannt.

Im Anfange hatte die Neuheit meiner Lage meine eigene Gesinnung vor mir selbst zurückgedrängt, und später verbarg ich sie aus einer angerathenen Maxime der Klugheit vor Andern, denn ich wollte die Menschen erst kennen lernen, um desto erfolgreicher auf sie wirken zu können. Was sollte ich nun thun, nachdem mir diese Kenntniß auf die bezeichnete Weise geworden war? Mein geistiges Leben, meine Ansichten sollte ich geltend machen! so rief mir mein jugendlicher Muth, so riefen mir meine Ideale zu. Also ich einzelner Jüngling wollte, ohne brauchbare Waffen zu haben, einen Kampf bestehen mit dem ganzen eingewohnten Leben außer mir? So verblendet war ich doch nicht, daß ich den Ausgang eines solchen Unternehmens nicht zum voraus geahnet hätte, und ich mußte wohl Mißtrauen in meine eigene Kraft setzen. Aber das Beginnen war um so schwieriger, da ich mich

bisher zurückgehalten und in den Ton des geselligen Lebens so ziemlich, schweigend, eingestimmt hatte. Furcht und Zaghaftigkeit, mir neue Gemüthsbewegungen, stellten sich ein, ängstigten und peinigten mich. Dessen ungeachtet wollte, mußte ich es wagen! Denn der Versuch ist ja in sich schön, rief ich mir zu, und braucht bei dem zufälligen Erfolg nicht um seinen Werth zu betteln.

So oft sich nun eine Gelegenheit zeigte, oder ich eine solche herbeiführen konnte, ließ ich meine, wie ich überzeugt war, bessere Ansicht hervortreten. Aber ich that es um so befangener, je mehr Interesse ich an der Sache hatte; um so ängstlicher, je klarer mir mein Verstand sagte, daß ich unnütz und unklug handele; und um so ungeschickter, da mir die gewandte, feine gesellige Bildung ganz abging. Im glücklichsten Falle ließ sich einer der Anwesenden mit mir in einen Wortwechsel ein, denn dann hatte ich Gelegenheit, meine Ansichten und Gesinnungen weitläufig zu enthüllen, und ich fühlte schon hierin eine wohlthuende geistige Befriedigung und Erhebung meiner innern Lebensthätigkeiten. Ich kam hierdurch in das Gerücht eines „erschrecklichen Disputirers.“ Man wußte nicht, daß mir es eigentlich nicht sowohl darum zu thun war, Recht zu bekommen, als meines eigenen Lebens wieder einmal inne zu werden. Aber es glückte mir selten, eine meiner Ideen zum Gegenstand der Unterhaltung zu machen. Man hörte gewöhnlich das, was ich mit vieler Kraftanstrengung vorbrachte, wie etwas Gewöhnliches an, weil man es nicht richtig auffaßte, oder weil man sich durch die Einfälle eines überspannten Jünglings nicht aus dem ruhigen Geleise bringen lassen wollte. Und das

meiste von dem, was mit meinen Ideen nicht übereinstimmte, konnte ich nicht bereden, mußte ich stillschweigend geschehen lassen. Ich war im tiefsten verletzt, ich war untröstlich, daß ich mich wie der gewöhnlichste Mensch fügen mußte; ich glaubte eine Untreue, einen Verrath an meinen heiligsten Ueberzeugungen zu begehen.

Ach! das Herz war mir so warm, so bewegt, so hochgestimmt, und alles um mich schien mir so kalt, so gemeinverständlich, so abgegriffen und inhaltsleer. Die ewigen sittlichen Gesetze fanden in dem geregelten Gewohnheitsleben keine Anwendung; auf Klugheit, Gewandtheit und Anstand kam alles an. Ein wirkliches Einsiedlerleben kam mir hundertmal erwünschter vor, als der aufgezwungene Umgang mit Menschen, die so ganz und gar nicht zu mir paßten, deren Gegenwart mich immer beengte, bei denen ich mich dessen nicht erfreuen konnte, was mir seit geraumer Zeit allein Freude gemacht hatte. Ich hätte aufjubeln mögen in begeisterter Jugendkraft; aber die Convenienz legte mir Ruhe und Gelassenheit, ja Gleichgültigkeit auf.

Es ist kein Wunder, daß ich in einen verzweifelten Gemüthszustand verfiel. Meine Lebenskräfte geriethen in eine entsetzliche Gährung, furchtbar durchwühlten sich die Gefühle. Die äußere heitere, behagliche, glückliche Ruhe um mich diente nur dazu, meine Unbehaglichkeit und Unruhe bis zum höchsten Grade zu steigern. Zwischen Vertrauungslosigkeit und Ermuthigung, zwischen Selbstverachtung und neuen Vorsätzen schwankte mein Leben hin und her. Wie elend und erbärmlich fühlte ich mich jetzt, der ich noch vor wenigen Monaten eine so hohe Meinung

von mir gehabt hatte, der ich in meiner Unerfahrenheit so glücklich, in meiner Selbsttäuschung so edel und kräftig gewesen war! Alle Leiden der Menschen kamen mir kleinlich vor gegen das Unglück, welches mein Busen umschloß. Diese innere Zerrissenheit war mir das alleinige menschliche Elend, jedes andere schien mir leicht erträglich. Kälte und Härte legte sich um das von Natur und durch Bildung menschenfreundliche Herz; ich konnte gleichgültig und ungerührt von fremden Leiden und Unglücksfällen reden hören, wie von Dingen, die mich nichts angingen. Mein ganzes früheres Leben wurde in kurzer Zeit in meiner Erinnerung so zurückgedrängt, daß ich glaubte, es läge ein Jahrhundert von mir entfernt, und es begegnete mir hierbei ein eigenes Gefühl. Oft überfiel mich ein angstvoller Zweifel, ob ich ich sei, es war mir gerade so, als ob ich eine mir fremde, eine andere Person wäre. Ich sprang auf, um mich vor dem Spiegel von meiner unveränderten Existenz zu überzeugen.

Eine körperliche Krankheit war mein sehnlichster Wunsch, denn unter körperlichen Leiden hofft' ich die des Geistes zu vergessen. Aber mein Körper war durch Turnen gestärkt und blühte in der besten Gesundheit, und die Lebensbequemlichkeit und gewürzhafte Kost ließen den Körper in demselben Verhältnisse gedeihen, als sie die sittliche Gesundheit des geistigen Lebens mit zerstören halfen. Nur von einem eigenen Kopfschmerz ward ich heimgesucht, besonders dann, wenn mich die lange Weile und das Gefühl des Mißverhältnisses in Gesellschaften in eine verzweifelte Laune brachten. Dann jagten sich die wirren Gedanken so, daß ich die Zerrissenheit meines Geistes

körperlich fühlte. Hierbei peinigte mich häufig die Idee: wie, wenn du einmal verrückt würdest? und in der That grenzte meine Ueberspannung nahe an Narrheit. Bisweilen hieß mein Mißmuth, meine Verzweiflung diesen Zustand sogar willkommen. O ewige Liebe, rief ich oft, umhülle mit Nacht diese Qual des Bewußtseins!

Dann ist der Mensch, besonders in jüngern Jahren, am unglücklichsten, wenn ihm sein wirkliches oder eingebildetes Unglück auch seine Hoffnung raubt. Du wolltest das Leben kennen lernen, sprach ich zu mir selbst: *dies* ist das Leben, so ist es überall, besser findest du es *nirgends*, — und mein Gustav bestätigte mir diesen Ausspruch in einem ausführlichen Schreiben. Ich besonders hatte bisher nur in den Rosenträumen der Zukunft gelebt und geschwelgt; jetzt hielt mich eine dürre, arme Gegenwart ganz gefesselt, ich konnte nicht über sie hinaus, weder rückwärts noch vorwärts. Der Druck, unter dem ich athmete, verhinderte den Flug und das freie Spiel der Phantasie. Ich schien sogar das Vermögen, zu hoffen, verloren zu haben. O du plumpe, kalte, schmutzige Erde, rief ich auf meinen einsamen Spaziergängen, dich läßt es gleichgültig, ob Würmer sich auf dir krümmen! und doch sind diese noch besser daran, als das unglückseligste Geschöpf, der Mensch! Ich meinte einst, mein Leben würde ein harmonisches Lied sein, an dem Menschen und Götter ein Wohlgefallen hätten; nun sehe ich, daß es nichts ist, als ein einzelner, unbedeutender Schall! — Ich sehnte mich herzlich nach dem Endiger meiner Leiden, meines Kampfes, meiner Prüfung, nach dem Tod. Selbst die Vernichtung war mir kein grauser Gedanke mehr. Ich

kaufte mir einen Dolch, um vor der äußersten Erniedrigung verwahrt zu bleiben.

Von Natur aus ernst gestimmt, hatte ich dieses Temperament durch mein ganzes Dichten und Trachten weiter ausgebildet. Jetzt aber war ich in Gefahr, einen mürrischen, verdrießlichen Charakter zu bekommen, da ich von Allem feindlich, unangenehm berührt ward. Ich war gänzlich verstimmt, und so launicht und gereizt, wie sonst nie. Nur dann war ich vergnügt, wenn mir es bisweilen gelang, mich durch Lectüre, Selbstgespräche oder irgend ein anderes Mittel, in meinen alten Phantasie- und Gemüthszustand hinaufzuschrauben, der mir durch lange Gewohnheit zum Bedürfniß geworden war, und den entbehren zu müssen, mir eigentlich all' das Leid verursachte.

Mit Wehmuth würde ich noch jetzt auf diese unglücklichste Zeit zurückschauen, wenn sie nicht am Ende für mich heilsam und belehrend gewesen wäre. Wären mir die Verhältnisse schmeichelnd entgegen gekommen, so hätte ich vielleicht meine Zeit in Leichtsinn vertändelt. Was sollt' ich aber jetzt thun? Meine wiederholten Versuche, in andere Verhältnisse zu treten, mißglückten, und in meinem jetzigen Zustande wollte ich nicht vor den Augen meiner Eltern erscheinen, als ein verlorner Sohn wollte ich nicht in das väterliche Haus zurückkehren, ich wollte vorher mich selbst wieder gefunden haben. Ich mußte bleiben, und ich wollte bleiben, denn so hielt ich es der eigenen Ehre am angemessensten. Gustav schrieb mir viele und lange Briefe, deren Resultat immer war, daß ich ausharren müßte, bis ich mich mit den Menschen ausgesöhnt, bis ich den Sieg davon getragen hätte — nicht

über das äußere Leben, sondern über meine eigene Stimmung; ich dürfte nicht wie ein Geschlagener fliehen, die Selbstbesinnung und Weisheit würde mich die Ruhe wiederfinden lassen, die dann nicht zum zweitenmal erschüttert werden könnte.

So entschloß ich mich denn zu bleiben, um eine bisher wohl besprochene, aber nicht geübte Tugend, die Resignation in das Unveränderliche, zu lernen. Nun stellte sich meine Aufgabe anders. Davor war mir eigentlich nie bange gewesen, daß ich von meiner Ueberzeugung abfallen würde, sondern nur, daß diese nirgends Anklänge und Bestätigung fand; daß es mir nicht gelang, ihr im Leben Eingang zu verschaffen, das hatte mir den Kopf verwirrt und das Herz zerbrochen. Als ich mich nun aus meiner Trostlosigkeit wieder zu neuer Thätigkeit aufraffte, war mir es deutlich, daß ich von meinem bisherigen Streben ablassen müßte. Meine Aufgabe sei vielmehr, meiner eigenen Ueberzeugung treu zu leben und dieser nichts zu vergeben, aber nicht, sie Andern wider ihren Willen aufzudringen. Es muß ja, war ungefähr mein Raisonnement, den Leuten, mit denen ich umgehe, lächerlich vorkommen, daß ein junger, unerfahrner Mensch es sich anmaßt, ihr ganzes Leben umändern zu wollen! Gleichsam wider Willen bin ich in dieses thörichte Streben hineingezogen worden, denn als ich hierher ging, wollte ich das Leben ja nur kennen lernen. Ich muß mich also, wie Gustav richtig räth, absondern und beschränken: meine Kinder und die Wissenschaft sind die Sphären meiner Thätigkeit, alles andere ist jetzt noch Nebensache. Und solltest du dann den Frieden der Seele nicht mehr finden können? Du

haſt bisher die Lehre der Weisheit überhört. Das fremde Leben haſt du nach eigenem Maßſtabe gemeſſen. Wer hieß dich dieſes? Warum faßteſt du nicht das Gute der Menſchen frei in ſich auf? Warum verſetzteſt du dich in ihrer Beurtheilung nicht auf ihren Standpunkt? Wahrlich! du haſt ihnen bisher Unrecht gethan! Lehrt es dich nicht die tägliche Erfahrung, daß die Leute ſehr viele Tugenden und Vorzüge beſitzen, die dir abgehen? O gewiß, wenn ſie bisher ſo illiberal und inhuman gegen dich geweſen wären, als du gegen ſie, ſie hätten dich längſt aus ihrem Kreiſe ausgeſchieden! Welch' eine Einſeitigkeit und Beſchränktheit, zu fordern, daß alle Menſchen mit uns gleich ſeien, und welch' ein Widerſpruch, von den ſo vorausgeſetzten Menſchen doch noch etwas lernen zu wollen! Das Wahre, Gute und Schöne iſt ſeinem Weſen nach ewig ein und daſſelbe, aber ſeine Offenbarung im Leben iſt unendlich mannigfaltig und verſchiedenartig nach der Bildung, dem Standpunkte, dem Geſchäfte der Menſchen. Wohlan! da du bisher das Höhere in ſich ſelbſt erkannt haſt, lerne es jetzt auch in allen ſeinen Geſtalten und Formen ſehen, auffaſſen und ſchätzen! Lerne das Leben unbefangen und frei beurtheilen, wie irgend eine Landſchaft in ihrer eigenthümlichen Schönheit!

Dieſe und ähnliche Ideen verdankte ich eigentlich der Schule meines Lehrers A. Ich holte ſie aber jetzt nicht aus meinem Gedächtniſſe oder Verſtande hervor, ſondern ſie ſchienen mir das nothwendigſte Ergebniß meines Gefühls und Kummers zu ſein. Sie waren die Früchte einer furchtbaren Kriſis meines innern Lebens, der bitterſten Erfahrungen, die der beſſere Menſch machen kann.

lien in Verhältnisse zu Menschen aller Art. Als ich Professor A. um Rath fragte, hieß er mich meiner Neigung folgen, und selbst Gustav war mit meinem Entschlusse zufrieden; er prophezeite mir aber die Leiden und Kämpfe, denen ich entgegenging. Dabei schrieb er mir, daß er bei der nächsten Gelegenheit von seinem jetzigen Wohnorte zu meinen Eltern hinüberreisen, und dieselben wegen meiner beruhigen wolle.

Die Aussicht in die Zukunft milderte das Herbe des Abschieds. Als A., seine Frau, seine Kinder mir so herzlich, so innig das letzte Lebewohl sagten, traten mir zwar die Thränen in die Augen und die Wehmuth in die Seele, und auf einen Augenblick erlag ich beinahe dem Gefühle des unersetzlichen Verlustes. Ich ergriffen hatte ich einst nicht die leiblichen Eltern verlassen, als ich jetzt von meinem zweiten Vater schied. Aber Thränen und Wehmuth dienten nur, meinen Muth, meine Hoffnung zu stärken, wie die Pflanze aus Thau und Regen neues Leben einzieht. Eine weinerliche Stimmung durfte ich ja beim Abschied von Menschen nicht nähren, mit denen ich geistig verbunden blieb. Mit einem muthigen Selbstgefühl, mit der Vorfreude des Gelingens und Lernens ging ich meinem neuen Wirkungskreis entgegen. Jetzt wollte ich zeigen, was wahre Bildung vermöge, jetzt werde es sich an den Tag stellen, wie wahre Begeisterung sich auch noch in unsern Tagen Anerkennung zu verschaffen wisse, ja in Andern den ähnlichen himmlischen Funken hervorzurufen vermöge. Zwar weiß ich es, fuhr ich fort, zu mir selbst zu sprechen, das Leben ist gemein und verfallen, und das Beste: Bürgersinn, Gemeingeist, Vaterlandsliebe, hat sich

noch nicht in ihm angesiedelt. Aber sollte in so langer Zeit das Christenthum nicht so viel gewirkt, sollte die ererbte Bildung von Jahrhunderten nicht so viel eingeleitet, sollten Literatur, Kirche und Schule nicht so viel begründet haben, daß der jetzigen Menschen Geist der Erhebung und ihr Herz der Erweiterung nicht fähig wäre? Man biete ihnen das Schöne nur an, und niemand wird seinem allmächtigen Zauber widerstehen können. Es besitze nur einer die von Ideen geweihte Kraft der Rede und stelle an sich selbst den Abdruck eines idealen Menschen dar, so wird er auch noch unter dem jetzigen Geschlechte Jünger finden. Oder sollten die edeln Jünglinge in den letzten Freiheitskriegen umsonst gesiegt haben und gestorben sein, so daß sie nicht einmal die Empfänglichkeit für das Gute in unserm Volke vermehrt hätten? Aber das ist unser Unglück, daß die, welche das Salz der Erde sein sollen, dem Volke alles andere anbieten, Kunstprunk, Aberglauben, Gelehrsamkeit, nur nicht in klarer, geläuterter Form das geistig Schöne, welches unfehlbar alle Menschen ergreift und dauernd festhält.

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen und Gedanken langte ich an dem Orte meiner neuen Bestimmung an. Ich trat in ein so großes, prachtvolles Haus ein, die kostbaren Meubles, die Gemälde und Bildsäulen, die Gartenanlagen, die Hauseinrichtung, kurz die ganze reiche, glänzende Umgebung machte auf mich einen solchen überraschenden Eindruck, daß ich mich wirklich in einem ganz ungewohnten Elemente zu bewegen schien. Man empfing mich mit freundlicher Aufmerksamkeit. Die Kinder, welche ich erziehen sollte, gefielen mir: zwei Knaben von

dreizehn und vierzehn Jahren, von denen der eine ſtudiren, der andere ſich dem Militärſtande widmen ſollte, und ein jüngeres Mädchen. Der jüngſte Knabe gehörte der verwittweten Schweſter des Hausherrn an, welche zu dieſem gezogen war und einen Flügel des großen Gebäudes inne hatte. Die Knaben ſollten von mir bis zur Prima des Gymnaſiums vorbereitet werden. Man wollte ſie noch nicht auf das ſtädtiſche Gymnaſium ſchicken, weil alle Claſſen, bis auf die erſte, überfüllt waren und die Anſtalt damals in keinem guten Rufe ſtand.

Im Anfange ließ ſich mein neues Verhältniß erträglich an. Ich brachte eine jugendliche Friſche mit in's Haus. So lange meine ganze Aufmerkſamkeit auf das Neue, Fremde, Ungewohnte um mich gerichtet war, ließ ich mich in meinem Benehmen und meinen Worten ungehindert gehen, und ich glaubte, daß es gut ginge, oder merkte es nicht, daß ich Alles ſchlecht machte. Als aber die äußern Dinge ihr Imponirendes verloren, und ich mein Verhältniß zu meinen Hausleuten näher in's Auge faßte, da fühlte, da erkannte ich den ungeheuern Abſtand, die unendliche Kluft zwiſchen mir und ihnen! Es war gar keine Geiſtesgemeinſchaft zwiſchen uns. Die Gefühlsſtimmung, die ganze Gedankenbewegung, die Lebensrichtung, die Weltauffaſſung war durchaus verſchieden. Der Hausherr, ein hagerer, vielgereiſter, kenntnißreicher Weltmann, den Amtsgeſchäfte und geſellſchaftliche Verbindungen ſeiner Familie entfremdeten; ſeine Gattin, eine gutmüthige, geſprächige, verſtändige, kleine, etwas wohlbeleibte aber ſchöne Dame, die regelmäßig jeden Tag in geſelligen Kreiſen außer Haus ſein mußte oder Geſellſchaft

bei sich sah; seine Schwester eine Dame, die viel gelitten hatte, und ihre gereizte Stimmung, ihre Aengstlichkeit, ihre Empfindlichkeit in der Liebe zu ihrem hoffnungsvollen Knaben zusammenfaßte, der ihr einziger Trost und ihr einziges Interesse war. Nun kam ich Unglücklicher mit dem Bilde der Familie des A. in ein solches zerrissenes Zusammenleben! Da meine Hausleute mit vielen Familien der Stadt und der Umgegend in beständigem Verkehr standen, so wurde ich noch in manchen andern Häusern bekannt, wo mir es bald schlechter, bald besser gefiel. Aber in keinem fand ich, was ich suchte, denn ich beurtheilte sie nicht nach ihrem eigenthümlichen Werthe, sondern nach einem fremden Maßstabe. Es sollte sich in der Familie, welche ich unbedingt loben wollte, ein solches lebendiges Interesse für geistige Dinge aussprechen, wie in der des A. Ich sehe jetzt ein, daß diese Anforderung höchst ungereimt und ungerecht war, aber diese Einsicht hatte ich damals nicht, sondern ich fühlte mich in meiner einseitigen idealen Abschätzung höchst unglücklich.

In stets zunehmender Angst forschte ich nach, ob sich denn nicht Eine mir verwandte Seele, oder wenigstens Eine Erscheinung fände, in welcher eine meiner Ideen verkörpert wäre. Ich fand keine! Was ich sah und hörte, schien mir in einem andern Reiche zu liegen, und ich hatte nur ein Herz für den Inhalt *meines* Reiches. Weder dem geselligen, noch dem bürgerlichen, noch dem häuslichen, noch dem kirchlichen Leben konnte ich einen Geschmack abgewinnen. Es schien mir an Allem die Hauptsache, das Wesentliche zu fehlen. Alles schien mir schaal, flach, engherzig, gemein, um so mehr, je genauer

in unserer Zeit die Frauen besser sind, als die Männer, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die männliche Tugend sich nur im öffentlichen Leben entwickeln kann, welches uns fehlt. Es schien mir sogar das meiste, was ich an Männern wahrhaft edel und schön fand, einen weiblichen Charakter zu haben.

Jedoch begegnete mir kein Mädchen, welches ich hätte lieben können, vielleicht weil ich keines suchte. Ein höheres Streben und selbstgeschaffene Leiden hatten zartere Gefühle seit Jahren verschlungen. Meine frühern Liebeständeleien waren meinem Ernste zuwider, ich wollte sie nicht wiederholen und meine Zeit mit ihnen nicht verlieren. Wollten sich in spätern glücklichern Tagen weiche, sehnsüchtige, süße, schmelzende Empfindungen meiner bemächtigen, so unterdrückte ich sie systematisch durch Vernunft, Arbeit und Leibesübungen; denn es wurde mir nach und nach zur Gewohnheit, mich wie eine fremde Person zu behandeln und zu erziehen. Vorerst meine eigene Bildung zu vollenden und dann selbstständig im äußern Leben zu werden, das war mein einziges Trachten. Die Idee nannte ich meine unsterbliche Geliebte. Von dem Wahne meiner Knabenjahre und unserer besten, selbst der Göthe'schen Romane, daß das Weib dem Manne Alles sein könne, glaubt' ich gründlich geheilt zu sein; ich meinte, diese Glaube gehöre einer vergangenen sentimentalen Stimmung, aber nicht mehr der neuen Zeit an, ja ich hielt es für entwürdigend, daß der Mann so viel beim Weibe suche, und ihr selbst so wenig bringe. Wenn du nicht in dir selbst glücklich bist, wiederholte ich mir oft,

wird dich auch kein weibliches Wesen, und wenn sie eine Göttin wäre, glücklich machen können.

Um aber aufrichtig gegen mich selbst zu sein, muß ich mir es gestehen, daß es mir ungeachtet aller Mühe doch nie ganz gelang, das fremde Leben vollkommen und rein objectiv aufzufassen. Hier ist die Schranke meiner Natur. Immer mischte sich ein sittliches Interesse mit ein, von dem ich mich nicht losmachen konnte: „Das sollte doch anders sein! ach! daß es nicht anders ist! wehe! daß du es nicht verändern kannst!" So verdarben mir meine eigenen sittlichen Ideale immer wiederkehrend mehr oder weniger den reinen und vollen Genuß der Gegenwart, welcher nothwendig mit einer gewissen Gleichgültigkeit verbunden ist, und störten meinen innern Frieden. Ach! mein Leben war zu unendlich von meiner Ideenwelt getrennt; es konnte mir in ihm nicht heimisch werden. Aber ich war doch vernünftig geworden und blieb es: ich beurtheilte Andere nicht mehr beschränkt, einseitig und unbillig. Ich unterdrückte die einzelnen Aufwallungen von Schmerz, Sehnsucht, Trübsinn, von Heimweh nach der Idee, damit sie nicht mehr wie früher bleibende Stimmung würden; denn ich sah ja, daß diese auf eine unnütze Weise nur mich selbst quäle und zerrütte. Ich wollte schlechterdings diesem hoffnungslosen Zustande, dem entsetzlichsten, den ich erlebt habe und mir denken kann, nicht mehr anheim fallen, und ging deßwegen mit mir selbst nicht gar gelind und schonend um. Ich aß häufig in vierundzwanzig Stunden nur einmal und trank Wasser, arbeitete ganze Nächte hindurch, lernte reiten und exerciren, turnte wacker mit meinen Zöglingen und lief viele

Stunden lang, oft bis tief in die Nacht hinein, durch die hügelige Gegend, am liebsten in Sturm, Regen oder Schneegestöber. Bei der größten Kälte zog ich dann den Rock aus, — um mich abzuhärten. Wer mir auf diesen einsamen Wanderungen, wo ich oft sang und laut für mich redete, begegnete, mußte mich für verrückt halten. Kam ich dann ermüdet, durchnäßt nach Hause und hatte ich meine Kleider gewechselt, dann erfreute ich mich einer geebneten Kraft, und hatte mich alles Trübsinns entledigt. Durch diese, zum Theil gewaltsamen Mittel gelang es mir auch, gewisse lüsterne dunkle Triebe und Begierden niederzuhalten, die, in einem allzu nahrungsreichen Boden und in einem verzärtelnden, üppigreichen Lebenselemente leicht erzeugt und ernährt, der Reinheit der Seele Gefahr drohten.

In diesen Bemühungen, mit mir selbst und den Menschen ins Reine zu kommen, wurde ich auch von meinen Hausgenossen unterstützt. Man behandelte mich mit der größten Achtung und Humanität, und, was mich am meisten hob, man war mit meinen Leistungen zufrieden. Die Hausfrau wurde in ihren besten Jahren durch ein Nervenfieber plötzlich hingerafft. Der Schmerz der Hinterbliebenen verband mich enger mit ihnen, und ich erkannte jetzt erst, wie werth mir die Geschiedene durch ihr Wohlwollen, die Gewohnheit und manche löbliche Eigenschaften gewesen war. Die Wittwe stand nun der gemeinsamen Haushaltung vor. Ich wurde jetzt näher in die Familienverhältnisse gezogen, mancher Auftrag wurde mir anvertraut, und ich that mit Schaudern tiefe Blicke in das Elend der Großen und Vornehmen. Meine drei

Zöglinge lernten eigentlich weniger von mir, als ich von ihnen. Ich experimentirte und lernte unterrichtend unterrichten. Unsere meisten pädagogischen Schriften, namentlich die von Niemeyer und Schwarz, kamen mir oberflächlich und schaal vor. Aber die Kinder hingen mit unbegrenzter Liebe an mir, wie ich an ihnen. Hier fand ich ja allein die unverdorbene Menschennatur, eine Entwickelungsfähigkeit ins Unendliche! Besonders lieb hatte ich das Mädchen, eine wunderbare Natur, welche widerstreitende Anlagen und Eigenheiten seltsam in sich vereinigte. Ich schloß sie oft, wenn ich mich unbefriedigt und leer aus langweiligen Gesellschaften weggestohlen hatte, voll Schmerz und Gefühl in meine Arme: „Wirst denn du dich in deiner tiefen Eigenthümlichkeit entwickeln? Oder wirst auch du dich verflachen ins alberne Leben hinein? Ein gütiges Schicksal führe und rette dich, meine Mignon!“ — denn so pflegte ich sie wohl zu nennen, wie ich denn immer noch gerne das Leben aus Romanen und Büchern heraus ansah und ansehe. Das Schicksal hat sie gerettet, und mein unschuldiger Vergleich ist zum verhängnißvollen Vorzeichen geworden. Sie ist das vorige Jahr an der Auszehrung gestorben. —

In meinem Hauslehrerleben studirte ich eigentlich erst positive Wissenschaften, denn in angestrengter Arbeit fand ich doch eigentlich am besten Trost und Halt, und die Liebe zur Sache hielt mich gewöhnlich fest. Auch kam es jetzt darauf an, mir so viele positive Kenntnisse anzueignen, daß ich mir eine ehrenvolle Existenz im Leben verschaffen könnte, und meiner philosophischen Bildung eine materielle und gelehrte Grundlage zu geben. Das immer-

währende Vornehmen und Aufschieben früherer Jahre war mir in den Tod verhaßt: ich forderte jetzt Alles vom Augenblicke. Eben so zuwider war mir das beständige Anfangen und Wieder-liegen-lassen geworden, die Unbeständigkeit meiner ersten Universitätsjahre. Was ich einmal angefangen hatte, wollte ich mit eiserner Consequenz durchsetzen. So erinnere ich mich, daß ich ein großes geschichtliches Werk zu studiren begann, und ungeachtet nicht allein die Lust schwand, sondern sich sogar ein Widerwillen einstellte, und die Erschlaffung des Geistes sich dem ganzen Körper mittheilte und eine Krankheit herbeizuführen drohte, dennoch bis zu Ende fortgelesen und forterexpirt wurde. Mein Gustav schalt mich wegen dieser unnatürlichen Hartnäckigkeit, aber ich konnte ihm hierin nicht Recht geben; denn er sagte, ich sollte nur das studiren, wozu ich Lust hätte, und nur dann, wann ich Lust hätte. Aber soll ich mich so abhängig von meiner Lust machen? schrieb ich ihm zurück; kann nicht die Lust während des Studirens und durch die Anstrengung kommen? Und wenn meine natürliche Lust ganz unbeständig wäre, oder ich einmal zu nichts Lust hätte, wie dann? — Doch sehe ich jetzt, daß mir von allem, was ich so ohne Neigung trieb, wenig geblieben ist. Wie aufmerksam sollte der Jüngling von den frühsten Jahren auf die Augenblicke sein, wo sich Liebe zu bestimmten geistigen Beschäftigungen in ihm regt, und wie sollte er sich an sie halten und sie ausdehnen! Zur rechten Zeit ist leicht und fröhlich gelernt, was später die sauerste Mühe kaum nachholt.

Ueberhaupt war mein jetziges Studiren bei weitem nicht so ungestört, so freudig und belohnend, als früher

unter der Leitung des Professors A. Es läßt sich nicht läugnen, daß der, welcher eine allgemeine philosophische Uebersicht inne hat, sich oft zwingen muß, in das Specielle einzugehen, und ein Vorurtheil zu besiegen hat, als sei dieses Specielle geringfügig. Es kostete mir unendliche Mühe, mich zur Auffassung und Einübung nackter Thatsachen gleichsam herabzustimmen, und wenn mich mein Lehren bei diesem Lernen nicht unterstützt hätte, so möchte ich es nicht fertig gebracht haben: mein Privatstudium beschränkte sich aber auf solche positive Wissenschaften, in denen ich Unterricht gab. Noch ein anderes meiner Vorurtheile fällt mir hierbei ein, daß wer Philosophie studirt habe, sich leicht und schnell in alle Fachwissenschaften hinein studiren könne. Wie erstaunte ich, als ich gerade das Gegentheil fand, daß die Philosophie alles Lernen erschwert! Das Denken nämlich beeinträchtigt und stört vorerst das richtige Auffassen, und dann will der Denkende alles genauer, zusammenhängender und gründlicher verstehen lernen; daher muß er bei weitem mehr Mühe und Zeit anwenden, hat aber den Vortheil, daß er die Sache selbst besser erlernt. So glaubte ich mit manchen Sachen in einer Woche fertig zu werden, konnte mich ihrer aber kaum in mehreren Monaten bemächtigen. Ich wäre auch gewiß in einer Woche mit ihnen fertig geworden, wenn es mir nicht Bedürfniß gewesen wäre, sie philosophisch zu verarbeiten.

Hierbei aber machte ich eine ähnliche Erfahrung, wie die schon oben beim Schreiben angeführte: ich mußte, beim Himmel! alles schon früher Gelernte noch einmal lernen! Was unverbunden, lückenhaft, unklar in meinem

Gedächtnisse lag — und dieses galt von allem meinem in der frühen Jugend, auf dem Gymnasium, Erlernten — mußte ich jetzt in mein verständiges Selbstbewußtsein aufnehmen, mußte ich denkend durchdringen. Als ich diese Unzulänglichkeit des Erlernten zuerst fühlte und dann bestimmt einsah, erschrak ich wie vor einem Unglücksfall, welcher uns unser ganzes Vermögen raubt. Aber bald raffte ich mich auf, und es ergriff mich nun eine namenlose Sehnsucht, nicht nur mein Wissen zu ergänzen und zu bereichern, sondern auch dasselbe mit meinen philosophischen Einsichten in Uebereinstimmung zu bringen, und so meine intellectuelle Bildung zu einem großen harmonischen Ganzen zu machen. Ich bin noch jetzt in dem Streben begriffen, welches aus jener Sehnsucht hervorging.

Daß ich auf dem Gymnasium keine Mathematik gelernt hatte, war mir ganz gleichgültig, ich würde sie damals doch nicht recht gelernt haben, meinte ich oder tröstete ich mich vielleicht. Jetzt studirte ich sie, und zwar mit vieler Mühe, denn das philosophische und mathematische Denken sind von einander ganz verschieden. Was die Geschichte anbetrifft, so war ich sehr zufrieden, daß ich Uebersichten mitbrachte, aber das Menschenleben in seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit nach Zeit und Volk hatte ich früher nicht aufgefaßt, ja nicht einmal den einzelnen Heroen der Geschichte vermochte ich in der Seele zu lesen. Jetzt erst, wo mein Blick für die Auffassung des Geistigen durch Philosophie geschärft und geübt war, und wo das in der Wissenschaft und im Leben gereifte Urtheil das Geistige objectiv zu schätzen verstand, jetzt

erst konnte ich Geschichte studiren, und ich studirte sie. Mein gesunder Körper konnte das Nachtwachen ertragen.

Am schlimmsten aber stand es mit meiner vermeintlichen Kenntniß der Sprachen, mit meinem scheinbaren Wissen des Alterthums. Von dem Geiste der antiken Welt wußte ich eigentlich gar nichts: wie hätte er auch dem Knaben und reifenden Jüngling zur verbundenen Anschauung gebracht werden können! Daß ich auch nicht gelehrt worden war, was Sprache im Allgemeinen sei, habe ich schon oben erwähnt. Nun aber las ich die alten Schriftsteller, und wie erstaunte ich, daß ich sie bisher gar nicht begriffen hatte! Ja, beim Himmel! daß ich sie früher auf dem Gymnasium gelesen hatte, gerade das erschwerte mir jetzt ihr Verständniß. Ich hatte nämlich die größte Mühe, mich von dem frühern einseitigen und schülerhaften Eindrucke los zu machen, ich mußte Tausenderlei vergessen lernen, um sie jetzt richtig zu erfassen. Jetzt aber las ich die Ilias, und ruhte nicht eher, bis ich mir die Idee des ganzen Epos zum vollsten Bewußtsein gebracht hatte und die Verzweigung dieser Idee durch das ganze Kunstwerk verfolgen konnte. Meine Freude war unbeschreiblich groß, und ich rief, als wenn ich eine Welt erobert hätte: „Jetzt habe ich die Ilias verstanden!“ Mein Vorsatz stand nun fest, von nun an so jeden alten Schriftsteller zu lesen. Ich hätte mir es nicht vorzunehmen brauchen, denn *kann* ich es anders? Ich weiß jetzt, daß nichts schwerer ist, als ein Kunstwerk zu verstehen, beinahe so schwer, als es selbst zu dichten. Das ist nur Männerwerk: Knaben und Jünglinge lesen *im* Gedicht, aber *das* Gedicht lesen sie nicht.

So hat mich mein Schicksal durch alle Irrthümer und Leiden doch noch günstig geführt, daß ich das rechte Lernen dann erst anfing, wo Andere es schon längst beendigt zu haben meinen.

Ich war weit länger, als ich anfangs wollte, Hauslehrer geblieben, durch die Liebe zu den Kindern und die Bitten der Eltern zurückgehalten. Ich verließ die mir werth gewordene Familie mit widerstreitenden Gefühlen. An Wissen, an Erfahrenheit, an Erweiterung der Denkweise, an Lebensbesonnenheit hatte ich viel gewonnen, und der Schmerz hatte mein Leben wahrer gemacht. Dessen ungeachtet blickte ich mit tiefer Wehmuth auf die Stimmung meiner Seele auf der Universität bei A. hin, welche doch viel schöner, — erhaben und wunderherrlich war. Ach! daß die Erde so niedrig, die Gesellschaft so gemein ist, daß wir den Himmel in uns nicht ausbilden können!

Aber ich konnte mich jetzt nach langer Abwesenheit ruhig und getrost vor die hochentzückten Eltern stellen — um sie durch meine baldige Abreise hierher wiederum zu betrüben. Eine theure Jugendfreundin wandte damals das Schiller'sche Wort auf mich an, daß ich Schwärmerei Ernst mit des Weltmanns Blick vereine. Es freute mich nichts so sehr, als dieses allzu gütige Compliment. Was hatte ich auch errungen durch meine unendlichen Leiden und Bemühungen, wenn ich nicht besser geworden war?

Hier, in meinem jetzigen Wohnorte, wo mich eine vollkommene Selbstständigkeit erwartete, träumt' ich nun, aus der reinen Idee heraus leben und wirken, und den

städtischen Gemeingeist anfachen zu können. So fing ich denn meine alte Thorheit von neuem an.

Den 15. April.

Nolten kam zu mir und verlangte, ich müßte reiten lernen. Ich wandte ein, ich verstünde es. Er maß mich seitwärts mit einem flüchtigen Blicke, und bestand darauf, ich müßte reiten lernen. Er nahm mich sogleich mit sich auf die Reitbahn und es wurden hier einige Stunden wöchentlich festgesetzt. Ich meinte, es sei tyrannisch, so über meine Freiheit zu verfügen. Er aber rief, er sei mein Arzt und wolle mich endlich von Grund aus curiren.

Den 14. April.

Platon ist nun größtentheils gelesen, ausgezogen und verarbeitet. Ich kenne seine Weltauffassung und Geistesdarstellung. Er beschäftigt mich nicht mehr recht, meine Lust ist befriedigt. Selbst das Herrlichste kann seinen Reiz verlieren, und wahrlich! das Schönste soll nur eine Stufe sein, unsern Geist zu dem Höhern emporzutragen.

Den 15. April.

Es ist uns gar zu leer, wenn ein großer Geist, in dessen Umgang wir uns selbst vergaßen, von uns Abschied nimmt, und wir uns nun wieder in unserm Alltagsleben allein finden. Habe ich die alten Schriftsteller einmal alle so durchstudirt, wie Platon, und mir den Geist der antiken Welt in Begriff und Gefühl recht nahe gebracht, was fange ich dann an? — Alle? Nein, nur die besten, denn die vielen mittelmäßigen Schriftsteller der alten Zeit können mich so wenig zu einem tiefern Studium reizen, als die der neuen. — Für spitzfündige, kleinliche Untersuchungen, für die Ergründung von Dingen, von denen man zum voraus weiß, daß man sie doch nur zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit bringen kann, bin ich nicht gemacht. Im Felde der Kritik ist wenig zu leisten übrig, antiquarische Untersuchungen bringen ebenfalls wenig Ausbeute mehr, und an ein geistloses Sammeln, was man gewöhnlich philologische Gelehrsamkeit nennt, will ich mein Leben nicht verloren geben. Wenn ich einmal nichts mehr zu studiren hätte, oder wenn ich schon vorher alles Studirens überdrüssig würde? — Und wenn mir auch das Unterrichten nur so lange Lust machte, als ich dabei etwas erlernen könnte und zu erlernen noch Lust hätte? —

Die Alterthumskunde, und vielleicht die Wissenschaft überhaupt, ist doch nur eine Vorübung zum rechten Leben. Ich nehme den Geist der antiken Welt in mich auf, um ihn in mir ersterben zu lassen! —

Den 26. April.

Schön, daß Aristoteles an die Stelle des Platon tritt. Das ist sicher, Platon reißt mehr hin, aber Aristoteles läßt mehr zurück, und darauf kommt es doch am Ende an. Man lernt mehr bei Aristoteles: seine Unterscheidungen sind schärfer, seine Bestimmungen sind richtiger, sein Wissen ist umfassender, und seine Methode, vom Einzelnen zum Allgemeinen zu gehen, ist sicherer, ist die einzig richtige. Man wird dem Aristoteles wohl eine zu große Ausführlichkeit in spitzfindigen Erörterungen und zu weit getriebene Distinktionen, man wird ihm auf der andern Seite Mangelhaftigkeit, aber, was die Hauptsache ist, man wird ihm keine Fehler nachweisen können. Was er sagt, ist wahr, aber er sagt nicht alles, was wahr ist. Manches, besonders in seinem Organon und seiner Metaphysik, ist zu weit ausgeführt, und bisweilen scheint er uns zu weit auszuholen und Umwege zu machen. Dieses aber wiederfährt jedem Entdecker. Dagegen sehen wir die Wahrheit unter seinen Händen emporwachsen, und wir erzeugen sie unwillkührlich mit ihm.

Und dieser gewaltige Geist, in dem die ganze antike Welt sich wissenschaftlich ausspricht, ist den meisten Philologen eine terra incognita. Sein Büchlein über die Dichtkunst ist ihnen allenfalls bekannt, aber sie wissen nicht, was Lessing sagt, daß, wer auch nur diese Abhandlung richtig verstehen wolle, vor allen Dingen die Werke des Philosophen von Anfang bis zu Ende lesen müsse.

Den 27. April.

Wie wenig Aristoteles bei uns bekannt ist, sieht man auch daraus, daß einige Schüler Hegel's es nur zu sagen wagen, ihr Meister sei der neue, wohl gar der verbesserte Aristoteles. Hegel hat mit diesem gar nichts gemein, als daß er ihn bisweilen den tiefen Aristoteles nennt und einzelne Stellen von ihm anführt. Aristoteles geht von vielen Besonderheiten zum Allgemeinen fort, Hegel geht umgekehrt vom höchsten Allgemeinen aus; jener reflectirt, dieser subsummirt; Aristoteles unterscheidet die Begriffe auf das schärfste, Hegel läßt sie systematisch in einander fließen; Aristoteles giebt überall wissenschaftliche Erklärungen nach Gattungs- und Artbegriff, Hegel verwirft sie; Aristoteles weiß zu zweifeln und unentschieden zu lassen, Hegel kann nur bestimmen, festsetzen und entscheiden; Aristoteles hält sich aufs genauste an den Sprachgebrauch, Hegel behandelt die Sprache ganz willkührlich und gewaltthätig; Aristoteles hat seine Philosophie gar nicht in höchste Grundsätze und Begriffe zusammengezogen, Hegel ist ganz Dogma und System; Aristoteles Polemik ist ernst, würdig und rein wissenschaftlich, Hegel's leidenschaftlich und giftig; Aristoteles besitzt eine Welt naturwissenschaftlicher Kenntnisse, Hegel beinahe gar keine, und jener entwickelt seine Theorie aus der Natur, dieser die Natur aus seiner Theorie; Aristoteles' Speculation und Ausdruck ist bestimmt, natürlich und deutlich, Hegel's dunkel, verschroben und gekünstelt. Gewiß, wenn etwas Wahres in der Philosophie des Aristoteles ist, so ist die Hegel's falsch. Kann es eine größere Unwissenheit und Unverschämtheit

geben, als das ganz Entgegengeſetzte für ähnlich, für gleich zu erklären? Aber das deutſche Publikum erträgt ſie geduldig! Was erträgt das deutſche Publikum nicht? was ertragen die Deutſchen nicht? —

Den 30. April.

Nolten nahm mich zu einem ſehr intereſſanten Landmanne mit, der nahe von hier auf einem Hofe wohnt und deſſen kranken Sohn mein Freund in ärztlicher Pflege hat. Ich ſah nun, daß Nolten recht hatte, mich ſo verächtlich anzuſehen, als ich behauptete, ich verſtünde das Reiten. Was iſt das für ein Reiter! Es iſt ein Genuß, ihn anzuſehen, ſo frei ſitzt er auf ſeinem muthigen Roß, ſo gewandt weiß er es zu lenken, und doch iſt ſein Körper gedrungen und mehr klein, als groß. Reiter und Pferd ſcheinen eins und für einander geſchaffen zu ſein, das Thier ſcheint unter einem ſo kundigen Lenker ein verſtändiges, ein menſchliches Weſen! Ich ritt auf einem magern, trägen Miethgaul neben her, und mußte in der That eine klägliche Figur vorſtellen. Es ſei eigentlich nicht recht und kein Verhältniß, warf ich hin, daß ich trotz meines übermäßigen Arbeitens nicht ſo viel erübrigen könne, mir ein eigenes Pferd zu halten, während er auf ſolch' einem ſchönen Thiere einherreite und dabei noch Kapitalien zur Seite lege. Es war ſo im Scherz hingeſagt, ich erwartete, Nolten würde mich auf den geiſtigen Gehalt meines Geſchäftes aufmerkſam machen, auf den es doch eigentlich ankommt. Er aber widerſprach nicht, ſondern rief:

Du hast Recht! Ihr Lehrer habt das geistigste, also das schwerste Geschäft, und werdet am schlechtesten belohnt. Der Künstler verarbeitet wenigstens einen materiellen Stoff, mit dem er anfangen kann, was er Lust hat. Euer Stoff ist unsichtbar, ihr sollt ihn achten und schonen; und dabei ist er spröde, widerstrebend, wie kein anderer, und eigentlich in jedem Zögling anders. Wie vergilt man dem Lehrer diese Arbeit? Man läßt ihn gewöhnlich darben. Der Lehrstand ist der wichtigste Stand des Staates, sagt man, aber man stellt ihn so, als wenn er der letzte wäre.

Ich war ordentlich empfindlich, daß mein Freund eine, wie mir es schien, so niedrige Ansicht aussprach, und den innern Lohn des Lehrers gar nicht in Betracht zog. Das sei eben das Schöne, meinte ich, daß die Lehrer nicht so reichlich besoldet wären, denn so sei es doch klar, daß wer sich dem Lehramt widme, es ohne eigennützige Absichten thue.

Ich will nichts davon wissen, unterbrach mich Nolten. Manche bestimmen sich diesem Stande, weil sie nicht wissen, was sonst anfangen. Eine schöne Uneigennützigkeit! Und die meisten, die einmal darin sind, o wie sehnen sie sich hinaus, wenn die Noth einmal über sie gekommen ist. Glaube mir, die meisten Lehrer, welche einmal vierzig Jahre alt geworden sind, würden ihren Stand sehr gerne mit jedem andern vertauschen! Warum? Sie müssen am meisten, am angestrengtesten arbeiten und werden am schlechtesten honorirt. Es sollte aber umgekehrt sein: sie sollten am wenigsten zu arbeiten haben und am besten besoldet werden von allen Staatsdienern. Eine mechanische

Arbeit kann man den ganzen Tag über verrichten, eine geistige auf eine geistige Weise nur wenige Stunden des Tags. Wer geistig leben will und wirken soll, darf von dem Druck des Lebens gar nicht berührt werden, er muß über aller Sorge für sich und seine Familie erhaben stehen.

Ich erwiederte, er beurtheile unsere äußere Lage schlimmer, als sie sei.

Gewiß nicht, rief er aus. Ein Postmeister, ein Notarius, ein Gerichtschreiber, ein Wegeinspector hat ein besseres Einkommen, als ihr. Die meisten von euch schmachten in Noth und Sorgen. Wie kann sich darin Freudigkeit, Muth, Weiterstreben — wie kann sich darin die Fähigkeit, Lehrer zu sein, erhalten? Ich kenne manchen Oberkellner mit 1000 Thaler oder Gulden Besoldung, also mit einer größern, als in den meisten deutschen Staaten ein Gymnasialdirector genießt. Auch in unserm Wohnorte sind die Comptoiristen um das Doppelte besser gestellt, als ihr obern Lehrer. Ist das kein Mißverhältniß?

Ich mußte es zugeben.

„Und nach dem jetzigen Standpunkte der Gesellschaft müssen die Lehrer ungefähr dieselben Ausgaben machen, wie jene Menschen, die ein mechanisches Geschäft oder ein Handwerk treiben, denn sonst werden sie nicht geachtet, nicht zu den Gebildeten gezählt. Ja größere Ausgaben! Denn der Gelehrte hat nicht nur die gemeinschaftlichen Bedürfnisse des Körpers, sondern auch eigenthümliche des Geistes zu befriedigen. Oder könnt ihr vielleicht nebenher noch einiges Geld verdienen?“

Ich wüßte nicht wodurch, als etwa durch Schriftstellerei, durch Privatstunden oder Kostgänger-Halten.

„Die Schriftstellerei aber ist jedermanns Sache nicht. Auch sollen die Schriftsteller nicht die besten Lehrer sein, und um's Geld zu schriftstellern ist eigentlich doch schmählich. Nichts aber ist abstumpfender, geisttödtender, als Privatstunden zu geben oder sich mit Kostgängern herumzuplagen. Was bleibt euch also in der Regel anderes übrig, als entweder zu darben und euch nothdürftig durchs Leben zu schleppen, oder euch geistig zu Grund zu richten? Beides läuft endlich auf eins hinaus: ihr unterliegt entweder dem Druck der Noth, oder der Last der übernommenen Arbeit."

Wie trübe erscheint Dir unser Loos! erwiederte ich, wie feindselig und gereizt stellst Du es dar!

„Dagegen wissen die meisten jener Menschen mit ihrem Hauptamte noch ein Nebenämtchen zu verbinden, fuhr er fort, wodurch ihr Einkommen um ein Bedeutendes vermehrt, oft verdoppelt wird."

Ich bitte Dich, rief ich aus, lassen wir dieses unerquickliche Gespräch. Ich weiß es wohl, daß es nur die Kinder dieser Welt verstehen, für ihren Nutzen zu sorgen und es sich im Leben recht behaglich zu machen. Aber ich weiß es auch, daß es einen höhern Ersatz giebt für äußere Entbehrungen und Einschränkungen, und daß sich gerade im Kampfe mit der Noth des Lebens die edelste Geisteskraft entwickelt. Gesetzt aber, ich sähe die Wahrheit Deiner Schilderung auch ein, was hilft sie mir? was soll sie mir? was hat sie Förderndes? würde sie mir meinen Beruf nicht verleiden? würde sie mich nicht unzu-

frieden machen? Es giebt ohnedieß genug Störendes und Hemmendes im Lehrerleben, daß Du mir dieſe Aeußerlichkeiten, die ich ſehr gering achte, eher verhüllen, als aufdecken ſollteſt.

So fuhr ich in einer ärgerlichen Stimmung noch eine Weile fort. Nolten aber ſagte, als ich fertig war, dieſe Aeußerlichkeiten ſeien doch nicht ſo gering zu achten, ein Wahrheitsfreund, ein Philoſoph, müſſe alles hören können und dürfe ſich Nichts verhüllen.

Wir waren unterdeſſen bei dem Hofe des Landmanns, den mir mein Begleiter Bernhardt nannte, angekommen. Wieſen und Ackerland ſind von allen Seiten durch einen Wald begränzt, die neuerbaute Wohnung mit ihren Nebengebäuden liegt auf einem ſanft anſteigenden Hügel, ſo daß der Eigenthümer von hier aus beinahe ſein ganzes Beſitzthum überſehen kann. Am Fuße der niedrigen Anhöhe fließt ein Bach durch die Wieſe zu einem Dorfe, von dem wir den Kirchthurm und einige Häuſer jenſeits des noch nicht belaubten Waldes, da wo dieſer rechts ſich in das kleine Thal hinabneigt, hervorblicken ſahen. Bernhardt war außerhalb ſeines Hofraumes mit einer ländlichen Arbeit beſchäftigt, und kam auf uns zu, als er uns von Ferne erblickte. Er ſtattete ſogleich dem Arzte einen genauen Bericht über das Befinden ſeines Sohnes ab. Seine beſtimmte Sprache, in der ſich ein geſundes Urtheil und ein nicht gewöhnliches Beobachtungsvermögen ausdrückte, zog mich an, und ich betrachtete mit Wohlgefallen die hochgebaute, etwas magere Geſtalt. Alle ſeine Worte waren von einer lebendigen, natürlichen Action begleitet; er ſprach ein ziemlich gutes Hochdeutſch, und wenn er

bisweilen einen Fehler machte, so verbesserte er ihn selbst auf der Stelle. Einer seiner Söhne führte die Pferde in den Stall, und beim Hereintreten in das Haus entschuldigte er sich, indem er sich gegen mich wandte, daß er das Deutsche nicht rein spreche, er habe es nicht so gut gehabt, als es seine Kinder jetzt hätten, denn er habe alles aus sich lernen müssen; überhaupt sei er ein schlichter, einfältiger Bauer und wir müßten mit ihm vorlieb nehmen. Wir wurden nun auch von der übrigen Familie bewillkommt, Nolten so, als ob er zu ihr gehöre. Er ging mit den Eltern sogleich auf die Krankenstube, ich blieb mit den Kindern im Wohnzimmer zurück; es waren vier zum Theil schon erwachsene Söhne, die ab- und zugingen und drei Töchter. Die älteste, welche sie Mariane nannten, zog meinen Blick auf sich, und ich war, ehe ich es vermuthete, mit ihr in einer angenehmen Unterhaltung. Als ich die schöne Wohnung pries, von der man eine so freundliche Aussicht habe, antwortete sie, sie hätten noch vor zwei Jahren in einer recht garstigen am Abhange der Anhöhe gewohnt, die habe ihr Vater abbrechen lassen, und diese neue gebaut, zu welcher er selbst den Bauplan entworfen habe. Die Nachbarn hätten sich erst sehr über das ganze Unternehmen aufgehalten, weil die Einrichtung der neuen Wohnung von den andern Bauernhäusern ganz abweiche; bald aber hätten sie sich von ihrer Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit überzeugt, und jetzt wären in der Nachbarschaft schon viele ähnliche erbaut, und ihr Vater werde überall als Baumeister zugezogen. Ich betrachtete mit Vergnügen die freundliche Einrichtung des geräumigen Zimmers, in dem ich mich befand. Die Söhne und

Töchter der Familie ließen sich ungenirt gehen, sprachen mit mir wie mit einem alten Bekannten, fragten mich nach der Stadt, und nirgends begegnete mir etwas, was mein Ohr oder mein Auge beleidigt hätte. Aber immer von neuem zog Mariane meinem Blick auf sich; sie war ganz wie ein Landmädchen gekleidet, sprach ganz rein deutsch, und ich mußte mir sagen, sie sei ein gebildetes Mädchen, ungeachtet ihr ganzes Wesen mit der Art und Weise einer wohlerzogenen städtischen Jungfrau wenig gemeinschaftlich hatte. Ihre Stimme war klar und hell, aber sie hatte etwas Singendes in ihrer Betonung der Sätze, ihr Gesicht voller Leben und von der Sonne braun gebrannt, den Händen des schönen, vollen nackten Arms sah man die häusliche Arbeit an. Ihre ganze Gestalt das Bild der Gesundheit, die Haltung leicht. Ich sah, sie hatte mir mit Fleiß Gesellschaft geleistet, denn kaum erschienen ihre Eltern mit Nolten, als sie sich angelegentlich nach ihrem Bruder erkundigte, und sich nach erhaltener guter Nachricht sogleich zurückzog. Ich sagte es euch ja, rief sie, indem sie zur Thüre hinausging, der Herr Doctor würde unsern Conrad nicht sterben lassen. Das Gesicht der Eltern war wie verklärt, und die freudigste Stimmung verbreitete sich durch die ganze Familie, als Nolten auf wiederholtes Fragen wiederholt versicherte, die Gefahr sei vorüber. Alle Kinder drängten sich mit ihren Fragen an ihn, und er machte sich und ihnen die Freude, jedem die gute Nachricht auf eine verschiedene Weise zu verkündigen und die Ausdrücke des Dankes von jedem Einzelnen zu erhalten. Mir traten beim Anblick dieser natürlichen, frohen Menschen die Thränen in die Augen,

und ich fühlte mich meinem gewöhnlichen leeren Empfindungszustande wie entrückt.

Mariane und ihre Schwestern deckten den Tisch und es ward stillschweigend angenommen, daß wir zum Mittagsessen bleiben würden. Ich äußerte einige Bedenklichkeiten. Ei, das versteht sich, daß wir bleiben, rief Nolten, denn wer könnte sich dem Kreise so froher Menschen entreißen? Ich schwieg und schämte mich meiner angelernten Höflichkeitsformeln, die hier so schlecht angebracht waren, und die mich jetzt etwas hatten sagen lassen, was meinem klaren Wunsche zuwider war. Haben Sie mir auch die Bücher mitgebracht, die Sie mir versprachen? fragte Mariane meinen Freund, indem sie den Tisch zurecht machte. Wie sollte ich dieses vergessen haben? antwortete dieser und holte aus der Tasche seines aufgehängten Mantels einige zierlich eingebundene Bändchen hervor; es waren die Parabeln von Krummacher. „Ich habe diese Bücher vom Buchhändler zum Geschenk bekommen. Ich selbst lese nicht gerne, und habe auch keine Zeit dazu. Ich schenke sie Ihnen." — Danke vielmal, sagte das Mädchen, und sah das Geschenk mit Wohlgefallen an, indem sie in einem Bändchen blätterte. — „Sie können Ihren Geschwistern manches daraus vorlesen. Wenn ich wieder komme, sagen Sie mir, was Ihnen am besten gefallen hat." — Das möchte ich gerne thun, erwiederte Mariane, wenn ich mich nur so recht, wie ich es meine, auszudrücken verstünde. Aber sagen Sie mir doch etwas über den Inhalt dieses Buches und über seinen Verfasser. Ich verstehe es dann viel besser. Ich erinnere mich da-

bei immer beim Lesen an das, was Sie mir zum voraus gesagt haben.

Ich hatte unterdessen nicht die Muße, ihrem fernern Gespräche zuzuhören. Der Vater kam an's Fenster, wo ich stand, und fing nach einigen vorläufigen Erkundigungen, was es Neues in der Stadt gebe? mit mir über die Politik zu sprechen an. Der Mann hatte die Zeitungen genauer gelesen, als ich, und hatte alles, was namentlich unsern Staat betraf, gut inne. Ich konnte meine Verwunderung nicht unterdrücken. Er sagte mir, daß wöchentlich etlichemal Abends die Nachbarn oder auch einige Bauern des Dorfes bei ihm zusammen kämen, und daß er auch wohl zu ihnen gehe, dann würden die Zeitungen vorgelesen, und das Gelesene besprochen. Es ist jetzt auch wieder der Landtag zusammen gerufen, sprach er. Aber wir Landleute haben an diesem Landtag wenig Gefallen. Ich bin selbst Wahlmann. Aber da wählen wir einen, der uns vertreten soll, welcher uns gar keinen Bericht abstattet über das, was der Landtag beschlossen hat. Er müßte uns doch Rechenschaft ablegen. Und dann müßte man alles erfahren, was der eine und andere Abgeordnete gesprochen und gewollt hat, auch wenn seine Meinung nicht durchging. Man druckt sonst so viel, warum spart man denn hier das Papier so? Als wir uns das letztemal zur Wahl versammeln sollten, waren nur wenige Wahlmänner gegenwärtig: es ist dem nicht zu verdenken, der wegbleibt.

Diese und ähnliche Sätze sprach er mit vieler Ueberzeugung aus. Ich hatte sie oft auch schon sonst, aber noch nie so natürlich, so aus dem ungekünstelten Men-

schenverstande heraus aussprechen hören. Während dieser Unterhaltung schweifte mein Blick durch die halbgeöffneten Vorhänge des Alkovs, und ich erblickte in ihm eine ansehnliche Bücherſammlung.

Wir setzten uns zu Tisch. Ich unterhielt mich mit dem Alten, Nolten saß neben Mariane, die mit ihren Schwestern selbst aufwartete. Eine Magd oder einen Knecht sah ich im ganzen Hause nicht. Alles, was Sie hier auf dem Tische sehen, sagte Bernhardt, ist selbst gezogen, selbst gemacht. Versuchen Sie mein Bier, ob es Ihnen schmeckt? — Ich mußte ihm meinen vollen Beifall schenken. Nolten unterhielt sich mit den Söhnen und Töchtern, er war ganz in seinem Element und schien ganz zur Familie zu gehören: so heiter, so liebenswürdig hatte ich ihn nie gesehen. Bernhardt fing wieder von der Politik an zu sprechen, wenn ich mich dieses Wortes bedienen darf: es waren lauter specielle in sein Leben einschlagende Dinge. Alles was er sprach, war treffend, gescheidt. Ich vergaß mich in meine Siebensachen, meinen Gelehrtenkram, meine Bücherweisheit; mein getriebenes Wesen beruhigte sich in dem Kreise dieser Naturmenschen.

Nach Tisch gingen wir in den Besitzungen unseres Wirthes spazieren. Er, Mariane und ihre jüngste Schwester führten uns. Aus einem langen ökonomischen Gespräch zwischen ihm und Nolten über das Pflanzen von Bäumen und die Anlegung von Wäldern hätte ich viel lernen können, wenn ich in der Landwirthschaft nicht ganz unwissend wäre, denn man lernt aus einem fremden Gespräch über eine Sache nur dann etwas, wenn man schon vorher etwas von ihr versteht. Auch war ich mit eigenen

Betrachtungen und Gefühlen beschäftigt. Ich empfand den Anhauch des erwachenden Frühlings, und ich hätte sentimental werden können, wenn mich nicht die einfachen Menschen an sich gehalten hätten. Bernhardt, sah ich, verstand die Landwirthschaft aus dem Grunde, und betrieb sein Geschäft mit Verstand und wachem Urtheile. Mariane erzählte mir, daß in dem vor uns liegenden Dorfe ein würdiger Geistlicher wohne, der eine Art von Institut habe. An dessen Unterricht habe ihr Vater sie und ihre Geschwister Antheil nehmen lassen, bei ihm habe sie das Bischen gelernt, was sie wisse. Sie pflückte während dieser Zeit die ersten, seltenen Blümchen, die an unserm Wege standen, machte einen kleinen Straus und überreichte ihn Nolten, als Gegengeschenk für die schönen Bücher. Dieser nahm ihn freundlich an, und sich schnell zu mir wendend, fragte er mich: Wie heißt diese Blume? — diese? — diese? — Ich wußte ihm keine zu nennen. Schnell kehrte er sich zu Marianen: Sagen Sie doch dem gelehrten Herrn die Namen dieser Blumen! Er ist in Paris gewesen, und hat in dem jardin des plantes an ausgestopften Thieren und ausgetrockneten Pflanzen Naturgeschichte studiren wollen, aber in dem großen Garten der Natur ist er ein Fremdling! — Mariane lachte und nannte mir alle Namen. Sie habe dieses von dem braven Geistlichen und ihrem Vater gelernt, erklärte sie sich auf meine Frage. Was man immer so um sich habe, das behalte sich leicht.

Als wir wieder zur Wohnung zurückkehrten, machte mich Nolten auf einen Pflug aufmerksam, welcher innerhalb des Hofraumes stand. Siehst Du nicht, sagte er,

daß dieser Pflug ganz anders gebaut ist, als die Pflüge in Deiner Heimath? Ich mußte gestehen, daß ich mich des Baues dieser nicht mehr erinnere. Aber den Pflug des Hesiod, des Plinius und des Virgil kennst Du, fügte er hinzu. Bei Gott! Du hast Recht! rief ich aus, die griechischen und römischen Pflüge kenne ich genau, die deutschen habe ich meiner Betrachtung noch nicht werth gehalten. „So treibt ihr's, ihr Gelehrten, nur was ihr aus alten Büchern lernen könnt, haltet ihr euerer Aufmerksamkeit für würdig!"

Wir nahmen einen freundlichen Abschied, ich wurde herzlich eingeladen, bald wieder zu kommen.

Ich ritt stumm an Nolten's Seite. Ich hatte einen so reinen Genuß gehabt, einen so schönen Tag erlebt, wie seit lange nicht. Ich fühlte mich aus meinem gewöhnlichen Gedankengange wie heraus gerissen. Ich lebte schweigend in der frischen Erinnerung und wollte die empfangenen Eindrücke recht fest halten.

Sieh', das ist ein reines Naturleben, sagte Nolten mit Innigkeit, indem er mir meine Stimmung abfühlte und in sie einstimmte. Glücklich ist der Mensch, dessen Freuden alle in der Natur entspringen, und dessen Gedanken sich alle auf sein nahes, enges Tagesgeschäft beziehen!

Nahe an der Stadt ritten wir an einem Graben vorbei. Nolten, statt ganz herum zu reiten, setzte hinüber. Ich wollte ein Gleiches thun, aber mein ungelenker Gaul faßte jenseits keinen sichern Grund und schlug seitwärts um. Er half sich wieder auf, aber ich fiel in den Graben. Nolten sprang mir bei, ich war ganz naß

und ſchmutzig und fühlte heftige Schmerzen an dem linken Bein. Nur mit Mühe konnte er mir wieder auf das geduldige Pferd helfen, und ich noch bis zu meiner Wohnung reiten. Das Bein war durch den Fall des Thieres auf mich ſehr ſtark verletzt, und ich konnte einige Zeit nicht auf ihm ſtehen. Noch jetzt bin ich an meine Wohnung gebunden.

Den 5. Mai.

Wir hatten dieſer Tage wieder einmal ſeit langer Zeit unſer Kränzchen, welches mir ſchon ſo viele Freude gebracht und ſo manchen Erſatz verſchafft hat. Wir erinnerten Nolten, daß heute an ihm die Reihe ſei, einen Vortrag zu halten.

Ich bin nicht vorbereitet, ſagte er. Wie werde ich unbewaffnet es mit euch Gymnaſiallehrern aufnehmen können, da ich euch wahrſcheinlich gewaffnet unterliegen würde? Denn merkt es nur, heute geht es hinter euch her. Zum Glück und Troſt für euch ſind es nur Worte, die Sache wird beim Alten bleiben. Alſo mein Satz! Ich befehle und will: Alles Griechiſche und Lateiniſche ſoll aus dem Jugendunterricht ausgeſchloſſen bleiben. Warum? warum? fragt und ruft ihr. Ich will's euch ſagen!

Wie iſt's *natürlich*? frage ich, denn wahrhaftig der Natur gemäß, ſollen wir leben, erziehen und lehren. Welches ſind die von der Natur vorgeſchriebenen Unterrichtsgegenſtände? welche ſind die durch die Natur nothwendig gebotenen? Aber durch welche Natur? Durch

die menschliche natürlich. Worin soll der Mensch seiner Natur nach unterrichtet werden? Betrachtet doch den Menschen! Der Mensch hat einen Geist in sich und nimmt eine Welt außer sich wahr, seinen Geist drückt er durch seine Sprache aus und die Entwickelung seines Geistes steht in der Entwickelung des Geistes der Menschheit mitten inne. Hieraus ergeben sich alle nothwendigen Unterrichtsgegenstände, durch die er gebildet werden muß. Lehrt ihn seinen eigenen Geist, lehrt ihn die äußere Natur kennen, unterrichtet ihn in seiner Muttersprache und in der Geschichte. Alle andere Unterrichtsgegenstände sind nicht nothwendig, gehen nicht mit Nothwendigkeit aus dem Wesen unserer Natur hervor, folglich sind sie willkührlich, erkünstelt und ersonnen, und taugen nichts. Dieß gilt ganz und gar von der lateinischen und griechischen Sprache. Der Unterricht in ihnen ist uns von außen gebracht, uns äußerlich angesetzt, aber er entspringt nicht innerlich aus der Natur des Menschen. Wem sollen wir nun mehr gehorchen, den ewigen Gesetzen der Natur, oder den willkührlichen Satzungen der Menschen? Viele falsche Gründe zusammen machen keinen richtigen, aber Ein wahrer macht alle andern überflüssig. Ich habe ihn genannt, und bin mit meiner Rede am Ende. Der Sieg, sehe ich, ist mir leicht geworden, denn ihr wißt nichts einzuwenden!"

Du mußt also allen Unterricht in fremden Sprachen verwerfen? sagte Dahlheim.

„Für den bildenden Jugendunterricht verwerfe ich alle fremden Sprachen. Wer eine oder die andere zum Geschäft, zum Handwerk braucht, mag sie lernen, ich habe

nichts dagegen. In meine Bildungsschule aber will ich nur natürliche Bildungsmittel aufgenommen wissen."

Vom sprachlichen Unterrichte bliebe Dir also nur die Muttersprache, setzte Jener hinzu.

„Ein unermeßliches Feld, wenn in ihr schreiben, lesen, sprechen, denken und fühlen gelehrt werden soll."

Aber Du mußt doch zugeben, daß der Unterricht in fremden Sprachen ebenfalls bildend ist, sagte Sabel.

„Wer läugnet das? wie Du einen Bären auch gewissermaßen bildest, wenn Du ihn tanzen lehrst. Aber es gehört nicht zur Bärenbildung, tanzen zu können, und nicht zur Menschenbildung, drei Sprachen zu verstehen. Seiner wesentlichen Natur nach geht der Bär auf vier Füßen und spricht der Mensch Eine Sprache."

Wenn ich Dir aber beweise, daß wir die Muttersprache durch die beiden alten Sprachen eigentlich erst recht lernen können? — Der Mensch kann über das, was in ihm liegt und mit ihm geboren ist, also über sein Wesen, sein Ich, nicht anders zum Bewußtsein gelangen, als durch den Gegensatz, in welchen dieses sein Ich mit dem ihn umgebenden Aeußern tritt. Wir können also die uns angeborene Sprache nur durch eine fremde lernen. Diese aber muß eine abgeschlossene und bestimmte Betrachtung gewähren, folglich eine todte sein. Aber durch Hinzufügung einer zweiten, der griechischen zur lateinischen, kann für die umfassende Entwickelung der Seelenkräfte nur Gewinn erwachsen. So ist der Unterricht in den alten Sprachen a priori gerechtfertigt, und seine Nothwendigkeit bewiesen.

„Welcher Schulfuchs hat Dir denn dieſes weiß gemacht, mein guter Sabel? Alſo man lernt ein Ding gründlich nur durch den Gegenſatz! Durch den Gegenſatz? Machen denn Mutterſprache und fremde Sprachen einen Gegenſatz, wie A und Nicht-A? umgiebt uns die Mutterſprache, die von unſern Stammgenoſſen geſprochen wird, nicht auch äußerlich? iſt ſie blos innerlich? Im Gegentheil, ſie iſt der verkörperte Volksgeiſt, der unſern eigenen Geiſt nach außen zieht und ebenfalls zum Körper macht. Wohin würde auch dieſer Grundſatz führen? Wer den Schüler mit ſeinem geiſtigen menſchlichen Leben bekannt machen wollte, müßte ihn erſt die Seelen der Katzen und Hunde kennen lehren, und in den menſchlichen Körper könnte man ſich keine Einſicht verſchaffen, ohne Mineralogie getrieben zu haben! Und wie ſtimmt er mit dem andern Lehrgrundſatz: aller Unterricht müſſe von dem, was dem Zögling nahe liegt, ihm ſchon einigermaßen bekannt iſt, von des Zöglings Umgebung ausgehen? welchen ihr Pädagogen doch alle für nothwendig gültig anſeht. Nur im Sprachunterricht will man das Ferne, Fremde dazu gebrauchen, um durch daſſelbe das Nahe, Eigene zu erlernen! Warum ſoll denn hier allein eine Ausnahme gemacht werden? Der rechte geographiſche Unterricht geht von der Heimath, vom Vaterlande des Zöglings aus, der rechte Sprachunterricht will von Griechenland und Rom anheben. Und dieſe fremde Sprache muß eine todte ſein, weil dieſe allein eine abgeſchloſſene und beſtimmte Betrachtung erlaube! Wie? muß denn die Betrachtung unbeſtimmt und ſchwankend ſein, wenn ſie auf etwas Lebendiges, ſich Entwickelndes gerichtet iſt?

Lebt denn nicht jedes Ding und entwickelt es sich nicht nach bestimmten Gesetzen, welche nicht schwanken und unbestimmt sind? und das Verständniß dieser eröffnet uns doch allein die Einsicht in jenes. Ist nicht das schriftlich Niedergelegte auch einer lebendigen Sprache bestimmt und sie selbst darin abgeschlossen, wie es auch jede todte ist? Wenn wir Aerzte einen Menschenkörper seciren wollen, muß er ein Leichnam sein, oder wir machen ihn dazu: ist's mit Sprachforschungen eben so? Gerade das ist Schuld daran, daß wir den thierischen Körper nie genau kennen lernen, daß wir nur todte zu untersuchen vermögen. Wer aber eine lebendige Sprache erforscht, dem entweicht ihre Seele nicht, sie bleibt ihm unter seinen Händen lebendig, und er untersucht nicht ihren Leichnam, so daß er von diesem auf die Seele nur schließen könnte, sondern den Geist der Sprache selbst, und erfreut sich eines sich selbst während seiner Betrachtung und durch seine Forschung entwickelnden Gebildes. Und was sage ich endlich zu euerer Rechtfertigung zweier todten Sprachen? „Durch die Hinzufügung einer zweiten Sprache, der griechischen zur lateinischen, kann die umfassende Entwickelung der Seelenkräfte nur gewinnen.“ Durch die Hinzufügung einer dritten, vierten u. s. w. gewinnt sie noch mehr, und durch die Hinzufügung aller möglichen Sprachen gewinnt sie am allermeisten. Also müßt ihr die Jugend entweder in allen möglichen fremden Sprachen unterrichten, oder alle weglassen. Ich wäre für das Letztere.

Sabel konnte sich gegen einen solchen stürmischen Angriff nicht halten. Er schalt Nolten einen leidenschaftlichen Gegner der Humanitätsstudien.

„Wenn Du darunter den herkömmlichen philologischen Kram verstehst, so bin ich es. Ich gestehe es offen und frei. Aber ich habe meine guten Gründe. Bedenkt doch: worauf kommt zuletzt alles an im Leben? Auf's Thun. Man lernt beim Himmel! irgend eine Sache doch nicht deßwegen, daß man sie könne, sondern um sie zu üben, um sie zu bethätigen, um sie anzuwenden, um in ihr zu leben. Denn menschliches Leben und Handeln ist eins. Kenntnisse, die wir nicht bethätigen können, sind ein todtes Kapital, und sterben bald in uns aus. Wendet das auf die alten Sprachen an! Die Meisten, die sie lernen, was können sie mit ihnen anfangen? Stehen die mit sauerer Mühe und mit vielem Zeitaufwande erlernten im Zusammenhange mit ihrem nachfolgenden Leben, mit ihrem Geschäfte? wirken sie darauf ein? lehren sie es mit mehr Geschick oder in höherer Gesinnung verrichten? Was bleibt im Grunde den Aerzten, den Geistlichen, den Juristen, den Kameralisten von den alten Sprachen übrig, womit man sie so lange und so hartnäckig geplagt hat? Diese jugendlichen Anregungen zur Bildung erlöschen, weil sie in unserm ganzen Leben keine Anfrischung erhalten: sie gehen rein vorüber, ohne eine Spur zurückzulassen. Wenige ausgezeichnete oder sonderbare Köpfe machen eine Ausnahme, aber unsere Jugendbildung muß auf die allgemeine Menschennatur, nicht auf ihre Ausnahmen berechnet sein. Was in unserm modernen öffentlichen und Privatleben gar nicht mehr gilt und nicht mehr gelten kann, darin sollte man unsere Jugend nicht unterrichten. Es hilft ihr doch nichts, und weil sie es nicht anwendet, vergißt sie es schnell wieder.“

Sabel, der wirklich beleidigt schien, hörte diesen Worten mit Lächeln zu und hatte es schon mehremal versucht, seinem Gegner in's Wort zu fallen. Das ist eben die gemeine Ansicht aller, die den Realismus gegen den Humanismus vertheidigen, sagte er jetzt, daß sie alles Lernen nach dem Nutzen, nach dem materiellen, handgreiflichen Gebrauche berechnen.

„Aller? Mancher, vieler — das gebe ich zu, aber die Gemeinheit ist wahrlich nicht auf die beschränkt, welche ihr vornehm Realisten nennt. Welchen unrechten Gebrauch des Lernens und des Erlernten meinst Du? Nicht wahr, man soll nicht lernen, um Geld zu verdienen, nicht, um einst der Eitelkeit zu fröhnen, nicht, um sich einst Sinnenlust zu verschaffen? — Das gebe ich zu, das will auch ich und ich sage, daß alle und jede Bildung rein in sich selbst den Werth habe, und ihretwegen, ohne alle Nebenrücksichten, angestrebt werden müsse. Ich vertheidige also eine humane Bildung. Aber wie muß diese beschaffen sein? worin besteht sie? — Sie muß aus der menschlichen Natur mit Nothwendigkeit hervorgehen, mit ihr durch ein unzertrennliches Band zusammenhangen. Ist ein Mensch durch solche allgemein menschlichen Unterrichtsgegenstände gebildet worden, so kann er sich nicht mehr von seiner Bildung losmachen, so wenig, als er sich von sich selbst trennen und aus der äußern Natur treten kann. Sie ist wahrhaft wirksam durch sein ganzes Leben, und legt sich jedem Geschäfte, welches er treibt, und allem seinem Sprechen, Denken, Sinnen, Streben und Handeln von selbst zu Grunde. Deßwegen will ich den Menschen nur durch die von der Natur mit Nothwendigkeit gebote-

nen Mittel gebildet wissen, aber durch keine willkührliche, zufällige Anhängsel. Daß es überhaupt Griechen und Römer gab, ist für uns zufällig, daß aber jeder einen Geist hat, in der materiellen Natur lebt und eine Muttersprache spricht, ist nothwendig. Ich verlange also eine wirklich humane, eine wirklich allgemeine Bildung durch Geistes- und Naturlehre, und durch Unterricht in der Muttersprache. Dieß ist der ächte Humanismus, durch den wir allein wieder zu wahren Menschen werden können, wie es die Alten waren, aber in eigenthümlicher, freier Gestaltung."

Du mußt also auch den ganzen geschichtlichen Unterricht verdrängen, bemerkte Dahlheim.

„Den verdränge ich nicht, aber ich schreibe ihm nur eine untergeordnete, dienende Bedeutung zu, besonders zum Behuf der Geisteslehre, der Philosophie, in der Art, wie uns über diesen Gegenstand Romeo seine Ansicht vor einiger Zeit vorgelesen hat. An und für sich kann die Geschichte und alles Historische kein Bildungsgegenstand sein, sie liegt dem jugendlichen Alter zu fern und ist zu wenig rationell. Jetzt ist es gerade umgekehrt: der historisch-philologisch-antiquarische Wust unterdrückt unser Leben, und läßt keine gesunde eigenthümliche Bildung unter uns emporblühen. Also weg damit!"

Du bist ein Radical-Reformer, lächelte Sabel, und es läßt sich schwer mit Dir streiten. Du legst Einem jedes Wort auf die Goldwage, und Du selbst sprichst dictatorisch: Ich will, ich befehle, weg damit! Also auch die neuern fremden Sprachen willst Du nicht gelehrt wissen?

„In allgemeinen Bildungsanſtalten, von denen wir
tzt allein reden, auch dieſe nicht. Denn — ich bin ein
umaniſt, und ſehe, wie Du, von allem materiellen Ge-
rauch ab. Wer ſolche Sprachen zu ſeinem Geſchäfte und
andwerke bedarf, der mag ſie ſonſtwo lernen.“

Aber bedenke doch, nahm ich das Wort, daß nament-
ch die griechiſche Sprache die gebildetſte unter allen iſt.
Nuß nun nicht die Einſicht in ein ſolches wunderbare
ewächs einen höchſt bildenden Einfluß auf unſere Ju-
end äußern? Wollteſt Du mir dieſes läugnen, ſo mache
h Dich noch auf ein Zweites aufmerkſam. Ich wenig-
ens kenne nichts ſo Bildendes, als vergleichende
prachérörterungen. Dieſe nämlich geben uns wirklich in
nſere Mutterſprache eine tiefere Einſicht, denn durch ſie
itt uns das Eigenthümliche dieſer erſt recht ſcharf vor
ie Augen, und wir werden zugleich auf eine untrügliche
nd gleichſam anſchauliche Weiſe über die Geſetze unſeres
igenen Geiſtes belehrt, ſie ſind eine angewandte Pſycho-
gie und Logik. Dieſer ganze höchſt bildende vergleichen-
e Sprachunterricht fiele durch Deinen Vorſchlag weg.

„Dafür kann und muß aber unverhältnißmäßig mehr
eit auf die grammatiſche, ſtyliſtiſche, rhetoriſche, metri-
he, logiſche Erlernung und beſonders Einübung der
Nutterſprache verwandt werden, ſo daß der deutſche
üngling in der deutſchen Sprache eben ſo geläufig, rich-
ig und beſtimmt denken, frei und zuſammenhängend ſpre-
hen, ſchreiben und ſogar dichten lerne, wie ehemals der
riechiſche in der griechiſchen. So die eigene Sprache
anz, vollkommen in die Gewalt des Zöglings zu brin-

gen, ihren unendlichen Reichthum dem freien Spiel ſeines Geiſtes und ſeinen Sprachwerkzeugen ganz unterthänig zu machen, erfordert eine langwierige, ſchwere Uebung und ſehr viele Zeit. Nichts iſt edeler für den freien Menſchen, als ſo über die Welt der Sprache zu herrſchen, furchtlos ſich ihren Wogen anzuvertrauen und auf ihren Fittichen zum Höchſten emporzuſteigen. Wir Neuern können weder unſern Körper noch unſere Sprache ungehindert und ſelbſtſtändig zu jedem edeln Zwecke gebrauchen: wir ſind alle ſammt und ſonders Stümper. Es fehlt uns die unabläſſig fortgeſetzte Uebung. Dieſen edeln Vorzug erreichſt Du nicht durch Deine einſeitig theoretiſchen Sprachvergleichungen. Was hilft alle Einſicht in die Herrlichkeit unſerer Mutterſprache, wenn wir ſie nicht zu gebrauchen verſtehen? wenn wir nicht ſelbſt gut ſprechen und ſchreiben können? Nur dann iſt unſere Sprache unſer, wenn wir ſie leicht und geſchickt handhaben können. Ueber was ich nicht frei verfügen kann, gehört nicht mir. So zum Eigenthum wird uns aber die Mutterſprache nicht durch das Lateiniſche und Griechiſche gemacht. Im Gegentheil, das ſauere Erlernen von dieſem ſchließt die unausgeſetzte Beſchäftigung mit jener aus. Wenn Du aber auf Deine Sprachvergleichungen doch einmal ſo erpicht biſt — ich gebe wenig auf ſolche unfruchtbare Verſtandesbeluſtigungen, mit denen man doch weiter nichts anfangen kann — ſo vergleiche z. B. das Gothiſche, das Althochdeutſche, das Mittelhochdeutſche mit einander und alle drei mit dem Neuhochdeutſchen, und das Reſultat wird im Ganzen daſſelbe ſein. Wenn man das Deutſche, Griechiſche und Lateiniſche mit einander vergleicht, ſo hält man im Grunde doch

auch nur verschiedene Dialecte Einer Sprache gegen einander."

Nolten wollte noch weiter fortsprechen und ich hätte noch vieles auf dem Herzen, als er unerwartet zu einem gefährlichen Kranken gerufen wurde. Wir warteten den ganzen Abend vergebens auf seine Zurückkunft. Das Kränzchen war zerrissen, ich sehr verdrießlich. In der steten Erwartung auf ihn wollte kein ordentliches Gespräch mehr aufkommen. Der Mittelpunkt der Unterhaltung fehlte uns.

Ich ging sehr beunruhigt nach Haus. Ungeachtet ich entgegengesetzter Ueberzeugung bin, muß ich doch in Einigem Nolten Recht geben. Wie vieles habe ich hier schon aufgeopfert, — mein ideales Streben für den Gemeingeist und die Erziehung; und nun wird auch meine letzte Zuflucht, der Unterricht, angegriffen. Wird auch er mir zusammenstürzen? — O meine Ideale! meine Ideale! wohin flieht ihr? warum verlaßt ihr euern müden Freund? —

Den 6. Mai.

Nolten und Dahlheim meinen, wir sollten in unserer nächsten Zusammenkunft unsern Streit nicht eigens fortsetzen und allein walten lassen, denn er sei endlos, wir sollten ihn vielmehr für besondere, zufällige Gelegenheiten aufsparen. Auch Sabel ist des herzlosen, ungemüthlichen Disputirens, wie er es nennt, überdrüssig. So habe ich es denn übernommen, nächstens eine Probe vorzulesen,

wie ich meine, daß Philosophie auf Gymnasien gelehrt werden müsse. Dahlheim besonders drang sehr in mich, mein gegebenes Versprechen zu erfüllen, und im nächsten Kränzchen Sabel's Stelle zu vertreten, von dessen Aufsätzen er kein Freund ist. Dahlheim ist einer der Menschen, die gern das Reale gut haben mögen und sich dessen Trefflichkeit erfreuen, die aber zu dem Guten, was da kommen kann, kein Herz haben, und deßwegen von Vorschlägen, von projectirten Abänderungen nichts wissen wollen. Nolten dagegen ist voll von Entwürfen; alles, was er denkt, möchte er auch ausführen, wenigstens versuchen.

Den 10. Mai.

Der Frühling ist in seiner wunderherrlichen Pracht wieder erschienen, und ich genieße ihn nach meiner Weise. Meine Zeit ist zwischen Stundengeben, Studiren und einsamem Herumschweifen getheilt. Ich gehe, und weiß nicht wohin; ich suche, und weiß nicht, was. Ich schlürfe alle Seligkeit der jungen Natur in mich ein, aber sie füllt meine Leere nicht aus. Ich muß jede tiefe Aufregung, selbst jede lebhafte Freude, vermeiden, — sie regt nur meinen Schmerz, meine Sehnsucht auf. Und doch komme ich in dieser wenigstens zum deutlichen Gefühl meines Daseins und meines Elends.

Den 11. Mai.

Früher hoffte ich auf eine selbstständige Stellung im Leben und auf einen angemessenen Wirkungskreis. Auf was hoffe ich jetzt? Ich lebe zwar kein bedeutungsloses Dasein, ich lerne, übe mich und erfahre. Aber es ist doch wieder nur Vorbereitung. So fortleben bis an mein Ende will ich, kann ich nicht! Werde ich meines Daseins froh? befriedigt mich mein Wirken? Kann ich mein wärmstes, bestes Gefühl in Thaten ausprägen, und meine Gesinnung und meinen Willen erweitern, wie ich es möchte? O für Eine kühne, schöne That gebe ich mein jahrelanges zerstreutes, alltägliches, unbelohnendes Wirken hin. Als ich Hauslehrer war, ertrug ich die einförmige, trostlose Gewöhnlichkeit in Hoffnung besserer Zeit und um mich selbst zu bezähmen. Soll das ganze Leben eine Selbstpeinigung sein? —

Cäcilie, Du fehlst mir! — sei es Weisheit oder Thorheit, Du bist der goldene Faden, der sich durch mein trübes Leben zieht — aber wehe! wehe! daß mein Gesichtskreis so weit und ideal ist, daß vielleicht nicht einmal Du mich ganz glücklich machen würdest! Denn mein Amt befriedigt mich nicht, und das zerfallene öffentliche Leben bereitet mir täglich neue Schmerzen. Fühlt' ich mich in meinem Wirkungskreis glücklich und groß, wäre ich mit meinem Thun und meinen Leistungen zufrieden, dann, dann wäre ich Deiner würdig, Cäcilie, und in diesem edelen Selbstgefühle wäre ich Deinem Geiste verbunden. Aber mein Unfriede, meine Zerrissenheit trennt und hält mich ewig von Dir!

Den 15. Mai.

Seit Ostern arbeitet ein neuer Lehrer, Namens Horster, an unserer Schule, der mir gut gefällt und mich bisweilen besucht. Es ist ein junger, sinniger Mensch, der noch etwas Höheres kennt, als sein Griechisch und Lateinisch, welches er gut inne zu haben scheint. Sonst ist das collegialische Verhältniß unter uns Lehrern das allerschlechteste. Wer idealisiren wollte, brauchte nur immer das Gegentheil von dem, was er bei uns finden kann, aufzufassen, und er könnte sich das vollkommenste Ideal entwerfen. Alle meine bisherigen Versuche, ein einträchtiges, hochherziges Zusammenwirken für die Eine Idee hervorzubringen, der wir alle dienen, dienen sollen, sind gescheitert — und mußten sie nicht scheitern? An eine innige Lehrerfreundschaft, in der sich der einzelne in seiner Engherzigkeit vergäße und sich jeder entzückt in andern und im gemeinschaftlichen Streben wiederfände, an eine Lehrerfreundschaft, in der jeder dem andern alles zu gute hielte, nur nicht die geringste Abweichung von der Pflicht, vom Eifer, von der Begeisterung, an eine Lehrerfreundschaft, in der jeder mit dem andern in Aufopferungen wetteiferte, ach! an einen solchen schönen Bund für das schönste Werk auf Erden, für Menschenerziehung, ist hier nicht zu denken! Das höchste Ziel, welches wir allenfalls erreichen können, ist, darnach zu streben, daß wir nicht zum Aergerniß unserer Mitbürger, zum Gespötte unserer eigenen Schüler werden.

Es war vor einiger Zeit ein Schulrath hier, ein billiger, wohldenkender Mann, welcher unsere Anstalt zu

inſpiciren hatte. Ich klagte ihm ein Langes und Breites über die unter uns herrſchende Zwietracht, Gleichgültigkeit und Engherzigkeit. Nachdem er mir aufmerkſam, geduldig zugehört hatte, ſagte er: Schicken Sie ſich hinein, und wirken Sie dabei, ſo viel Sie können. Wo das Verhältniß der Lehrer zu einander nur eben ſo angeht, nur erträglich iſt, kann man ſchon zufrieden ſein. Ich will Ihnen zum Troſte ſagen: es iſt überall nicht beſſer. — Welch' ein Troſt! Und doch preiſen, rühmen und verherrlichen unſere gelehrten Zeitſchriften die hohe Bildung des Lehrſtandes? Ich mag mich darüber weiter nicht auslaſſen: ich fürchte in Noltens ſchonungsloſe Sprachweiſe zu verfallen.

Den 18. Mai.

Geſtern endlich las ich beiliegenden Aufſatz als Beiſpiel, wie ich den philoſophiſchen Unterricht ertheile, im Kränzchen vor. Ich wollte meinen Freunden zugleich einen intereſſanten Gegenſtand mittheilen, daher wählte ich das Gefühl, freilich das ſchwierigſte Seelenvermögen. Ich hätte, um eine treue Anſchauung meines pſychologiſchen Unterrichts zu geben, vielleicht beſſer gethan, wenn ich ein leichteres Thema ausgewählt hätte.

Ich machte, ehe ich zu leſen anfing, noch einige Bemerkungen über meine Lehrmethode. Mein Unterricht, erklärte ich mich, iſt beinahe ein beſtändiges Fragen. Jedesmal werden zugleich alle Schüler gefragt. Welcher antworten kann, giebt mir ein Zeichen mit der Hand,

und ich gebe dann Einem unter diesen einen Wink. Dadurch wird die Denkthätigkeit aller Schüler zugleich in Anspruch genommen. In irgend einem Unterrichtsgegenstande immer nur einen Schüler nach dem andern zu fragen, und immer einen bestimmten und die übrigen nicht, ist eine abgeschmackte, geistlähmende Methode. Jeder Schüler schreibt sich Einiges auf und verarbeitet die Notizen zu Hause zu einer zusammenhängenden, fortlaufenden Abhandlung. Ich selbst spreche in der Lehrstunde nur dann in einer zusammenhängenden Anrede, wenn ich meinen Schülern die durch Fragen und Antworten ermittelte Wahrheit an's Herz legen will, denn auch dieses muß erwärmt werden, wenn der Verstand befriedigt ist.

Ich hatte noch manches andere vorauszuschicken. Die Unterredung, die ich euch mittheile, weicht von denen, wie ich sie zu halten pflege, doch mannigfach ab. Der Ausdruck ist weniger schulgerecht, denn ich wollte vor euch in einem leichtern, mehr gefälligen Gewande erscheinen. Ferner habe ich die einseitigen, unzulänglichen, falschen Antworten meiner Schüler, und die Fragen, die ich that, um diese zu vervollständigen und zu berichtigen, nicht mit aufgenommen. Manche Zwischenfragen und Zwischenantworten sind auf diese Weise übergangen und es ist schneller zu den einzelnen Resultaten geschritten worden. Aber etwas Wesentliches ist dadurch nicht aufgeopfert, nur zufällige Umwege sind abgeschnitten. Aus gleichem Grunde habe ich die Beispiele nicht gehäuft, die Ausführungen beschränkt, und mir selbst mehr Worte in den Mund gelegt, als ich in der Schule spreche. Wenn ich euch nichts recht gemacht, so müßt ihr mir, um mit Lessing zu reden,

wenigstens für das verbunden sein, was ich zurückbehielt. Nun hört mir zu!

Das Gefühl.

Nach einigen psychologischen Lehrstunden.

Ich. Wir lernten bisher den Entwickelungsproceß des ganzen menschlichen Vorstellungsvermögens kennen. Denn wir sahen, wie das Erkennen mit Sinneswahrnehmungen beginnt, sich zum Gedächtniß und der Einbildungskraft erhebt, und in Begriff, Urtheil, Schluß und wissenschaftlichem System seine volle Ausbildung erhält. Alle diese einzelnen Vermögen nebst ihren Gesetzen haben wir uns zum deutlichen Bewußtsein gebracht, und so haben wir schon ein geräumiges Land unserer Seele kennen gelernt. Wie nun aber? Zu welchem Vermögen gehen wir jetzt über?

Schüler. Wir betrachten nun natürlich unser zweites Geistesgebiet, das Gemüth oder Herz.

Ich. Wenn wir das Erkenntnißvermögen wirklich ganz beendigt hätten, müßten wir gewiß zur Erörterung des Gemüthes übergehen. Aber an der äußersten Grenze des Erkennens und schon vielfach in das Gemüthsleben eingreifend, steht noch ein anderes, bisher unerklärtes Vermögen, — nämlich das Gefühl.

Schüler. Aber Gefühl und Herz oder Gemüth sind ja einerlei. Man nennt dieses ja auch das Gefühlsvermögen.

Ich. Ja, in der Schulsprache. Um aber auszumachen, ob man dieses mit vollem Recht thue, und um überhaupt die Frage zu beantworten, was das Gefühl sei — wovon müssen wir ausgehen?

Schüler. Vom lebendigen Sprachgebrauch, wie wir es bisher immer thaten.

Ich. Fragen wir unsere Sprache, so wird sie uns Andeutungen, Fingerzeige geben, denen wir nachzuspüren haben, um in das Wesen des Gefühls zu dringen. Ich will deßwegen vorerst beispielsweise einzelne Aussprüche des gesunden Menschenverstandes aus dem gemeinen Leben, oder unserer classischen Schriftsteller neben einander stellen. Wer ein begangenes Unrecht beschönigen oder uns zur Ausübung einer Schlechtigkeit bereden will, dem rufen wir wohl zu: Du magst sagen, was Du willst, mein Gefühl spricht anders. Was bedeutet hier Gefühl?

Schüler. Eine innere Stimme, die da sagt, was gut und recht sei.

Ich. Was heißt das: ohne bildlichen Ausdruck?

Schüler. Gefühl bedeutet in jenem Beispiele ein gewisses inneres Urtheilen über das, was recht und gut sei.

Ich. Oder wenn Göthe im Wilhelm Meister sagt: Ich fühlte das Lächerliche meiner Worte und ward äußerst verwirrt?

Schüler. Auch hier: ein gewisses Erkennen.

Ich. Oder wenn ich einem, der mich über etwas belehren will, es aber nicht gehörig vermag, sage: Ich fühle wohl, daß du Recht hast, aber ich sehe es nicht deutlich ein?

Schüler. Auch hier ist Fühlen irgend ein Erkennen.

Ich. Oder wenn ich einem Menschen weitläufige Regeln gebe über ein Geschäft, welches ich ihm übertrage, und zuletzt beifüge: Näheres kann ich dir nicht sagen, in allem Uebrigen mußt du dich auf dein eigenes Gefühl verlassen; so heißt dieß: in allem Uebrigen mußt du deinem gewissen eigenen Urtheile trauen. Denn nur ein gewisses Urtheil, eine Erkenntniß in mir kann mich belehren, was ich in einem bestimmten Falle zu thun habe, so wie ich nur durch eine solche Erkenntniß fühlen kann, was wahr ist. Selbst wenn Lessing sagt: Die Schönheiten einer Ode lassen sich besser fühlen, als umständlich zergliedern; so ist auch hier ein gewisses Bewußtwerden angedeutet. Wir werden uns aber einer Sache nur durch die Erkenntniß bewußt. Was erhellt nun aus diesen Beispielen?

Schüler. Daß es auch ein Fühlen, ein Gefühl giebt, welches noch dem Erkenntnißvermögen angehört.

Ich. Auf eine nothwendige Weise! Denn nur durch eine gewisse Erkenntniß kann der Mensch es fühlen, daß etwas wahr, recht, schön ist und wie er sich in gewissen Fällen zu benehmen habe. Man spricht zwar auch: Mein Herz sagt mir dieses und jenes. Aber das Herz kann wohl wünschen und verabscheuen, lieben und hassen; es kann sich aber nicht unmittelbar kund geben. Dieser Ausdruck also sagt nichts weiter, als: ich erkenne auf eine gewisse Weise die Regung, den Trieb meines Herzens. Die Erkenntniß ist das innere Auge, durch welches wir in unser eigenes Herz sehen, ohne welches alles, was in ihm liegt, uns in undurchdringlicher Nacht verborgen läge.

Somit hätten wir gelernt, daß das Gefühl wenigstens zum Theil ein gewisses Erkennen ist, und wir dürfen das Erkenntnißvermögen nicht verlassen, ohne uns noch über diese letzte Thätigkeit desselben Rechenschaft gegeben zu haben. Aber giebt es nicht vielleicht noch eine zweite Bedeutung des Wortes Gefühl? Wer z. B. auch recht gut erkennete, daß eine Gegend sehr schön sei, aber dabei ganz kalt bliebe, was würden wir von diesem urtheilen?

Schüler. Daß er kein Gefühl oder kein Herz habe.

Ich. In dieser Bedeutung des Wortes *scheinen* also Herz und Gefühl einerlei zu sein, und man hat wohl ein Recht, jenes auch Gefühlsvermögen zu nennen. Oder wer für Liebe und Freundschaft unempfänglich ist, durch fremdes Elend nicht gerührt wird? —

Schüler. Auch diesem sprechen wir das Gefühl ab.

Ich. Und im Gegentheile nennen wir einen Menschen gefühlvoll, schreiben ihm ein warmes Gefühl zu. Wir verstehen hier unter Gefühlen Herzensregungen, Gemüthsbewegungen, gewisse Affecte. Es giebt also zweierlei Arten von Gefühlen!

Schüler. Gefühle der Erkenntniß und Gefühle des Herzens.

Ich. Die aber häufig in Einer Lebensthätigkeit des Geistes zusammenschlagen. Wir reden jetzt von den erkennenden Gefühlen. Wie heißt z. B. das Gefühl, durch welches wir erkennen, ob etwas wahr oder falsch sei?

Schüler. Dieß ist das Wahrheitsgefühl.

Ich. Werden wir uns aber der Wahrheit nur durch das Gefühl bewußt?

Schüler. Nein, auch durch das Nachdenken, das Ueberlegen, durch das Reflectiren.

Ich. Diese Geistesthätigkeiten, welche wir mit vielen andern als logisches Erkennen untersuchten, sind also vom Wahrheitsgefühle offenbar unterschieden. Aber wodurch? Was ist das logische Erkennen? in welcher Erklärung kamen wir überein?

Schüler. Das logische Erkennen ist die Bestimmung eines besondern Falles durch eine deutlich gedachte Regel mittelst eines Mittelbegriffs z. B.: Jede Wirkung hat eine Ursache, das Blühen der Bäume ist eine Wirkung, also hat das Blühen der Bäume eine Ursache. Der erste Satz enthält hier die allgemeine Regel, die „Wirkung" ist der Mittelbegriff, und der letzte Satz drückt die eigentliche Erkenntniß aus.

Ich. Diese ganze Verbindung heißt aber Schluß. Was sagen wir also schulgerecht vom Wahrheitsgefühl?

Schüler. Da das Fühlen sich vom logischen Erkennen unterscheidet, und dieses ein Schließen ist, so muß wenigstens das Wahrheitsgefühl auch vom Schließen unterschieden sein.

Ich. Dieß bestätigt uns z. B. Lessing, wenn er sagt: Durch Schlüsse wäre ich vielleicht auf diesen Gedanken nie gekommen, wenn mich nicht mein Gefühl auf ihn gebracht hätte. Dieses logische Erkennen durch Schließen, durch absichtliches Nachdenken nennt man im gewöhnlichen Leben auch schlechthin erkennen (in engerer Bedeutung) oder denken, und daher setzt der Sprachgebrauch auch diese beiden Ausdrücke dem Fühlen entgegen. So sagt Göthe im Wilhelm Meister: Ich fühle lebhaft und erkenne

deutlich, wozu ich geboren bin; an einer andern Stelle: Ich fühlte und dachte, und erlangte nach und nach eine Fertigkeit, von meinen Gefühlen und Gedanken mit Gott zu reden; und an einer dritten: Nun dachte ich nicht blos, du bist nicht besser, als andere Menschen; ich fühlte es und fühlte es so, daß ich es nicht noch einmal fühlen möchte. Offenbar ist in diesen und hundert andern Beispielen auch das Fühlen ein Erkennen (im weitern Sinne); aber wodurch unterscheidet sich dieses vom logischen Erkennen, vom Schließen und Denken? Wodurch unterscheidet sich z. B. ein gefühltes und ein erkanntes Bedürfniß?

Schüler. Das erkannte ist ein deutlich gedachtes.

Ich. Wohl! denn Deutlichkeit gehört nur dem Denken und Verstande an. Deutlich aber ist eine Erkenntniß dann, wenn ich mir ihrer Gründe bewußt bin, oder wenn dieselbe in meinem Bewußtsein durch einen Mittelbegriff mit einer Regel, einem Obersatze verbunden ist. Daher ist alles logische, deutliche Erkennen ein mittelbares Erkennen, und im Gegensatze davon ist das Fühlen —?

Schüler. Ein unmittelbares Erkennen, ohne Mittelbegriff.

Ich. Auch das fanden wir schon früher, daß wir immer durch Urtheile, und nie durch bloße Begriffe erkennen, denn diese sagen für sich gar nichts, und daß wir die Urtheile sprachlich durch Sätze ausdrücken. Wendet nun dieses auf die Gefühle an!

Schüler. Gefühle sind gewisse unmittelbare, nicht deutlich gedachte Urtheile, welche wir in der Sprache durch Sätze ausdrücken.

Ich. Hier wäre uns also unter der Hand beinahe eine Erklärung von den Gefühlen erwachsen. Sind aber alle unmittelbare Urtheile auch Gefühle, z. B. das Wahrnehmungsurtheil: Dieser Thurm ist hoch? — Wovon gehen nach unsern allerfrühsten Erörterungen solche Sinnesanschauungen immer aus?

Schüler. Von der Empfindung.

Ich. Wie so? und was sind Empfindungen?

Schüler. Empfindung ist ein ganz passiver Zustand des Geistes, durch welchen er zum Anschauen genöthigt werden kann. Nämlich die äußern Dinge machen gewisse Eindrücke auf den Geist, in welchen er sich ganz leidend verhält, und welche Empfindungen heißen. Sind diese Eindrücke dauernd und stark genug, so schütteln sie den Geist aus seinem leidenden Zustande heraus und nöthigen ihn zu einer gewissen Thätigkeit des Erkennens, welche wir Anschauen oder Wahrnehmen heißen.

Ich. Gut behalten! Aber wie sollt' es auch möglich sein, das wieder zu vergessen, was wir uns einmal selbstthätig durch und durch klar gemacht haben? Auf denn, meine Schüler! ahmet die lernbegierigen Jünglinge bei Platon nach, die ihr kennt und hochschätzt, und werdet nicht müde im Antworten! Ich will es nicht im Fragen werden. Es wäre, beim Himmel! ein herrlicher Fang, wenn wir das flüchtige, leichtschwebende, wandelbare Gefühl mit unserer Einsicht erhaschen könnten. Wohlan denn! sagt mir vorerst: ist das Gefühl mit der Empfindung einerlei?

Schüler. Wir denken uns beim Gefühl etwas viel zu Edles und Hohes, als daß es am Ende doch nur ein solcher Sinneseindruck sein könnte.

Ich. Du hast recht, mein Sohn: das Gefühl selbst sträubt sich, das Gefühl so niedrig zu stellen.

Schüler. Und wenn es, wie wir oben sagten, ein unmittelbares Erkennen ist, so erkenneten wir ja hier eben durch das Gefühl, daß das Gefühl nichts Sinnliches ist.

Ich. Aber könnte sich dieses Gefühl nicht vielleicht irren? Und wenn auch nicht: lohnte es sich denn nicht der Mühe, diese Gefühlserkenntniß in deutliche Verstandeserkenntniß zu verwandeln?

Schüler. Wir wären mit unserer Psychologie auch bald fertig, wenn es uns erlaubt wäre, uns ohne Weiteres auf unsere Gefühle zu berufen. Alle Beweise, Schlüsse und Erörterungen fielen dann weg.

Ich. Und ich will es euch nur gestehen: mein ganzer philosophischer Unterricht hat kein anderes Ziel, als eure Gefühlserkenntniß zugleich zur Verstandeseinsicht zu machen. Denn ich lehre euch ja nichts, ich entwickele nur das zu deutlichen Begriffen, was ihr im Grunde alle wißt, ich helfe euch, euere Gefühlsprache in Verstandessprache übersetzen. — Also Gefühl und Empfindung sind einerlei oder gehören doch zusammen?

Schüler. Wenigstens der Sprache nach, denn was wir früher Tastsinn genannt haben, heißt man im gewöhnlichen Leben Gefühl. Also ist Gefühl einer der fünf äußern Sinne.

Zweiter Schüler. Auch lernten wir früher die Vitalempfindung kennen, welche ein allgemeiner Lebenszu-

ınd iſt, der aus den zuſammenfallenden Eindrücken aller
ıer mehrerer Empfindungen entſteht; dazu gehören z. B.
ärme, Kälte, Behaglichkeit und Unbehagen. Wir nannten
eſe Zuſtände auch das allgemeine Lebensgefühl.

Dritter Schüler. So ſagen wir auch: ich fühle
nen ſchmerzlichen Stich im Kopfe, ich fühle den Druck
r Hand des Freundes. Hier iſt fühlen offenbar ſo viel,
s ſinnliches Empfinden.

Vierter Schüler. Auch fremde Sprachen ſchei-
n das zu beſtätigen. Denn **sensus, sentiment** bezeich-
n zugleich Empfindung und Gefühl.

Fünfter Schüler. Auch gebraucht man im ge-
öhnlichen Leben „Empfindung" ſehr häufig, wo von un-
rm „Erkenntnißgefühl" geſprochen wird.

Ich. Sogar die beſten Schriftſteller thun dieß. So
ßt Göthe eine edle Frau von ſich ſagen: „Bei dem Re-
gionsunterricht wurden manche Empfindungen und
edanken in mir rege — die Empfindungen für den
nſichtbaren waren bei mir bald ganz erloſchen. — Nach
m Gebete drangen die ſanfteſten Empfindungen
rbei! Nun kann doch unmöglich alle Empfindung das
in, was wir oben Gefühl genannt haben.

Schüler. Gewiß nicht, denn daß die Empfindung
ur aus ſinnlichen Affectionen beſteht, kann nicht geläug-
t werden.

Ich. Auf ähnliche Weiſe ſteht Empfindung auch oft
ir Gemüthsbewegung, für Affect. Wie in aller Welt
ber verſteigt ſich die Empfindung in dieſe höhern Regio-
en, ſo daß man ſogar von einer „Empfindung für den
nſichtbaren" reden mag? Freilich könnte man ſagen:

das gemeine Leben nimmt es nicht so genau mit dem Ausdrucke, und die Dichtersprache redet nicht so bestimmt, als wir es hier versuchen. Auch sind es oft zufällige, äußere Verhältnisse, welche den Schriftsteller diese Wörter vertauschen lassen, z. B. der Wohlklang in der Stelle von Göthe: Das Herz meines Bruders kann keine Schmerzen fühlen, die ich nicht empfinde. Aber alles dieses ist nicht durchgreifend. Ich erinnere euch vielmehr an ein allgemeines Sprachgesetz, welchem wir schon oft begegneten.

Schüler. Empfindung wird in den eben angeführten Beispielen im uneigentlichen Sinne gebraucht. Nämlich alle geistige Ausdrücke sind eigentlich Uebertragungen; sie haben ursprünglich eine sinnliche Bedeutung und werden von dieser allmählig durch den dichtenden Sprachgeist auf geistige und übersinnliche Dinge übertragen, welche mit jenen sinnlichen eine Aehnlichkeit oder Verwandtschaft haben.

Ich. Dieses entscheidet! So bewirkt z. B. in der Regel jede eigentliche Empfindung entweder Lust oder Unlust im Herzen, und man kann daher die Lustgefühle, die Herzensregungen selbst, uneigentlich Empfindungen nennen. Immer aber hält der vorherrschende Sprachgebrauch die „Empfindung" in ihrer ursprünglichen niedrigen Sphäre fest. Wenn auch der Dichter ein Interesse hat, geistige Dinge durch sinnliche Ausdrücke zu bezeichnen, so will es uns doch nicht gefallen, wenn man uns von „Empfindungen für Wahrheit, Schönheit und Tugend" redet, da unsere herrliche Sprache dafür das geadelte Wort Gefühl besitzt. Wer z. B. in dem Ausspruche Schiller's: „Wort gehalten wird in jenen Räumen jeden

schönen, gläubigen Gefühl", für die letzten Worte, „jeder schönen, gläubigen Empfindung" setzen wollte, würde wahrlich! sich gegen unsern Sprachgenius noch mehr versündigen, als gegen Reim und Metrik.

Schüler. Aber eine Aehnlichkeit muß doch zwischen Gefühl und Empfindung statt finden.

Ich. Diese Aehnlichkeit lernen wir vielleicht im Verfolge unserer Unterredung kennen. Da nun die Empfindung ihrem Wesen nach sich nicht zu dem Gefühle zu erheben vermag, wollt ihr vielleicht umgekehrt alles Gefühl zu einer bloßen Empfindung hinabsinken lassen? So wäre denn das edle Wahrheitsgefühl, und jenes, wodurch wir sicher und klar erkennen, was recht und gut ist, eine solche niedrige Sinnesempfindung, wie z. B. das Frieren und das Schauern? und Gefühlsbildung wäre nichts als Stärkung unserer thierischen Sinnlichkeit?

Schüler. Dieses ist nicht möglich, denn das Wahrheitsgefühl ist ein unmittelbares Erkennen, durch Empfindung aber wird an und für sich noch nichts erkannt, sondern höchstens nur eine sinnliche Wahrnehmung eingeleitet und veranlaßt.

Ich. Aber eben wurden von euch aus dem Sprachgebrauche so viele Beispiele geliefert, daß man doch zweifeln könnte, ob das Gefühl mehr, als eine bloße Empfindung sei.

Schüler. Das Räthsel ist leicht zu lösen. Früher stießen wir auf ein Gefühl der Erkenntniß und ein zweites des Herzens, jetzt kommt noch ein drittes Gefühl als Empfindung hinzu.

Ich. Ganz richtig! Das Wort hat drei von einander geschiedene Bedeutungen. Ursprünglich hatte auch Gefühl, wie alle geistige Ausdrücke, eine nur sinnliche Bedeutung, aber schon längst auf das Geistige übertragen, wird es jetzt von dem vorherrschenden Sprachgebrauch in diesem höhern Kreise festgehalten, hat aber zugleich noch zum Theile seine niedrige Bedeutung beibehalten. Da wir aber für diese das Wort Empfindung haben, so würden wir ganz im Einverständniß mit unserm Sprachgeist handeln, wenn wir das „Gefühl" gar nicht mehr für „Empfindung, gebrauchten. Große Verwirrungen und Mißverständnisse würden dadurch vermieden, und der Sitten- und Religionslehre, wie der Aesthetik würde ein außerordentlich wichtiger Dienst geleistet werden. Hier wenigstens betrachten wir das Gefühl weder als „Empfindung", noch als Gemüthsbewegung, sondern seiner vorherrschenden Bedeutung nach als eine gewisse Erkenntniß. Nun nehme ich wieder eine schon oben gethane Frage auf: Ist das Gefühl nicht etwa eine Erkenntniß der sinnlichen Wahrnehmung, wie: dieser Thurm ist hoch? und warum nicht?

Schüler. Gefühle sind mehr, als solche reine sinnliche Wahrnehmungsurtheile; aber ich weiß den Grund nicht.

Ich. Nun, ihr andern Alle! springt bei, helft! Ein Grund kann oft mit Gold nicht aufgewogen werden. Beide liegen tief, aber das eine nur in der Erde, der andere im Geiste. Grabt rüstig in den Fundgruben euerer Seele, denn wahrlich! ich sage euch, die Adern eueres Geistes sind reicher, als die Minen Mexico's und Peru's. —

Nennt mir einige Urtheile, die aus euerm Gefühle kommen!

Schüler. Diese Blumen sind schön.

Zweiter Schüler. Der herrliche Frühling verkündet uns die Liebe Gottes.

Dritter Schüler. Wenn wir die Standhaftigkeit sehen, mit der Sokrates den Tod erlitt, fühlen wir, daß der Mensch zu etwas Höherm geboren sei.

Ich. Bei der Anschauung der Blume, des Frühlings, bei der Veranschaulichung des Todes des Sokrates erwachen also Gefühle in uns. Bei irgend einem abstrakten Begriffe oder einem allgemeinen Urtheile z. B. „Ding", oder „alle Wirkungen haben ihre Ursachen", fühle ich nichts, ich müßte mir denn ein solches Allgemeine und Abstrakte individuell und anschaulich denken. Dieß lehrt einen jeden seine eigene Erfahrung! Die Gefühlsausspräche fußen daher auf sinnlichen Anschauungen, die entweder äußere, wirkliche, gegenwärtige Wahrnehmungen oder innere Anschauungen ohne Gegenwart, also Bilder der Phantasie, sind. Immer spricht das Gefühl nur bei einem bestimmten Falle, sein Ausgangspunkt ist entweder eine gegenwärtige Anschauung oder ein anschauliches Gedankengebilde. Wenn ich die unter- und aufgehende Sonne, wenn ich die Natur im Frühlinge betrachte, wenn ich mir den Tod eines Bruders, den Kampf der Helden bei Waterloo vergegenwärtige, dann werden Gefühle in mir lebendig. Was haben also Sinneserkenntnisse und Gefühle Gemeinschaftliches mit einander?

Schüler. Die sinnlichen Erkenntnisse, fanden wir früher, sind einzelne (individuelle, particulare) Urtheile; dieses scheinen die Gefühlsaussprüche auch zu sein.

Ich. Allerdings! Alle Gefühlserkenntnisse sind meistens einzelne Sätze z. B. diese Rose ist schön, diese Frühlingslüfte tragen mir Gott an's Herz, oder wenn ich einem von mir gekränkten Menschen, der mir dennoch Gutes erzeigt, freudig überrascht zurufe: Du bist ein edler, trefflicher Mensch. Oder sie werden doch wenigstens, auch wenn mein Ausspruch sie nicht auf einen bestimmten, einzelnen Fall begrenzt, immer von gegenwärtigen Anschauungen oder Bildern der Phantasie ausgehen, z. B. wenn ich bei lebendiger Vergegenwärtigung dessen, was Sokrates für seine Ueberzeugung thun und dulden konnte, ausrufe: Der Mensch (d. h. jeder Mensch) ist zu dem Höchsten geboren; oder mich bei Betrachtung des Sternenhimmels das Gefühl übernimmt: Ueber dem Sternenzelte muß ein weiser Schöpfer wohnen. In beiden Fällen würde sich ohne eine sinnliche Anregung das Gefühl gar nicht ausgesprochen haben, und so in allen übrigen. Wir erkennen also eine Verwandtschaft zwischen dem Gefühl und dem Sinn?

Schüler. Der Sinn hat es nur mit dem Einzelnen, Individuellen zu thun, und auch das Gefühl ist an dieses gebunden und bewegt sich in ihm.

Ich. Wegen dieser Aehnlichkeit überträgt auch der dichtende Sprachgeist den „Sinn" auf die Bedeutung des Gefühls. So sagt Friedrich Jacobs: „Der gerühmte Geschmack der Griechen war nichts anderes, als ein zarter sittlicher Sinn;" und wir sprechen von einem Wahr-

heitssinn, und schreiben einem Schüler, der in seiner Pflichterfüllung und in seinem Betragen gegen seine Lehrer immer von dem rechten Gefühle geleitet wird, Schülersinn zu. In solchen Beispielen wird „Sinn" offenbar uneigentlich, für „Gefühl", gebraucht; man sollte sich aber wenigstens in wehr wissenschaftlicher Rede auch dieser Metapher enthalten. Und daß die Sprache ursprünglich unter Gefühl auch diesen Sinn verstand, dieß erhellt schon daraus, daß man den Tastsinn auch noch jetzt Gefühl nennt. Wir aber wollen das edele Wort ganz in der Sphäre lassen, in welcher es der Sprachgebrauch eingebürgert hat, und es nicht mehr in seinen ursprünglich sinnlichen Kreis zurückziehen. Jetzt können wir aber auch eine früher aufgeworfene Frage beantworten, warum man nämlich das Wort „Empfindung" uneigentlich in der Bedeutung von „Gefühl" gebrauche?

Schüler. Die Empfindung ist etwas Sinnliches, welches sich wie die Gefühle immer in dem Individuellen und Einzelnen bewegt. Wegen dieser Verwandtschaft kann der Sprachgeist beide Wörter mit einander vertauschen.

Ich. Dazu kommt noch, daß Empfindungen und Gefühle, besonders wenn diese noch unausgebildet sind, gleicher Maßen etwas Flüchtiges, Schwebendes und Unbestimmtes in sich tragen, wie beinahe keine andere Aeußerung des Geistes. — Das Gemeinschaftliche zwischen sinnlichen Wahrnehmungen und Gefühlen hätten wir also deutlich erkannt. Aber wodurch sie sich unterscheiden — also die Hauptsache, auf die wir eigentlich ausgehen, wissen wir noch immer nicht! Stellt: „Du bist fünf Fuß

lang", und „du bist ein edler, trefflicher Mensch!" neben einander, so fühlt ihr einen Unterschied.

Schüler. Das eine Mal beziehe ich im Urtheile eine Anschauung auf eine andere, „du" auf „fünf Fuß lang", das andere Mal verbinde ich die erstere Anschauung mit einer intellectuellen, moralischen Vorstellung, nämlich mit „edel, trefflich."

Ich. Jetzt sind wir am Ziele! Alle Gefühlsurtheile gehen von einem sinnlichen Subject oder von einer bestimmten Veranlassung aus, aber sie gehen zu einem nicht sinnlichen, einem höhern, allgemeinen oder idealen Prädicate über. Sie gehen in ihrem Prädicat und der Art und Weise, wie dieses mit dem Subject verbunden wird, über die Sinneswahrnehmung hinaus. Sie sind meistens Aussprüche, welche für jeden Menschengeist eine allgemein gültige, nothwendige, ewige Bedeutung und Geltung haben. Dagegen sind die reinen Sinneserkenntnisse, weil sie mit dem sinnlichen Subject nur wieder ein sinnliches Prädicat verbinden, keine Gefühle: sie tragen nicht den Stempel des Allgemeingültigen oder Idealen an sich. — Nun haben wir erklärt, was ihr alle durch eigene Beobachtung auf das vollkommenste bestätigt finden werdet. Die Gefühle bewegen sich, leben in Anschauungen und Bildern, obgleich sie weit über dieselben hinaus gehen. In ihnen vermählt sich das Sinnliche und Ideale, durchdringt sich das Irdische und Ewige; sie vereinen zwei Welten in einem schönen, freundlichen Bunde. Sie befruchten unsere Phantasie mit göttlichem Samen und breiten über die äußere Natur ein ätherisches Licht. In anmuthigen Bildern spielen sie mit uns und heben uns scherzend über die

Gemeinheit und Noth des Lebens. Sie verkünden dem Propheten in Sprüchen, Gleichnissen und Weissagungen die ewige Wahrheit, begeistern den Genius des Dichters zu idealen Gebilden und den Tugendfreund zur unsterblichen Schöpfung eines sittlichen Lebens. Das Beste in uns lebt im Gefühle, und alles Schöne und Große in der Weltgeschichte ging ursprünglich immer vom Gefühle aus. Wohlan denn! schreitet rüstig und selbstthätig mit mir vorwärts, damit ihr euch entweder von der Wahrheit oder dem Wahne dieser Worte vollkommen überzeuget. Wie hieß unsere frühere unvollständige Erklärung der Gefühle?

Schüler. Gefühle sind gewisse unmittelbare Erkenntnisse.

Ich. Und wie vervollständigen wir die Diffinition jetzt, nachdem wir die Gefühle von Wahrnehmungsurtheilen gehörig unterschieden haben? Denn auch diese sind insofern unmittelbare Erkenntnisse, als sie nicht durch einen Mittelbegriff mit dem Obersatze verbunden sind.

Schüler. Gefühle sind Erkenntnisse, welche einzelne Sinnesanschauungen unmittelbar auf allgemeine oder ideale Vorstellungen beziehen.

Ich. So ungefähr würde auch ich definiren. Nun wird euch der Gegensatz, den der schließende Verstand und das Gefühl machen, wohl noch deutlicher sein. Jener geht von einem allgemeinen Gesetze aus, ordnet diesem einen besondern Fall unter, und bestimmt denselben nach dem allgemeinen Gesetze. Das Gefühl hingegen ahnet und erräth gleichsam das Allgemeine aus seiner Anschauung heraus, die es nicht verläßt; die individuellen Fälle, in denen es sich immer bewegt, erwecken ihm das höhere Be-

wußtsein. Daher sind die Verstandesurtheile begriffsmäßig, deutlich und bestimmt; die Gefühlsaussprüche dagegen sinnlich oder bildlich klar und lebendig. Kann sich aber der Verstand diese deutlich machen? kann er sich über sie Rechenschaft geben? und wie thut er dieß?

Schüler. Er entwickelt aus den Gefühlen das Allgemeine, welches sich in ihnen ausspricht und ihnen zu Grunde liegt.

Ich. Und wozu gelangt auf diese Weise der Verstand?

Schüler. Zu einem höhern Bewußtsein über die nothwendigen und allgemeinen Gesetze.

Ich. Und wenn er im Besitze dieser ist, kann er ihnen wieder besondere Fälle und Thatsachen begriffsmäßig unterordnen, und so entsteht die Wissenschaft. Alle wissenschaftliche Thätigkeit geht also zuerst von einer Entwicklung der Gefühle aus. Was allgemein wahr, recht und schön ist, offenbart sich uns eher in einzelnen Fällen durch Gefühle, als wir es wissenschaftlich auffassen. Was der Verstand entwickeln will, muß unentwickelt vorhanden, und was er suchen soll, muß seinem Forschen schon durch das Gefühl angedeutet sein, sonst könnte er gar nicht einmal auf den Einfall kommen, zu suchen. Das Gefühl geht der Wissenschaft auf ähnliche Weise voran, wie die Sprache der Sprachlehre. Eher muß die Wahrheit im Gefühl erlebt werden, als sie der Verstand auf allgemeine Begriffe bringen kann. Die gefühlte Wahrheit ist die ursprüngliche, die wissenschaftliche die abgeleitete. Aus dem lebendigen Gefühl erwächst der Baum der Verstandeseinsicht und zieht aus ihm fortwährend seinen besten Saft

rungssaft. Dasselbe geht dem forschenden Geiste immer mit seinem Lichte voran. Worüber der Denker ein ganzes Buch schreibt, ist oft nur Entwickelung eines augenblicklichen Gefühls. Wir sinnen oft ganze Jahre über ein Problem nach, und kommen nicht von der Stelle: auf einmal zuckt ein Wahrheitsgefühl durch unsere Seele, wir halten es fest, wir verfolgen es und gelangen zum Ziele. Das wahrhaft Fördernde in aller Geistesbildung ist das, was wir auf diese Weise aus unsern Gefühlen entwickeln, nicht was wir aus übernommenen allgemeinen Regeln weiter erschließen. Ursprüngliche Gefühle sind es, die unser Denken auf ganz neue Bahn führen, von denen im Grunde die Denkweise jedes Volks und der jedesmalige Zeitgeist immer bestimmt wird. Diese Bedeutung haben die Gefühle für unsere Erkenntnißausbildung! — Nun wollen wir die allgemeinen oder idealen Gesetze näher untersuchen, die dem Gefühle nothwendig zu Grunde liegen, immer von ihm vorausgesetzt und angedeutet werden. Entspringen diese etwa aus dem Verstande, so daß sie das Gefühl gleichsam instinktmäßig aus dem Obersatze des Verstandes entlehnte?

Schüler. Unmöglich! denn wir haben ja eben gesehen, daß umgekehrt der Verstand seine allgemeinen Regeln, also seine Obersätze im Schlusse, vorher aus dem Gefühl entwickeln muß. Der Verstand ist vom Gefühle abhängig, er übersetzt sich dessen Aussprüche in seine eigenthümliche Begriffssprache, aber die Gesetze des Gefühls entspringen nicht aus dem Verstande. Auch wenn wir uns diese Gesetze nicht deutlich gemacht haben, spricht das Gefühl dennoch nach ihnen.

Ich. Im Gefühle selbst liegen sie auch nicht, denn es ist für sich ein inhaltleeres Erkenntnißvermögen, wie z. B. das Sehen oder Hören. Man hat ein Gefühl über etwas, was man sinnlich wahrnimmt oder sich sinnlich klar vorstellt; aber nach welcher Norm fühlt man? Wohlan! ich gebe euch Beispiele. Der Arzt wird zu einem Kranken gerufen, besieht ihn und spricht im Augenblicke, ohne sich der Gründe seines Urtheils sogleich bewußt zu sein: Ich weiß schon, was ihm fehlt und wie ich ihn heilen soll. Wornach spricht hier die unmittelbare Urtheilskraft des Gefühls?

Schüler. Nach Kenntnissen, die im Hintergrunde der Seele des Arztes liegen.

Ich. Oder nach Erfahrungsregeln. Seine selbstgemachten oder übernommenen Erfahrungen vereinigen sich hier in Einem Ort der lebendigen Erkenntniß und treten als Gefühlsausspruch hervor. Wenn ich aber die Wahrheit irgend eines mathematischen Lehrsatzes unmittelbar erkenne, ohne ihn beweisen zu können, oder eine Handlung im Augenblicke durch das sittliche Gefühl schlechthin lobe oder verwerfe — wie dann?

Schüler. Dann bezieht sich mein Gefühl auf ein schlechthin nothwendiges und ganz allgemeines Gesetz — auf eine mathematische oder philosophische Wahrheit.

Ich. Beide aber lernten wir schon früher als inwohnende, unveräußerliche Ueberzeugungen unseres Geistes kennen, welche gleichsam dessen dauernde Gestalt und bleibende Form ausmachen. Diese allgemeinen und nothwendigen Grundüberzeugungen nun klingen dem Menschen

zuerst vernehmlich und lebendig in seinem Gefühle an, und der nachfolgende Verstand übersetzt sich diese unmittelbaren Orakelsprüche und Verkündigungen in seine Formelsprache, in Begriff, Urtheil und System. Es giebt also dreierlei Voraussetzungen des Gefühls, und da unser ganzes Wissen entweder mathematisch, philosophisch oder erfahrungsmäßig ist, so breitet sich das Gefühl so weit aus, als unsere Erkenntnisse reichen, wenn diese nur keine reine Sinneswahrnehmungen sind. Bei den letztern allein scheint unser Gefühl keine Stimme zu haben. — Indem ich aber jetzt unsere bisherige Unterredung überblicke, scheint es mir, als hätten wir einen Fehler gemacht. Ich fragte euch nämlich oben, welches Gefühl uns belehre, ob etwas wahr sei oder nicht, und ihr nanntet mir das Wahrheitsgefühl. Von dieser Art gingen wir aus und ließen uns allmählig, unvermerkt zur Betrachtung des Gefühls überhaupt hinüberziehen.

Schüler. Dieß ist richtig.

Ich. Aber ich kann mein Verfahren doch rechtfertigen. Jedes Gefühl spricht ja eine Erkenntniß aus, diese aber wird von der Idee der Wahrheit bewegt als ihrer eigentlichen Triebfeder. Alles Gefühl geht also im Grunde auf Wahrheit — ist Wahrheitsgefühl. In dieser allgemeinen Bedeutung nahmen wir das Wort, es hat aber auch eine engere, wornach es vornehmlich das Gefühl ist, welches unser absichtliches Forschen leitet und belebt. Wohlan nun! da wir das Gefühl im Allgemeinen erkannt haben, so wollen wir jetzt auch seine besondern Arten näher betrachten. Diese Arten nehmen wir aus der Hand der Sprache, und suchen sie nachher übersichtlich zu ord-

nen. Das Wahrheitsgefühl (im engern Sinne) zeigt sich wirksam und thätig bei allem mathematischen und philosophischen Denken. Man unterscheidet in diesen beiden Erkenntnißarten ursprüngliche und abgeleitete Wahrheiten, — Grundsätze und Lehrsätze. Diese Grundsätze kommen uns nur durch das Gefühl zum Bewußtsein. Denn wer enthüllte sie uns sonst? Der Sinn? Dieser kann uns nimmermehr ganz allgemeine oder ideale Wahrheiten zuführen. Der Verstand? Dieser schöpft ja die Obersätze seiner Schlüsse gerade aus dem Gefühl. Die Phantasie und das Gedächtniß? Diese können nur das umändern oder wiederholen, was ihnen Verstand oder Sinn geliefert haben. Die Vernunft? Diese äußert sich nur durch Verstand oder Gefühl. Ohne dieses also wüßten wir so wenig irgend einen mathematischen Grundsatz, als daß ein Gott über uns waltet und der Menschengeist unsterblich ist.

Schüler. Aber das Letztere verkündet uns doch die christliche Offenbarung.

Ich. Sehr wahr! Aber wer kann den Blinden über die Farben belehren? Eben so wenig verstünden wir die äußere Offenbarung ohne die innere durch das Gefühl. — Von welchem dritten Gefühl sprachen wir oben, außer dem mathematischen und philosophischen Wahrheitsgefühl?

Schüler. Von dem, welches nach Erfahrungssätzen urtheilt. Hierher gehört das Beispiel vom Arzt, welcher eine Krankheit schnell richtig zu beurtheilen und augenblicklich Rath weiß.

Ich. So weiß auch der geschickte Jurist in einem verwickelten Rechtsfalle sogleich das, worauf es eigentlich

ankommt, herauszufühlen. Man nennt Gefühle dieser Art den praktischen Tact. Sie sind über das ganze Geschäftsleben verbreitet, und treten überall da hervor, wo wir nach selbstgemachten Erfahrungen oder nach dem, was wir erlernt, und uns durch Uebung zur Fertigkeit gebracht haben, ohne Reflexion, gleichsam aus dem Stegreif urtheilen. So giebt es auch einen gewissen Lehrertact, welcher im einzelnen Fall, ohne sich sogleich Rechenschaft zu geben, den Schüler richtig zu behandeln versteht.

Schüler. Giebt es nicht auch einen ähnlichen gesellschaftlichen Tact?

Ich. Ganz recht! Er besteht in einer richtigen unmittelbaren Anwendung der gesellschaftlichen Cultur auf gegebene Fälle. Wie nennen wir den, welcher dieses sichere Gefühl im gesellschaftlichen Umgange durch Reflexion zu ersetzen sucht?

Schüler. Befangen, verlegen.

Ich. Wie heißt aber der Mensch, welcher sich diesem freien, feinen Gefühle überhaupt nie überläßt, sondern dessen Schritte, Bewegungen, Worte und Handlungen immer gemessen und abgezirkelt sind? Er heißt Pedant, und ist ein dürrer, ausgetrockneter, peinlicher, beengter und beengender Mensch. Er will alles durch den Verstand thun und zu Wege bringen, sein Verstand aber ist einseitig und hölzern, es fehlt demselben die freie Seele — das Gefühl. Meine Jünglinge! hütet euch, daß ihr nie Pedanten werdet! — Ich kenne noch ein anderes hierher gehörendes Gefühl.

Schüler. Das Sprachgefühl!

Ich. Getroffen! Es allein giebt dem Dichter, dem Redner immer das paſſende Wort und hält ihn in der geeigneten Schreibart. Es ſetzt aber eine große Geiſtesbildung und eine noch größere Uebung voraus. Die überwiegende Einmiſchung der Reflexion iſt auch hier, wie im geſelligen Leben, ſtörend. Der Ausdruck wird hierdurch geſucht, geziert, manirirt; die freie Natürlichkeit, der warme Lebensothem fehlt ihm. Wahrlich! auch hier iſt das Gefühl unerſetzlich. Unter allen deutſchen Schriftſtellern hat Göthe das feinſte Sprachgefühl; nur in ſeinen allerletzten Erzeugniſſen iſt ſein Ausdruck häufig geſucht und gekünſtelt. — Nennt mir eine andere Art des Gefühls!

Schüler. Das ſittliche oder moraliſche.

Ich. Sprecht von demſelben die allgemeinen Merkmale aus, in denen wir mit einander übereingekommen ſind!

Schüler. Das ſittliche Gefühl urtheilt (erkennt) unmittelbar — es urtheilt über einen einzelnen Fall — es urtheilt nach allgemeinen Geſetzen und ohne weitere Begründung.

Ich. Worin aber unterſcheidet es ſich von den übrigen? was kommt ihm eigenthümlich zu?

Schüler. Die allgemeinen Geſetze, nach denen es urtheilt, ſind ſittliche Wahrheiten.

Ich. Halten wir alle dieſe Merkmale recht feſt, ſo ſind wir über das Weſen des ſittlichen Gefühls vollkommen im Klaren. Denn Reue oder Selbſtzufriedenheit und andere Gemüthsbewegungen ſind mit ihm nur verknüpft, gehören aber nicht mehr ihm eigenthümlich an, ſondern dem Herzen. So ſind ja auch z. B. mit dem

Wahrheitsgefühl des Forschers Freude und andere Affecte verbunden. Wie aber heißt das Gefühl, welches meine eigenen Handlungen, Worte und Gesinnungen nach einem sittlichen Maßstabe beurtheilt?

Schüler. Das Gewissen!

Ich. Die Definition des Gewissens ist nur leicht. Warum aber hat man dieser Unterart des moralischen Gefühls einen besondern Namen gegeben?

Schüler. Es kommen wohl keine andere Aussprüche des Gefühls so häufig vor.

Zweiter Schüler. Der Mensch interessirt sich für die andern Gefühlsaussprüche nicht so sehr, aber von seinem guten Gewissen hängt der Friede seines Herzens ab.

Dritter Schüler. Er kann sich diesen Aussprüchen auch am wenigsten entziehen.

Vierter Schüler. Nichts ist so furchtbar, als Reue, und nichts so beglückend, als Selbstzufriedenheit, welche beide im Gefolge des Gewissens sind.

Ich. Ja, der Volksgeist ging noch weiter: er personificirte sogar dieses sich so häufig und unbestechlich äußernde, dieses so gerecht lohnende oder strafende Gefühl!

Schüler. Er nennt es einen unbestechlichen Richter, die Stimme Gottes in uns.

Zweiter Schüler. Er spricht tropisch von einem schlafenden Gewissen, von Gewissensbissen.

Ich. Verkörperungen des strafenden Gewissens waren auch die Furien und Erinnyen der Alten, welche gräßlichen Gottheiten aber der sinnige Geist der Athenäer in die wohlwollenden, versöhnten Eumeniden umschuf. Selbst

Sokrates stellte sich, unter dem Namen Dämonion, sein Gewissen als eine göttliche Eingebung vor.

Schüler. Ich gestehe, daß auch ich das Gewissen bisher immer für etwas Unerklärliches, Uebernatürliches und Wunderbares angesehen habe; nun ist es mir ganz begreiflich, denn ich sehe, daß es eine geistige Kraft ist, wie jede andere.

Ich. Deine bisherige Ansicht hat einen allgemeinen Grund. Der Mensch schaut das, was so entschieden, furchtbar und unerbittlich in die Ruhe und das Glück seines Lebens eingreift und sich dabei seiner sinnlichen Wahrnehmung entzieht, als etwas Göttliches an. Seine Einbildungskraft versinnlicht es sich und schmückt es mit Attributen und ahnungsvollen Mythen aus. Dadurch wurde freilich die Majestät des Gewissens eindringlich vorgestellt, aber die natürliche Erklärung auf Jahrhunderte hinausgeschoben. Die Ausführung dieser ganzen Lehre wird uns die Sittenlehre geben, unsere Psychologie legt nur den Grund. Höchst beachtungswerth aber ist es, daß uns die hohe Würde des Gefühls überhaupt in keiner andern Art desselben so klar und bestimmt entgegentritt, als in dieser des sittlichen. Mögen ihm andere Gebiete des Wissens weniger zugänglich sein: die edelste Einsicht in das, was wir zu thun haben, offenbart es uns klar und bestimmt; bei unserer höchsten Angelegenheit, unserer Selbstveredelung, ist es rastlos thätig. Mag es bei entlegenen Dingen, die uns weniger kümmern, dem Irrthume nicht ganz entgehen können: in unserm eigensten Lebenswerken spricht das Gefühl untrüglich, denn es verkündet uns immer unsere eigene tiefste Ueberzeugung. Unsere theuerste

Angelegenheit macht es sich zu seinem Lieblingsgeschäfte! Wir danken der ewigen Vaterliebe über uns, die uns im dunkeln Erdenleben einen himmlischen Genius unzertrennlich hat verbinden mögen, in dessen milden, dessen ernsten Worten wir unseres eigenen Herzens Stimme hören, in dessen Wehmuthsthränen wir unsere höchste Strafe, in dessen Freudenblicke den höchsten Lohn wir finden! — In diesem Kreise des sittlichen Lebens bildet unsere Sprache auch die meisten zusammengesetzte Sprachgebilde: so reden wir von Zartgefühl, Selbstgefühl, Ehrgefühl, Rechtsgefühl. Das Ehrgefühl z. B. ist die lebendige, unmittelbare Erkenntniß unserer Menschenwürde bei unserm Handeln; und so lassen sich auch die andern Modificationen des sittlichen Gefühls näher bestimmen. Doch wir gehen von diesem zu einem engverbundenen — zu dem religiösen Gefühle über. Wie heißen dessen ewige, ideale Ueberzeugungen, die es ausspricht?

Schüler. Glaubenswahrheiten.

Ich. Unsern Glauben, von dem der Apostel sagt, daß er „der Grund der Hoffnungen und die Ueberzeugung von den unsichtbaren Dingen" sei — ihn spricht ursprünglich allein das religiöse Gefühl aus. Die äußere Belehrung, die überlieferten Religions-Wahrheiten werden uns nur durch dieses Gefühl verständlich. Die Sinne können uns das Ueberirdische nicht zuführen. Der Verstand kann dasselbe nicht erschließen, denn kein Schluß führt vom Sinnlichen zu seinem Entgegengesetzten hinüber; auch kann er sie nicht beweisen, denn die höchsten Ueberzeugungen können natürlich nicht mehr aus höhern abgeleitet werden.

Welches Geistesvermögen trägt uns also diese ewigen Wahrheiten in's Bewußtsein?

Schüler. Das religiöse Gefühl.

Ich. Dieses innere Auge der Vernunft, welches allein in die ewige Welt der himmlischen Wahrheit sieht, und seine Entdeckungen dann der Phantasie, dem Verstande und der Sprache mittheilt, die sie zu heiligen Sagen, Mythen, Symbolen, Dogmen verarbeiten, jedes nach seiner Weise. Und in welchem Geistesvermögen lebt der so erkannte Glaube fort und fort? Doch nicht in den Kammern des unzuverlässigen Gedächtnisses? Doch nicht in den dürren Formeln des Verstandes? und wohl auch nicht in den leichtfertigen Spielen der Phantasie?

Schüler. Also wieder nur in dem Gefühle.

Ich. In ihm lebt er in seiner tiefen Bedeutsamkeit. Dieses Gefühl deutet sich alles in der Natur und im Menschenleben nach seiner himmlischen Wahrheit. Ueberall findet es Zusammenhang, Zweck, Einklang: von dem leisen Frühlingslüftchen, welches hoffnungsreich um unsere Wangen spielt, bis zu dem wüthenden Orkane, unter dem sich Wälder senken; von dem zierlichen Moospflänzchen, welches auf kahlem Fels unbemerkt sein kümmerliches Leben fristet, bis zum Riesenbau der himmelhohen Eiche, die von Geschlecht zu Geschlecht ihr angestauntes Dasein trägt; von dem keimenden Gedankenlaut unbewußter, lächelnder Kindesunschuld bis zum verklärten Hochgefühl selbstgefaßter Heldengröße, — überall waltet der höhere, göttliche Geist, in naher, lebendiger, allumfassender Gegenwart! Aus den Farben und Gestalten, aus dem Wechsel und Spiele der Dinge, selbst aus Untergang und Verwüstung

drängt er sich an unser Herz, und wenn er geheimnißvoll und wunderreich sich dem Begriff und Wort entzieht, ist er unserm Gefühle klar und hochbedeutend. In der Natur und der Geschichte findet dieses seine eigenen Wünsche, Ueberzeugungen wieder, und glaubt nun um so inniger an seine eigene Wahrheit. In diesen beiden großen Spiegeln betrachtet es den Wechsel seiner lieblichen oder hohen, seiner heitern oder ernsten, seiner milden oder strengen Züge, seine Andacht, Demuth und Hoffnung — schaut es immer sein eigenes himmlisches Bild. Und siehe! Phantasie und Verstand treten in seinen Dienst, und erschaffen dem gläubigen Gefühle eigene neue Bilder, seiner bessern Welt heilige Symbole. Alle edelen Künste wetteifern, ihm zu huldigen, und heilige Gebräuche veranschaulichen ihm das Uebersinnliche. Der Himmel steigt zur Erde nieder, und die gemeine, begriffsmäßige Welt des Bedürfnisses nimmt eine zweite der Andacht und der Hoffnung in sich auf. — Doch werden wir vielleicht in das religiöse, so wie in das sittliche Gefühl noch tiefere Blicke thun, wenn wir vorher von dem ästhetischen gesprochen haben. Dieses ist im Allgemeinen das Gefühl, wodurch wir Gegenstände als schön oder erhaben beurtheilen. Wie muß diese Art des Urtheils beschaffen sein? denn es gilt von ihm wieder, was wir von den Gefühlsurtheilen überhaupt sagten.

Schüler. Es bezieht sich ebenfalls auf einzelne, anschaulich gegebene Fälle: z. B. diese Rose ist schön.

Ich. Nun entscheiden die bisherigen Gefühle nach einer gewissen höhern Norm, wodurch ihnen der Stempel des Allgemeingültigen und Nothwendigen aufgedrückt wird.

Thut dieſes der Geſchmack auch? denn ſo nennen wir, ebenfalls durch eine Uebertragung, das äſthetiſche Gefühl.

Schüler. Nein, denn der Geſchmack iſt verſchieden; Jeder hat ſeinen eigenen Geſchmack.

Ich. Vom Geſchmacke der Zunge gilt dieß gewiß, aber auch vom äſthetiſchen? Wenn ich eine Landſchaft ſchön nenne, ſo werde ich zugleich Jedem äſthetiſches Gefühl abſprechen, der nicht mit mir übereinſtimmt. Einen Sonnenuntergang oder den Sternenhimmel, verlangt mein Geſchmack, ſoll Jeder mit mir erhaben finden. Es liegt alſo in jedem äſthetiſchen Gefühlsurtheil wenigſtens ein Anſpruch auf Allgemeingültigkeit, ein Anſinnen auf Uebereinſtimmung wenigſtens jedes Gebildeten. — Vergleicht nun die ſittlichen und religiöſen Gefühle einerſeits, und die äſthetiſchen andererſeits mit einander! In allen dreien vermählt ſich das Anſchauliche mit einem Idealen, aber bei der letzten Art auf eine andere Weiſe. Betrachtet z. B. die Sätze: Ich fühle den ganzen Werth meines Entſchluſſes, oder: Nur das tiefe Gefühl meiner gerechten Sache gab mir Stärke; und: Bei der Betrachtung der Natur fühlen wir die Allmacht Gottes. Beſchränkt ſich hier das Gefühl auf die beſtimmten anſchaulichen Fälle, oder geht es über ſie hinaus?

Schüler. Es geht über ſie hinaus.

Ich. Und es iſt eigentlich nur auf Veranlaſſung und bei Gelegenheit der Sinneswahrnehmung ausgeſprochen. Der einzelne Fall iſt ganz Nebenſache. So iſt es bei den meiſten religiöſen Gefühlen: ſie werden nur durch eine Anſchauung angeregt, durch eine individuelle Gemüthsſituation hervorgerufen, gehen aber über dieſe weit

hinaus und haben mit ihnen weiter nichts zu thun, sie sind ganz dem Idealen zugewandt. So auch bei manchen sittlichen Gefühlen, und wenn diese auch ganz auf einzelne Fälle beschränkt sind („ich fühle, daß ich hier Unrecht begangen habe"), so überwiegt dennoch die ideale Wahrheit. Aber ist auch bei einem ästhetischen Gefühle die Anschauung bloße Nebensache, Veranlassung, z. B. diese Rose ist schön?

Schüler. Ganz und gar nicht! Hier beschränkt sich der Ausspruch ganz auf die Anschauung „Rose".

Ich. So ist es in allen Geschmacksurtheilen. Sie sind ganz enthalten in dem, was wir sehen oder hören, und die ideale Wahrheit tritt in den Hintergrund. Bei den sittlichen und religiösen Gefühlen überwiegt die Idee, bei den ästhetischen überwiegt die Anschauung. Ja diese Idee, wornach wir urtheilen, tritt so zurück, daß wir sie uns gar nicht deutlich denken können. Warum sind Blumen, Melodien schön?

Schüler. Es läßt sich nicht recht sagen.

Ich. Und dieß gilt von jedem schönen Gegenstande. Man kann wohl sagen, ein Ding ist schön, wenn es regelmäßig, vollkommen, proportionirt ist. Aber dadurch erschöpfen wir unser Gefühl nicht, noch begründen wir unser ästhetisches Urtheil. Nicht alles z. B. ist schön, was regelmäßig ist, und wegen der bloßen Regelmäßigkeit sind Dinge noch nicht schön: geometrische Figuren sind eben so wenig schön, als erhaben. Durch alle solche Prädicate enthüllen wir das Wesen des Schönen nicht: gerade das Wesentliche, Eigentliche, Tiefste von schönen Dingen können wir nicht erklären. Kurz, wir können von unsern

ästhetischen Urtheilen keine vollkommene Rechenschaft, keinen genügenden Beweis, keine gehörige Begründung geben. Die Idee derselben entzieht sich unsern bestimmten, deutlichen Begriffen, ja wir zerstören unser ästhetisches Gefühl oft, wenn wir über dasselbe reflektiren. Gebt euch bei einem schönen Gemälde, einer Bildsäule, einem Gedichte, einer Landschaft, die euch innig wohlgefallen, so viele Gründe an, als ihr wollt, ihr werdet euch nie damit genug thun; es wird immer etwas zurückbleiben, was ihr nicht aussprechen könnt. Unsere ästhetischen Gefühle lassen sich durchaus nicht in Verstandesregeln verwandeln. Wohl ist es eine innere Zweckmäßigkeit, Uebereinstimmung, Harmonie, ein Ebenmaaß, weßwegen wir einen Gegenstand schön nennen. Aber nach welchem Gesetze müssen die Theile zu einer Einheit zusammenstimmen? Wir können es nicht sagen. Wenn jedes mit sich übereinstimmende Ding schön wäre, so müßte es eine Maschine auch sein. So wahr ist es, daß in dem Geschmacksurtheile die einzelne Anschauung dem Bewußtsein der ihr zu Grunde liegenden Idee ganz überlegen ist und bleibt. Die Ausführung hiervon gehört in die Aesthetik. — Wir wollen jetzt die Verwandtschaft, gleichsam das Zusammenleben des ästhetischen, religiösen und sittlichen Gefühls näher erörtern; vielleicht, daß wir dadurch jedes von ihnen besser kennen lernen. Als wir früher das Gewissen als eine natürliche Geisteskraft darstellten, sprach einer von euch den Gedanken aus, ob es nicht etwas Ueberirdisches sei. Und in der That eröffnet es, und überhaupt jedes sittliche Gefühl, uns den Blick in ein überirdisches Reich, es hat einen übernatürlichen Grund und Boden.

In ihm offenbaren sich uns unsere höchsten Ueberzeugungen, daß unser Geist frei und unsterblich, und daß ein Gott ist. Und warum nennt uns nun unser Gewissen diese idealen Wahrheiten?

Schüler. Damit wir darnach handeln.

Ich. Es macht sie also zu Triebfedern unseres Lebens, zu Antrieben unseres Thuns und unserer Gesinnung. Wir entwickeln aus ihnen die Zwecke und Aufgaben des menschlichen Lebens, und welche Wissenschaft entsteht dadurch?

Schüler. Die Ethik oder Sittenlehre.

Ich. Das religiöse Gefühl nennt im Grunde dieselben idealen Ueberzeugungen, als das Gewissen; aber spricht es sie auch allein als Bestimmungen unseres Thuns und unserer Gesinnung aus? Die Gewissensgebote richten sich nur an uns, an jeden Einzelnen; aber die Wahrheiten des religiösen Gefühls? Die ewige Liebe Gottes, sagt dasselbe, hat die ganze Welt geschaffen; diese hat mit allem, was in ihr ist, eine ewige Bestimmung nach dem Rathschlusse Gottes.

Schüler. Das religiöse Gefühl bezieht die ewige Wahrheit also sogar noch über die ganze Menschheit hinaus, und umfaßt das ganze Weltall. Das Gewissen richtet sich an individuelle Handlungen und Gesinnungen des einzelnen Menschen, das religiöse Gefühl lebt in einer Alles umfassenden Betrachtung.

Ich. Welches hat den weitern Umfang? und welches die schwerere Aufgabe?

Schüler. Das religiöse Gefühl hat einen weitern Umfang, aber zu befriedigen ist das Gewissen schwerer.

Ich. Denn es ist leichter, zu beurtheilen und zu betrachten, als zu handeln. Aber beide leben auf denselben ewigen Ueberzeugungen im innigsten Freundschaftsbunde, und wenn das religiöse Gefühl alle Vorschriften des Gewissens belebt, so entsteht die religiöse Tugend der Frömmigkeit. Sie ist das Glaubensgefühl, sofern wir es im Handeln bethätigen, oder gleichsam das sittlich und praktisch gewordene religiöse Gefühl. Nur dann hat das religiöse Gefühl sein Ziel erreicht, wenn es als Frömmigkeit unsere Gesinnung, unsere Worte und Thaten weiht, reinigt und bestimmt. So verschwistert es sich also mit dem Gewissen, aber es ergänzt sich noch von einer andern Seite! Was sagten wir eben von den Aussprüchen des religiösen Gefühls, als wir sie für sich betrachteten?

Schüler. Sie erstrecken sich auf die ganze Welt.

Ich. Und so entsteht uns eine eigene religiöse Weltbetrachtung. Wir fassen die Erscheinungen der Welt mit religiösem Geiste von einem höhern Standpunkte auf. Durch das religiöse Gefühl, nicht durch den Verstand, erkennen wir den höhern, ewigen Zweck der Dinge. Denn die Einsicht des Verstandes ist offenbar zu beschränkt, als daß er diesen Endzweck nach einer Regel begreifen könnte. Nun aber, meine Freunde, wurde schon vorhin ein anderes Gefühl genannt, durch welches wir ebenfalls ohne Verstandesregel die Erscheinungen nach ihrer innern Zweckmäßigkeit frei beurtheilen.

Schüler. Das ästhetische Gefühl.

Ich. Also ginge das religiöse Gefühl von der Idee, das ästhetische von der Natur aus, und beide begegneten sich und dienten beide der Auffassung der Welt nach unsern

idealen Ueberzeugungen. So scheint es wahrlich! zu sein. Denn das Schöne und Erhabene, welches über die Natur ausgegossen ist, hat doch eine höhere Bedeutung, und ebenso alle wahrhaft schöne Kunst. Dieß möchte nur der läugnen wollen, welcher die Macht des Schönen nie an sich erfahren hat. Aber schon die Thatsache, daß die schöne Kunst immer im Dienste der Religion am besten gedieh, könnte ihn eines Bessern belehren. Das religiöse Gefühl ist eigentlich immer an das Bild, also an das ästhetische Gefühl gewiesen, damit es nicht trübe werde; und dieses verdankt jenem seine Tiefe und himmlische Weihe. Beide haben etwas Ungenügendes in sich: das religiöse sucht zu seinem ewigen Glauben die entsprechende ästhetische Anschauung; das ästhetische zu seinem schönen oder erhabenen Gegenstande die höhere Idee. Im Bunde ergänzt eines das andere. Das religiöse wird ohne das ästhetische mystisch und schwärmerisch; das ästhetische ohne jenes flach und frivol. Dieß, meine jungen Freunde, so wie vieles Andere, was wir in der Psychologie nicht vollständig beweisen können, aber doch jetzt schon andeuten müssen, mögt ihr einstweilen hinnehmen: die Rechtfertigung wird später nachfolgen. Uns kommt es jetzt nur darauf an, das sittliche, religiöse und ästhetische Gefühl, als innere Thatsachen kennen zu lernen, über die Voraussetzungen dieser drei Gefühlsarten kann euch erst die Ethik, Religionslehre und Aesthetik genügende Aufklärung verschaffen. Denn wie der wissenschaftliche Verstand aus dem sittlichen Gefühle die Ethik, so entwickelt er aus den zwei andern Gefühlsarten die Religionslehre und Aesthetik. Diese drei Wissenschaften sind eng mit einander verbunden:

sie ruhen ja auf demselben idealen Boden! — Wir hätten nun noch näher zu betrachten, in welchem Freundschaftsbunde das sittliche und ästhetische Gefühl mit einander leben. Das Gewissen, fanden wir, gebietet uns das Ideale, das religiöse und ästhetische Gefühl urtheilen nach dem Idealen. Der Gegenstand von jenem soll realisirt und erstrebt werden, der von diesen muß gegeben sein. Wenn nun also das Ideale nicht hervorgebracht, sondern das menschliche Leben nach sittlichen Ideen beurtheilt werden soll, dann, meine Schüler, wird das Gute zum geistig Schönen. Nämlich welchem Gefühle gehört das Schöne an?

Schüler. Dem religiös-ästhetischen.

Ich. Und das Gute?

Schüler. Dem sittlichen Gefühle.

Ich. Wenn also das sittliche Gefühl über fremdes Leben urtheilt, ja wenn ich mein eigenes in unmittelbar lebendigem sittlichen Urtheile auffasse, so wird das sittliche Gefühl sogleich zum ästhetischen. Nicht wahr, das geistige Menschenleben, wie es in Freud' und Leid, im Gelingen und Unterliegen, in tausendfältigem Streben und in den mannigfaltigsten Gestalten unserer Anschauung erscheint, ist ja auch etwas Schönes und Erhabenes, oder es kann doch wenigstens in dieser seiner Entwickelung wunderherrlicher sein, als jede andere Naturerscheinung? Und welches Vermögen des Geistes spricht nun dieses Urtheil aus, daß eine bestimmte Aeußerung oder Gestaltung des Menschenlebens so wunderbar schön oder hocherhaben sei?

Schüler. Das ästhetische Gefühl.

Ich. Und dieselbe schöne oder erhabene Aeußerung oder Gestaltung nennt das moralische Gefühl sittlich gut. So ist also dieses mit dem ästhetischen Gefühl innig verbunden, ja es fällt mit ihm unter der Voraussetzung einer ganz uninteressirten, freien Beurtheilung ganz zusammen.

Schüler. Aber das ästhetische Gefühl beurtheilt ja nach keiner Regel.

Ich. Wenn wir die Geistesschönheit im fremden Leben beurtheilen wollen, dürfen wir unsere Regel des Guten, die Norm unseres Gewissens für unsere Worte, Handlungen und Gesinnungen, auch nicht anlegen, sonst würden wir es ungerecht und einseitig beurtheilen. Wir müssen es vielmehr in sich selbst auffassen, nach seinem eigenen Werthe, seiner eigenen innern Bedeutung, wir müssen es in sich selbst gelten lassen, wie ungefähr eine Naturerscheinung. Die Regel können wir also auch hier nicht nennen: wir urtheilen frei ästhetisch. Dieses ästhetische Urtheil aber schließt sich darin dem religiösen Gefühle an, daß wir in jeder ächt menschlichen Schönheit unmittelbar eine ewige, unsterbliche Würde anerkennen. Denn was wäre unsterblich im irdischen Leben, was verdiente ein Symbol des Ewigen genannt zu werden, wenn es nicht Gerechtigkeit und Treue, Liebe und Freundschaft, und alle andern Tugenden wären?

Schüler. Aber wie ist es möglich, das eigene Leben ästhetisch aufzufassen?

Ich. Wenn wir es in seinen vergangenen Entwickelungen ganz frei, als etwas Gegebenes und gleichsam als etwas Fremdes, ohne alles persönliche Interesse zu beur-

theilen vermögen. Dieſes rückwärts gekehrte ſittliche Gefühl iſt äſthetiſche Urtheilskraft, denn das eigentliche Gewiſſen hat immer den Blick auf das, was geſchehen ſoll, alſo auf die Zukunft und nie allein auf die Vergangenheit gerichtet. — Ihr ſeht alſo jetzt, in welcher innigen Verwandtſchaft das Religiöſe, Gute und Schöne ſtehen, und ſo wird euch eine höchſt bedeutſame Anſicht der Hellenen klar.

Schüler. Ja wohl! Die Griechen nannten die Tugend das geiſtig Schöne, die Kalokagathie der Seele.

Ich. Und wahrlich! mit vollem Rechte, denn jede anſchaulich vorgeſtellte Tugend erſcheint als geiſtige Schönheit, wie jetzt auch noch Dichter die Tugenden, welche ſie lebendig zeichnen wollen, nur als menſchliche Schönheiten darſtellen. Die Griechen aber waren ein religiös dichtendes Volk. Wir Neuern ſind einſeitig dem Begriffe anheim gefallen: das Religiöſe hat ſich bei uns mit dem Aeſthetiſchen noch nicht verſöhnt, deßwegen iſt jene helleniſche und ächt menſchliche Anſicht aus unſerm Leben verſchwunden. Aber wahrlich! wir werden die Tugend nur dann wieder lieb gewinnen, wenn ſie uns wieder, wie unſerm Platon, als eine himmliſche Schönheit erſcheint. — Nachdem wir nun auch die Verwandtſchaft des religiöſen, ſittlichen und äſthetiſchen Gefühls erörtert haben, bleibt uns über dieſelben nichts mehr zu ſagen übrig, und wir haben nun nur noch von den Luſtgefühlen zu ſprechen. Zu welchem Gebiete des Geiſtes gehört die Luſt?

Schüler. Zum Gebiete des Herzens.

Ich. Wir verlaſſen alſo das Gebiet der bloßen Erkenntniß. Was bringt nun das Herz zur Erkenntniß hinzu?

Schüler. Nach frühern Erörterungen legt es den erkannten Dingen einen Werth bei.

Ich. Nun laſſen wir uns bei unſerm Handeln immer von einer ſolchen Vorſtellung führen, deren Gegenſtand einen Werth für uns hat. Wie nennen wir dieſe Vorſtellung, deren Verwirklichung wir beabſichtigen?

Schüler. Zweck.

Ich. Werth und Zweck ſind Begriffe, deren Weſen unſerm Herzen nothwendig und eigenthümlich angehört. Werden wir nun Luſt an etwas haben, was für uns gar keinen Werth hat, was uns ganz gleichgültig iſt?

Schüler. Gewiß nicht.

Ich. Aber ſicherlich wird alles, dem wir einen Werth beilegen, auch unſere Luſt erregen. Die Regel dieſer iſt alſo der Werth, welchen die Dinge für uns haben. Was nämlich dieſem Werthe angemeſſen, was zweckmäßig iſt, macht uns Luſt; was ihm widerſtreitet, verurſacht uns Unluſt. Nun giebt es bekanntlich zuerſt eine ſinnliche Luſt, welche wir auch Vergnügen, Freude, Genuß nennen. So gewähren uns Eſſen, Trinken, Bewegung eine ſinnliche Luſt: ſie ſind uns angenehm. Was liegt aber in dem Ausſpruche: ſie ſind uns angenehm? Giebt es auch Dinge, die, von uns abgeſehen, an und für ſich angenehm ſind?

Schüler. Nein! Das Angenehme liegt nur in einem Verhältniſſe der Dinge zu uns.

Ich. Sagt also das Lustgefühl, welches auf dieses Angenehme geht, etwas von den Dingen selbst aus?

Schüler. Nein, sondern das Lustgefühl beschäftigt sich blos mit den Eindrücken dieser Dinge auf unsere Empfindung.

Ich. Nun ist das geistige Leben eigentlich nichts als eine Thätigkeit, aber diese ist in der Empfindung von Fremdem abhängig, und kann daher gehemmt oder gefördert werden. Was verursachen uns nun die Empfindungen, durch welche unsere Lebensthätigkeit gehemmt wird?

Schüler. Unlust, Schmerz.

Ich. Und die, durch welche unsere Lebensthätigkeit gefördert wird?

Schüler. Lust, Vergnügen.

Ich. Was beurtheilen wir also durch unsere Lustgefühle?

Schüler. Unsere Empfindungen, die sinnlichen Eindrücke der Dinge auf uns.

Ich. Und nach welcher Regel beurtheilen wir sie?

Schüler. Nach dem Steigen oder Sinken unserer Lebensthätigkeiten.

Ich. Denn diesem Steigen legen wir einen Werth bei und daher beurtheilen wir Empfindungen, welche dieses Steigen hervorbringen, als zweckgemäß und somit als angenehm; das Sinken der innern Thätigkeiten aber verabscheuen wir, und daher beurtheilen wir Empfindungen, welche dieses Sinken bewirken, als zweckwidrig und somit als unangenehm. So haben also auch die sinnlichen Lustgefühle eine allgemeine Regel, ein höheres Gesetz. Aber sind die Aussprüche selbst allgemein und nothwendig?

Schüler. Nein, denn was dem einen Vergnügen macht, kann dem andern gleichgültig oder unangenehm sein.

Ich. Hierher gehört das Wort: Jeder hat seinen eigenen Geschmack d. h. seine eigene sinnliche Lust. Das sinnliche Lustgefühl deutet zwar allerdings ein höheres Gesetz an, es beurtheilt eine Anschauung durchaus nicht rein in sich, sondern nur in Bezug auf den Geist, aber seine Aussprüche sind durchaus individuell, und es selbst nimmt daher die unterste Stufe der Lustgefühle ein. Aber sind es allein die äußern Dinge, welche in uns Lust oder Unlust veranlassen, oder werden auch durch innere Dinge d. h. durch Vorstellungen, Gedanken, Begriffe, Ideen, angenehme und unangenehme Lustgefühle erregt?

Schüler. Wohl auch durch innere.

Ich. Nämlich auch diese afficiren uns durch den innern Sinn und bringen so angenehme oder unangenehme Empfindungen in uns hervor. Unsere meisten Vorstellungen sind von solchen Lustgefühlen begleitet, welche zwar ihrer Veranlassung nach noch von geistiger Art, aber ihrem eigentlichen Wesen nach doch noch immer sinnlich sind. So ist z. B. die Reue das sinnliche Gefühl des Schmerzes bei der Vorstellung begangener Fehler, und es hat sich keiner auf dasselbe etwas einzubilden. Nun, scheint es, haben wir uns auch über unsere sinnlichen Lustgefühle verständigt.

Schüler. Ja, denn sie sind unmittelbare Urtheile über unsere Empfindungen, sofern sie unsere Lebensthätigkeiten hemmen oder befördern.

Ich. Nun aber giebt es noch andere Lustgefühle, als sinnliche, denn ich nehme das Wort Lust in allge-

meiner Bedeutung für Wohlgefallen überhaupt. Da wäre nun der Mensch zu beklagen, wenn seine ganze Lust, sein ganzes Wohlgefallen, wie das des Thieres, auf das Sinnliche beschränkt wäre. Die Sinneslust geht nun immer auf das Angenehme; welches aber sind die Ideale des reinen Wohlgefallens?

Schüler. Alle Tugenden, das sittlich Gute.

Ich. Aber welchem Gefühle schrieben wir oben das sittlich Gute als ideale Richtschnur zu?

Schüler. Wir sahen, daß das sittliche Gefühl, besonders das Gewissen, nach diesem Guten entscheidet.

Ich. Hier aber sehen wir schon zum voraus, daß unser Herz diesem Guten in edelem Wohlgefallen zugekehrt ist. Wenn nämlich die Sinneslust gewisse Empfindungen liebt, weil sie unsern momentanen Lebensäußerungen entsprechen, so fühlt sich dieses Wohlgefallen von einer viel höhern und bleibenden Zweckmäßigkeit angezogen. Nichts nämlich entspricht so sehr unserer ewigen Bestimmung, der unsterblichen Würde unserer Person, als das sittlich Gute und daher wird das Streben nach Tugenden jeder Art, nach Gerechtigkeit, Freundschaft und Frömmigkeit oder auch nach der Erkenntnißtugend der Wahrheit, da es etwas absolut Zweckmäßiges für unser eigenstes Selbst ist, von einem reinen Lustgefühle nothwendig begleitet sein, wie jene Lebensbeförderung von einem sinnlichen. Beide Arten der Lustgefühle haben aber doch etwas Verwandtes! — Mir angenehm nenne ich allein das, was meinen Lebensthätigkeiten günstig ist; und das sittliche Gefühl des Wohlgefallens hege ich nur dann, wenn ich selbst darnach trachte, mir das Gute anzueignen.

Schüler. Ich beziehe also das Gute und Angenehme immer auf mich selbst. Darin sind beide verwandt.

Ich. Ganz zuverlässig, und zwar das Gute auf meine (bleibende) Person, das Angenehme auf meinen (vorübergehenden) Lebenszustand. Ist also die Lust am Angenehmen uninteressirt?

Schüler. Im Gegentheil, ganz eigennützig; von mir dem Genießenden abgesehen hat das Vergnügen gar keinen Werth.

Ich. Aber ist das Wohlgefallen am Guten ganz uninteressirt?

Schüler. Auch nicht ganz, denn ich will ja das sittlich Gute für mich haben, ich will es in meinen Besitz bringen.

Ich. Richtig! es bleibt also auch hier ein Interesse, wenn es auch das edelste ist, welches wir uns denken können, dessen die menschliche Natur fähig ist: die Tugenden sollen mein werden! Aber wenn ich bei dem sittlich Guten (denn von diesem reden wir jetzt allein, ob wir gleich später noch andere Arten des Guten kennen lernen werden) von dieser Bedürftigkeit meiner moralischen Natur ganz absehe, bleibt dann der Tugend auch kein Werth, keine Bedeutung zurück? ist sie dann auch gar nichts mehr, wie es der Fall beim Angenehmen war?

Schüler. O gewiß, die Tugenden haben einen ewigen Werth in sich, ich mag darnach streben oder nicht.

Ich. Ganz recht! Was aber einen solchen Werth hat, wird gewiß auch mein Wohlgefallen in Anspruch nehmen. Und wird dieses Wohlgefallen an dem, was in sich selbst einen Werth hat, sinnlich sein?

Schüler. Nein gewiß nicht, sondern rein und edel.

Ich. Aber wird es interessirt sein?

Schüler. Nein, denn wir sahen dabei von uns ja ganz ab.

Ich. Seht da! hier hätten wir ja eine dritte Art der Lust gefunden! Nämlich welche?

Schüler. Eine reine, ganz uninteressirte an dem, was in sich selbst einen Werth hat.

Ich. Was ist aber das, was in sich selbst einen Werth hat?

Schüler. Das wissen wir schon aus dem Frühern: das Schöne!

Ich. Nun aber fanden wir früher, daß das sinnliche und auch das sittliche Lustgefühl nicht eigentlich durch den Werth für sich, sondern durch eine Uebereinstimmung mit diesem Werthe, eine Zweckmäßigkeit, erregt wird. Aber wie können denn Tugenden für sich zweckgemäß sein? — Wenn Tugenden als geistige Schönheiten beurtheilt werden, wem müssen sie gegeben sein, der Anschauung oder dem Begriffe?

Schüler. Der Anschauung, denn schön ist nur, was in die Anschauung fällt.

Ich. Nun ist meine oben gethane Frage schnell zu beantworten.

Schüler. Beim Schönen, also auch bei geistigen Schönheiten, beurtheilt das Gefühl eine Anschauung als übereinstimmend mit einer Regel. So ist freilich auch hier eine Zweckgemäßheit; nämlich die vorgestellte Regel, welcher wir einen Werth beilegen, ist Zweck.

Ich. Sehr gut! Aber ist diese Regel, dieser Zweck, äußerlich zu dem Schönen hinzugebracht?

Schüler. Wohl das Gegentheil, er liegt in ihm.

Ich. Nothwendig, weil das Schöne als etwas in sich Bedeutsames, als etwas, was den Werth in sich enthält, beurtheilt wird. Ich darf es also nicht mit einem fremden, äußern Maßstabe messen. Es gefällt nicht im Verhältniß zu einem andern, denn sonst würde es als angenehm oder gut beurtheilt, sondern in sich. Aber wir wissen von diesem Zwecke, dieser Regel noch etwas anderes!

Schüler. Sie kann nie ganz begriffen und ausgesprochen werden.

Ich. Durch welches neue Merkmal unterscheiden wir also das ästhetische Wohlgefallen, von dem wir reden, vom ethischen?

Schüler. Das sittliche Wohlgefallen urtheilt nach einer Regel, die es sich begreiflich machen kann, das ästhetische Wohlgefallen hingegen nach einem unaussprechlichen Obersatze.

Ich. Wir hätten also dreierlei Arten von Lustgefühlen kennen gelernt, denen das Angenehme, Gute und Schöne eigenthümlich angehören. Welche?

Schüler. Das Lustgefühl am Angenehmen, welches sinnlich und eigennützig interessirt; das Wohlgefallen am Guten, welches geistig und auf eine edle Weise interessirt; und das Wohlgefallen am Schönen, welches ganz rein und uninteressirt ist.

Ich. Welchem früher erörterten Gefühle gehört aber das Wohlgefallen am Guten zu?

Schüler. Dem sittlichen Gefühle, besonders dem Gewissen.

Ich. Und das am Schönen?

Schüler. Dem ästhetischen Gefühle.

Ich. So verpflanzen also diese zwei Arten von Wohlgefallen das Gute und Schöne in unser Herz, denn wo von Werth und Zweck und von irgend einer Lust an Zweckmäßigkeit die Rede ist, hört ihr die Stimme des Herzens! Das Gute und Schöne ist nicht nur Erkenntnißsache, sondern wird die innigste, größte Herzensangelegenheit. Das Vermögen des Gefühls aber, welches diese reine Herzenslust im unmittelbaren Urtheile ausspricht, vermittelt die Erkenntniß und das Gemüth, indem es mit diesem in den engsten, heiligsten Bund tritt, woher es denn kommt, daß das Gefühl von Vielen nicht als eine Erkenntnißkraft, sondern als eine Gemüthsanlage betrachtet wird. Diese aber würden gewiß bald alle ihre Ansicht aufgeben, wenn sie unseren Erörterungen beigewohnt hätten. — Jetzt aber sind wir zum Ende dieser ganzen Lehre in ihrem ganzen Umfange vorgerückt. Wir haben zuerst vom Gefühle im Allgemeinen gesprochen, und dann auf Gerathewohl die besondern Arten erörtert; es bleibt uns nun noch übrig, diese Arten zu ordnen. Was bedürfen wir dazu?

Schüler. Einer Regel, wornach wir sie ordnen.

Ich. Wir wollen als leitenden Begriff die Beschaffenheit der Voraussetzungen der Gefühle nennen. Diese sind entweder ganz allgemein oder nicht, und in diesem Falle entweder einzeln (singulär) oder erfahrungsmäßig.

Welche Gefühlsurtheile ſind nun ſelbſt ſingulär, weil ie immer Vorausſetzungen haben, die ſingulär ſind?

Schüler. Allein die ſinnlichen Luſtgefühle.

Ich. Welche ſtehen unter erfahrungsmäßigen Regeln entweder der Einſicht oder der Convenienz?

Schüler. Der ſogenannte praktiſche Takt, das Gefühl für ein richtiges Benehmen in der Geſellſchaft, das Schicklichkeitsgefühl.

Anderer Schüler. Auch gehört das Sprachgefühl hierher.

Ich. Die ganz allgemeinen Vorausſetzungen ber ſind entweder natürliche oder ideale Ueberzeugungen. Welche Gefühle ſind jenen untergeordnet?

Schüler. Das mathematiſche und philoſophiſche Wahrheitsgefühl.

Ich. Welche Gefühle aber gehören den idealen Ueberzeugungen?

Schüler. Zuerſt das ſittliche Gefühl.

Ich. Und Spielarten von dieſem ſind?

Schüler. Das Ehrgefühl, Pflichtgefühl, as Rechtsgefühl und andere.

Anderer Schüler. Auch greift dahin ein das Selbſtgefühl.

Ich. Das zweite Gefühl unter idealen Ueberzeugungen?

Schüler. Das religiöſe Gefühl.

Ich. Und das dritte endlich?

Schüler. Das äſthetiſche oder Schönheitsgefühl.

Ich. Das moralische Gefühl fällt aber mit dem Gefühl des Wohlgefallens am Guten in eins zusammen, und ebenso das religiös-ästhetische Gefühl mit dem Wohlgefallen am Schönen, so daß diese zwei Arten der Herzensgefühle nicht besonders aufgeführt zu werden brauchen. — Ihr überblickt also die Gefühle jetzt in einer klaren Anordnung, und seht zugleich ein, wie die Gefühle sich über unser ganzes Erkennen ausbreiten. — Wir sind am Ziele unserer Erörterung. Wenn sie euch das Wesen der Gefühle deutlich gemacht hat, bin ich reichlich belohnt. Habt ihr die rechte Einsicht in sie gewonnen, dann, meine jungen Freunde, wird ihr Werth euch auch in die Augen leuchten und ihre Bedeutung euch an das Herz dringen. In der Jugend erblüht uns die Frühlingswelt der Gefühle in ihrer herrlichsten Schönheit, aber die Gemeinheit des Lebens und die Sophismen der einseitigen Reflexion rauben uns oft nur allzu schnell unserer schönsten Tage schönstes Geschenk. Aber euern Besitz wird euere klare Einsicht sichern, rein halten und ausbilden, und so werdet ihr wahrlich! im Greisenalter noch Jünglinge sein. Dann gedenkt bisweilen eueres vielleicht längst heimgegangenen Lehrers, der auch, was er euch war, blos der tiefen, heiligen Gluth des Gefühles zu verdanken hatte.

Als ich meine lange Vorlesung beendigt hatte, wurde über ihren Gegenstand und den philosophischen Unterricht auf Gymnasien manches gesprochen. Dahlheim war am

zufriedensten mit mir. Wenn er sich nicht schämen müßte und es erlaubt wäre, versicherte er, würde er sich auf die Bänke meiner Primaner setzen und mein Schüler werden. Sabel sagte, er fürchte, daß durch eine solche Anpreisung des Gefühls der Mysticismus befördert werde. Horster, den ich ebenfalls in's Kränzchen mitgebracht hatte, machte einige richtige Zusätze und Ausstellungen. Nolten hub an:

„Du sprichst auch von einem ähnlichen Vortrage der Logik, der Ethik, der Religionsphilosophie und Aesthetik. Für dieses ungeheuere Gebiet hast Du nur zwei wöchentliche Lehrstunden, und mehr können Dir nicht gegeben werden; bei so wenigen aber kannst Du, auch in einem Cursus von zwei Jahren, Deine Aufgabe unmöglich lösen."

Ich mußte zugeben, daß ich selbst sehe, daß ich wenigstens vier wöchentliche Lehrstunden haben müßte.

„Können nun die Lehrstunden der Schüler noch um zwei vermehrt werden?" fragte er.

„Unmöglich, rief Horster, denn die Schüler haben jetzt schon wöchentlich zweiunddreißig Stunden Unterricht."

„Dein philosophischer Unterricht, von dessen Nothwendigkeit ich mit Dir vollkommen überzeugt bin, fuhr Nolten fort, kann also nur unvollständig ertheilt werden und sein großer pädagogischer Zweck bleibt unerreicht. Was ist hier zu thun? Ich sage: wir müssen das Lateinische, Griechische und Französische aus unsern „allgemein menschlichen" Bildungsanstalten ganz verweisen, dann bekommen wir Platz für die Bildungsmittel, die wirklich allgemein menschlich sind. Ein neuer Grund gegen das philologische Treiben!"

Horſter machte, als er dieſes hörte, große Augen, und drückte ſeine Verwunderung über dieſe Sätze aus. Ich beruhigte ihn, indem ich ihn aufforderte, mir gegen dieſen Widerſacher alles Claſſiſchen Beiſtand zu leiſten. Er hat den Haß und Abſcheu gegen die alte Literatur aus ſeinem Knabenalter herübergenommen, fügte ich bei. Sein Vater, der Gymnaſial-Director war, wollte ihn zu einem gelehrten Schulmanne machen, und da wurde der Knabe und Jüngling auf dem Gymnaſium entſetzlich gequält, bis er, endlich durch das Univerſitätsleben von dem unerträglichen Zwange befreit, zuerſt die Forſtwiſſenſchaft und dann die Arzneikunde ſtudirte.

Nolten ließ ſich durch dieſe hiſtoriſche Ableitung ſeiner Anſicht nicht im mindeſten irre machen, ſondern ſprach in ſeiner raſchen, eifrigen und doch ruhigen und klaren Weiſe fort:

„Anerkannter Weiſe liegt unſere allgemeine Bildung krank an dem Vielerlei der Unterrichtsgegenſtände. Unſere Jugend wird erdrückt durch all' das, was ſie lernen muß und mit Widerwillen lernt, denn es iſt ganz unnatürlich, ſo Vielerlei zu lernen. Deßwegen ſind die widerſpenſtigen, ſtörrigen Schüler die beſten: ſie machen die ewigen Rechte der Natur gegen willkührliche Beſtimmungen, gegen eine barbariſche Plagerei, geltend! Ich wenigſtens freue mich, ja ich rühme mich des ſtolzen Trotzes meiner Jugend! Ohne ihn wäre ich auch ſo ein Laſtthier unfruchtbarer Gelehrſamkeit geworden, wie ihr ſeid. Aber zur Sache! Wahrlich! unſere arme Jugend iſt zu beklagen, zu bejammern: alle Freude, aller Lebensmuth, alle freie Geiſtesbeweglichkeit verſchwindet ihr, ſie vertrocknet

an Körper und Seele. Sie wird wahrhaft ſyſtematiſch mißhandelt. Das wiſſen die am beſten, die das Schulweſen am beſten kennen, — nämlich die Lehrer. Jeder verſtändige Vater, der ſelbſt Lehrer iſt, ſchaudert, wenn er zuerſt ſein Kind einem Gymnaſium anvertrauen ſoll! Welchen Lehrer dieß Mitgefühl niemals übernommen hat, als er ſein liebes Kind preis gab, den nenne ich einen eingefleiſchten Pedanten, oder einen gefühlloſen Vater, einen Barbaren."

Horſter war in der That über dieſe Worte aufgebracht und beleidigt, als einen wie ſanften Menſchen ihn auch ſeine ganze Erſcheinung darſtellt; und ich war ärgerlich, daß der Freund auf das neue Mitglied unſeres Vereines gar keine Rückſicht nahm, ſondern gerade ſeinetwegen entſchiedener, ja derber zu ſprechen ſchien.

„Wie iſt dieſem Uebel zu wehren?" fuhr Nolten fort, ohne weiter auf unſere Mißſtimmung zu achten. „Nur auf eine von dieſen beiden Weiſen: entweder wird das Alterthum wieder das ausſchließende Studium auf unſern Gelehrten-Schulen und wir verabſchieden den deutſchen, mathematiſchen, naturwiſſenſchaftlichen, philoſophiſchen Unterricht, oder wir behalten dieſen bei und machen unſere höhere Jugendbildung von den alten Sprachen frei. Das erſtere iſt in unſerer Zeit, Gott Lob! nicht mehr möglich, und iſt auch kaum von einem oder dem andern Stockphilologen behauptet worden; es bleibt alſo nur das zweite übrig, als letztes, als einziges Rettungsmittel."

Horſter ſah vor ſich hin und ſchien nicht antworten zu wollen. Eine erhöhete Röthe hatte ſein feines Geſicht überzogen. Ich wollte ein Geſpräch, welches ein neues

Mitglied kränkte, zumal da ich heute der Wirth war, nicht weiter fortsetzen. Auch Sabel schwieg: er hatte mit Nolten vorlängst einige unglückliche Lanzen gebrochen, und wollte sich mit dem „Verstandesmenschen“ nicht mehr einlassen. Nur Dahlheim war ganz wie gewöhnlich, und unterbrach das Stillschweigen, indem er lächelnd sagte: „Dein neuer Lectionsplan ist in der That sehr einfach.“

„Ich will Dir ihn machen, antwortete Nolten. In meiner humanistischen Bildungsschule wird in sechs wöchentlichen Stunden ein grammatischer, stylistischer, rhetorischer und metrischer Unterricht in der deutschen Sprache ertheilt, in andern vier Stunden werden deutsche, und gute Uebersetzungen griechischer, lateinischer, englischer u. s. w. Classiker gelesen und erklärt. Ferner fallen vier Stunden der Philosophie, eben so viele den Naturwissenschaften, fünf der Mathematik und drei der Geschichte zu. Alle übrige Zeit — und deren ist sehr viele, weil das mühselige Auswendiglernen griechischer und lateinischer Vocabeln und Regeln und das geistlose Wörteraufschlagen zu Hause wegfällt — gehört dem Zeichnen, der Musik und ganz besonders der Gymnastik.“

„Und wo bleibt die Sitten- und Religionslehre?“ fragte Horster.

„Tugend und Religion, antwortete Nolten, kann nicht gelehrt werden. Die höhere Verständigung über sie fällt aber der Philosophie zu. Und nun, meine lieben Freunde, laßt uns abbrechen, denn, um nach unserm Romeo auch mit Lessing zu sprechen: „ich weiß, daß ich noch vieles beibringen könnte, ich weiß aber auch, daß man eben nicht alles erschöpfen muß.“

Wir waren Das alle wohlzufrieden. Es wurde ein Butterbrod gegeſſen, getrunken, geſcherzt, gelacht, und es bemächtigte ſich unſer aller ſchnell wieder die alte freundſchaftliche Stimmung und eine heitere Laune.

Als die Freunde nach Mitternacht weggingen, ſagte Horſter, indem er mir die Hand drückte: „Ich ſehe es, daß ich bei euch noch vieles werde lernen müſſen, denn auf Auctoritäten ſcheint ihr mir wenig zu halten.“ Nolten aber rief hinein: „Wenn ich einmal einen Sohn habe, werde ich ihn gewiß euer Futter nicht ſchmecken laſſen“; worauf ich erwiederte: Du kannſt es doch nicht laſſen, auf ein ſtreitiges Thema immer wieder zurück zu kommen. Aber ſeitdem ich hinter Deine Jugendgeſchichte gekommen bin, ſollſt Du mir den Schlaf nicht mehr ſtören. Er ſchüttelte mir herzlich die Hand und ſprach: „Nun, die Wahrheit wird Dich frei machen.“ —

Was wäre die Unterhaltung, was wäre die Freundſchaft, was wäre das Leben, wenn wir immer alle einerlei Meinung wären?

Den 25. Mai.

An meinem Geburtstage in aller Frühe kam Nolten zu mir. „Ich bringe Dir eine ſaubere Nachricht. Dein College L. iſt wirklich Vicedirector geworden. Er hat geſtern ſein Patent erhalten. Schon die halbe Stadt weiß es. Jeder Verſtändige ärgert ſich, iſt empört. Die gänzliche Verknöcherung der Anſtalt iſt nun entſchieden,

und Du, lieber Romeo, dauerst mich in der Seele. Du hast nun einen schwierigen, schlüpfrigen Standpunkt. Aber bleibe Dir selbst, bleibe der Idee treu! Es freut mich, daß Du mich so ruhig und gefaßt anhöreſt."

Meiner Tapferkeit ist jetzt ein weiter Spielraum gegeben, waren meine Worte. An welchem andern Gegenstande können wir in unserer jämmerlichen Zeit diese Tugend üben, als an der Gemeinheit? — Beklage mich nicht, trauere um unsere Schule, um das aufblühende Geschlecht unserer Mitbürger!

Ich mußte in die Classe. Als wir von einander gehen wollten, ladete ich den Freund auf einen festlichen Abend ein, so jedoch, daß ich ihm den eigentlichen Grund verschwieg, ich würde auch die übrigen Freunde zu mir bitten. Wir wollen heute ein Fest der Freundschaft feiern! Wir wollen uns in unserm eigenen Thun und Streben nicht stören lassen! Wenn das Schicksal das Verkehrte und Gemeine dicht um uns herumlegt, wollen wir nur um so fester zusammenhalten in That und Gesinnung.

„Ich gebe Dir meine Hand darauf, Romeo, sagte der Freund. Ich werde mein Wort nicht brechen. Bei solchen schnöden Vorfällen bin ich eben recht aufgelegt zu dem heiligsten Gelübde einer enthusiastischen Freundschaft, einer gränzenlosen Liebe. Hier hast Du's!"

Ich lag in seinen Armen, ich wußte nicht wie. Er schied; ich ging.

Sobald ich aus dem Gymnasialgebäude zurückgekommen war, ließ ich Veranstaltungen zu einem festlich frohen Abend treffen. Die Bücher wurden an Ort und

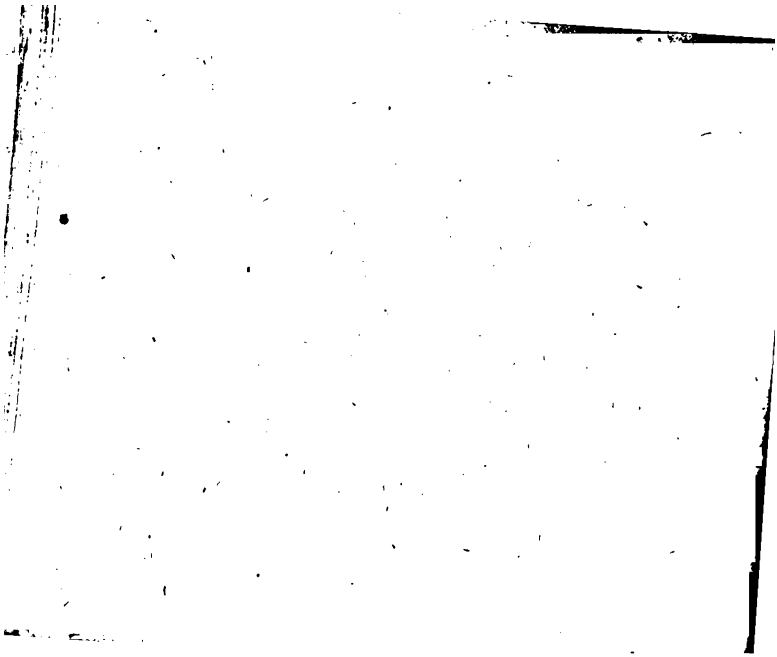
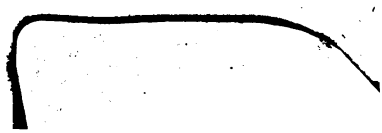
Stelle zurückgeschoben, mein großes, schönes Zimmer möglichst freundlich zubereitet, und die Büsten und Kupferstiche mit, von jungen Mädchen geflochtenen, Blumenkränzen zierlich umhangen. Auf dem, mit kalten Speisen und mit vielen Flaschen des edelsten Rheinweins bedeckten Tische prangten die herrlichsten Blumen in schön gefügten und zusammengesetzten Sträußen. Meine alte Aufwärterin wurde von den Töchtern meiner Hausleute wacker unterstützt. Um die Unterhaltung mannigfaltiger zu machen, hatte ich auch einige Bürger der Stadt, unter ihnen den Fabrikherrn S., eingeladen.

Wir saßen in der fröhlichsten Gesellschaft beisammen. Ein den Nachmittag gefallener Regen hatte die Erde erquickt, milde Frühlingslüfte trugen uns aus den nahen Gartenanlagen den schmetternden Schlag von hundert Nachtigallen zu. Dahlheim brach in seine überlustige Laune aus und gefiel sich in den tollsten Possen. Nolten scherzte und spottete über den neuen Vicedirector, dessen Antrittsfest zu feiern wir uns heute vereinigt hätten. In der That konnten sich die Gäste die Kränze und Sträuße aus Blumen, die ganze Ausstattung des Mahls nicht deuten, und ich genoß im Stillen meines Geheimnisses und gedachte meiner Eltern und Deiner, Gustav! die ihr diesen Tag ja auch meinem Andenken zu feiern pflegt. Auf einmal hören wir vor dem Hause eine Instrumentalmusik. Ha! ein Ständchen! Tafelmusik! rief einer von uns. Wahrhaftig! das ganze Gymnasium! ein anderer. Bei näherer Betrachtung aber fand es sich, daß es nur die Primaner und Secundaner waren. Wir standen alle an den Fenstern und hörten still, aufmerksam zu. Als die

Musik zu Ende war, sangen sie ein Lied, und sogleich traten drei Abgeordnete von ihnen, zwei Primaner und ein Secundaner, in das Zimmer zu uns. Einer von ihnen wünschte mir mit wenigen herzlichen Worten Glück zu meinem Geburtstage im Namen aller Schüler der beiden ersten Classen, und überreichte mir zugleich einen silbernen Becher zum Geschenk. Ich bemerkte auf der Stelle, daß er ganz von der Größe und Form des Bechers war, den vor Ostern die Schüler der vier untern Classen dem Director an seinem Jubiläum überreicht hatten. An der Vorderseite standen die einfachen Worte: Ihrem Lehrer die Schüler, mit Angabe des Datums, welche mit einem Epheukranz umgeben waren. Sonst hatte er außer am Rande und auf dem Deckel keine Verzierungen.

Ich sprach zu den Abgeordneten, und nachdem ich hinuntergegangen war, von der erhöhten Treppe, Worte des Dankes, so viel mich mein Gefühl sprechen ließ. Nolten hatte den Becher mit Wein gefüllt und brachte oben vom Fenster herab den Gymnasiasten ein Vivat. Eine große Menschenmenge war zusammengelaufen und umgab die Jünglinge. Sie ließen mich noch einigemal hoch leben und zogen, wie es schien, in der besten Ordnung ab.

Als ich wieder auf mein Zimmer gekommen war, wurde mir von meinen Gästen meine Gesundheit entgegengetrunken. Die Freunde schalten mich, daß ich ihnen die Veranlassung des Festes verborgen hätte; ich konnte selbst nicht angeben, wie die Schüler den Jahrestag meiner Geburt entdeckt hatten. Nun dürfe aber auch der Pokal

nicht leer werden, und nicht aufhören, anhaltend die Runde zu machen. Ich aber holte die Flaschen des besten Rheinweins herbei, den ich bei dem Weinhändler diesen Morgen hatte bekommen können. Da stürzte mit erschrockenem Gesichte Sabel zum Zimmer herein, dessen Platz noch unbesetzt geblieben war, weil er durch ein Geschäft in seiner Familie abgehalten wurde, früher zu uns zu kommen. „Wißt ihr schon, was vorgefallen ist?" rief er mit bewegter Stimme. Wir sahen ihn alle fragend an. „Die Primaner sind eben an dem Hause des Collegen L. vorbeigezogen und haben ihm ein Pereat gebracht und die Fenster eingeworfen. Von da zogen sie zu der Wohnung des Directors und thatens hier eben so."

Diese Nachricht vermochte aber nicht, unsere Fröhlichkeit zu stören oder nur zu unterbrechen. Sabel selbst stimmte bald in sie ein. Es wurde diesen Abend nichts Ernstes oder Zusammenhängendes mehr gesprochen.